



Akif Pirinçci

Tränen sind immer das Ende

**scanned by ab
corrected by wneumeier**

Achtzehn Jahre alt ist Akif, als er Christa in einer Discothek trifft. Christa, die liebe, süße, schöne Christa. Christa, die Jura-Studentin aus Köln, Christa, in die sich der junge Türke Akif verliebt – bis die Verbindung zerbricht, scheitert an der Eiszeit der Gefühle

ISBN: 3-442-06380-9

Verlag: Goldmann

Erscheinungsjahr: 1980

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Frank Schott, Köln

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor

Akif Pirinçci, geboren 1959, legte schon mit zwanzig diesen seinen ersten Roman vor. Mit »Felidae«, dem »wohl exquisitesten Krimi des Jahres« (Stern), landete er dann einige Jahre später einen sensationellen Bestseller, dessen Verfilmung gerade in Vorbereitung ist. Akif Pirinçci lebt heute als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Bonn.

... und während ich noch in meinem Körper lebe, bin ich schon im anderen ein Kadaver – in dem Menschen, der mich liebte, und den ich liebte.

IGOR A. CARUSO

1

»Das einzige, was du mit denen anstellen kannst, ist, über die Endlagerung des Atommülls zu diskutieren«, sagte Rolf und blickte lüstern auf die restlichen Mädchen hinüber.

Wir befanden uns damals in einer sogenannten Discothek in Bad Breisig. Das ist so ein kleines Kaff am himmlischen Rhein, das an Volksfesten kaum zu übertreffen ist. Früher, als ich noch nicht in Köln lebte, wohnte ich selber in der Nähe, in Weißenthurm bei meinen Eltern. Der Kasten hieß (und heißt immer noch) »Treff« und war überfüllt wie Dachau.

Die Szene glich jeder anderen Szene, die in solchen Läden vorzufinden ist. Merke: In einer Discothek halten sich in der Regel zweierlei Arten von Individuen auf. Die erste Truppe bezeichnet man mit dem Kennwort »plastic people«. Dies sind Wachsfiguren, die sich nach dem letzten, aber auch allerletzten Schrei kleiden (siehe Bravo, Burda, Brigitte and so on), sich ach soo lässig, locker und natürlich geben, ums Verrecken gern aussehen möchten wie David Bowie oder Greta Garbo oder Jack the Ripper, jedoch im tiefsten Kerne stockverklemmt, aggressiv und obendrein hyperdoof sind. Den zweiten Stamm der Belegschaft tituliert man mit der Bezeichnung »Urhippies«. Um sie wiederum ist es völlig anders bestellt. Dieser Typus gehört etwa zu der Sorte von Menschen, die »gern mal haschen«, ihre nachgemachten Guru- und Meditationsträume pflegen, sich einfach *zufällig* etwas überziehen, die immer aufs Neueste »ausflippen«, allesamt irgendwann einmal mit Bluejeans oder Hindulook nach Amsterdam pilgern wollen, falls sie

es nicht längst getan haben, die sich aber bei entsprechenden Frauen stets als harmlose, kleine »Hobbits«, »Schlumpfe« oder sonstige impotente Fabelwesen ausgeben. Intellektuelle sind an solchen Orten sehr selten anzutreffen, da sie bei derartiger Phonstärke nicht gründlich diskutieren können.

Warum, zum Teufel, war ich bloß mit Rolf in diesem gehörschädigenden Lokal gelandet? Nun, ich hatte Rolf einen kurzen Besuch abgestattet- zu meinen Eltern konnte ich zu jener Zeit noch nicht hin, da sie mich vor zirka eineinhalb Monaten rausgeschmissen hatten –, und weil wir beide eine krankhafte Schwäche für hübsche Mädchen besaßen, gingen wir »einfach mal rein«.

»Was? Ich hab' dich nicht verstanden!«, schrie ich zurück.

Rolf, eine undefinierbare Person, der pro Monat etwa hunderttausend Bücher verschlingt und sich immer noch nicht im klaren ist, an wen er glauben soll, an Faust oder Albert Einstein, gestikulierte in Richtung der beiden sitzenden Mädchen.

»Atomkraft? Nein Danke! Du weißt schon«, wiederholte er gelangweilt.

Das eine bezaubernd schöne, doch leider seit seiner Geburt tote Mädchen kannten wir bereits aus Andernach – Langeweilezentrale der Weißenthurmer, Bad Breisiger und der restlichen Jugend der Umgebung – und vom »Treff« her, aber ihre zurückhaltende Partnerin war uns noch fremd.

Sie besaß in ihrem recht zierlichen Gesicht (na ja, die Schminke half ein wenig nach) einen leichten japanischen oder chinesischen Touch, so daß man sie tatsächlich für ein asiatisches Exemplar halten konnte, wenn man sie nicht genauer betrachtete. Außerdem war sie in eine

schwarze Pelerine oder in einen Umhang verhüllt, der jeden Einblick in ihre Figur versperrte. Ich tippte auf eine gutgebaute Mollige, was sich bald darauf als die Wahrheit herausstellen sollte. Sie saß neben der farblosen Cornelia, dem »toten« Mädchen, und betrachtete belustigt die sich dumm und dämlich tanzende Menge auf dem Marmorparkett. Hin und wieder zog sie aus ihrer eiförmigen Ledertasche eine Zigarette hervor (Camel) und zündete sie mit Streichhölzern, wohlgerne mit Streichhölzern, an. Ich hoffte nämlich, daß ihr die verdammten Dinger im Laufe des Abends ausgehen würden und daß ich ihr dann mit meinem Feuerzeug »bißchen behilflich« sein könnte. Hierbei stellte ich mir den folgenden Dialog vor: Ich: »Feuer?« Mädchen: »Ja, danke. Und wo wohnst du?« Doch nichts von alldem. Sie hatte gleich vier Schachteln bei sich!

Ich weiß, das alles klingt wie eine kühle Berechnung oder gar wie »Die Frau als Lustobjekt«. Aber schöne Mädchen will man halt zunächst nur aus einem Grund kennenlernen. Wer das Gegenteil behauptet, macht sich wirklich was vor. Ich jedenfalls will mich mit anziehend wirkenden Frauen nicht über Terrorismus oder über »Die Ausrottung der Pamierindianer 1816 in Westvirginia« unterhalten. Ich will mich mit ihnen möglichst überhaupt nicht unterhalten! Aber das tut man ja doch immer wieder. Es ist wirklich eine blöde Krankheit!

»Komm, wir gehen zu ihnen. Ich will sie echt kennenlernen.«

Rolf zog ein müdes Gesicht.

»Bleib hier. Sie sagt ja doch nur ›Typ, du kotzt mich an!‹ Die Sorte kenne ich. Die tun alle so, als ob sie gerade einen Happy Mac genossen hätten, und wenn du bei ihnen stehst, verwandeln sie sich in Bruce Lee. Die ist bestimmt bis zu den Zehenspitzen emanzipiert, außerdem ist sie

dick.«

»Nein, die ist nicht dick. Und eine Emanze ist sie bestimmt auch nicht. Dafür hat sie sich zu locker geschminkt.«

Er ließ sich überreden, und wir schlenderten *zufällig* und *harmlos* an ihnen vorüber und taten so, als ob wir überrascht Cornelia entdeckt hätten.

»Hallo, Cornelia!«

»Hallo, ist das deine entfernte Cousine aus Hiroshima?«

Das Mädchen neben ihr begann lauthals zu lachen.

»Das ist Akif«, bemerkte Cornelia spottend. »Schreibt Bücher und macht Filme und so. Sag mal, stimmt es eigentlich, daß du dieses Jahr schon wieder für den Oscar nominiert worden bist?«

»Du hast die falsche Schlagzeile erwischt«, erwiderte ich cool. »Ich werde in diesem Jahr Mister Universum!«

Sie lachte wieder und steckte uns diesmal an. Sogar Rolf lachte, und das will was heißen. Sie besaß, wie man so schön sagt, eine eigene Art zu lachen. Ihre dunkelumrandeten, braunen Augen verschwanden in den kleinen Augenhöhlen, man bekam dann fast den Eindruck, daß sie überhaupt keine Augen im Gesicht hatte. Ehrlich gesagt, kann ich Leute nicht ausstehen, die nur mit dem Mund lachen oder die Wangen straffend hochhieven, damit man merkt, daß sie angenehm erheitert sind. Man muß, so glaube ich, doch etwas Ähnliches wie Humor haben, damit man überhaupt lacht. Obwohl das Ganze ziemlich klugscheißerisch klingt.

Nach einer lachfreudigen Weile hopste Cornelia in die Toilette und Rolf ging an die Theke, um Bier zu holen. Apropos Toilette: Ich möchte wirklich gern einmal wissen, was Mädchen in so einer Damenttoilette alles treiben. Ich

meine, da existiert doch so ein Spruch, von wegen das Geheimnis der Frau und so. Jedoch nirgends entdeckte ich jenes sagenhafte Geheimnis. Frauen unterscheiden sich in gewisser Weise tatsächlich nicht sehr von den Männern. Aber in einer Damentoilette bin ich niemals gewesen.

Wahrscheinlich liegt darin das große Geheimnis der Frauen. Man müßte einmal all die Mädchen dort abhören oder so was. Ich meine das völlig im Ernst. Also, wenn ich Verhaltensforscher wäre, würde ich meine ersten Beobachtungen in einer stinknormalen Damentoilette anfangen.

Es war an der Zeit, meinen Text aufzusagen. Ich hasse das, aber man kommt halt nicht daran vorbei.

»Sag mal, wie heißt du?«

»Christa! Und du?«

Das war schon ganz gut. Ich meine damit, wenn ein Mädchen das »Und du?« dranhängt, nachdem sie ihren Namen preisgegeben hat. Man kann sich dann schneller und besser einbilden, daß sie sich auch ein wenig für einen selbst interessiert. Doch die meisten tun es nicht und man kommt sich vor wie ein Oberdepp.

»Hast du meinen Namen eben nicht mitbekommen?«

»Nein.«

»Ich heiße Akif. Bin Türke, weißt du«, antwortete ich ungeheuer natürlich. Ich wartete nun auf das »Du kannst aber sehr gut Deutsch«. Und es kam prompt. Ja, ich bin Türke. Ich kam mit meinen Eltern und meiner Schwester vor zehn Jahren nach Deutschland. Und es ist wirklich nicht mehr originell, wenn man nach so langer Zeit andauernd das »Kannst gut Deutsch« vorgesetzt bekommt. Im Grunde fühle ich mich gar nicht als Türke, aber auch nicht als Deutscher. Ich schwanke nicht einmal so in der Mitte. Wahrscheinlich bin ich gar nichts. (Das wird's wohl

sein!)

Um die quälende Fragerei hinter mich zu bringen, sprang ich sogleich in das Berufswesen.

»Gehst du noch zur Schule?« fragte ich scheinheilig und ahnte selbstverständlich, daß es nicht der Fall war. Doch es ist stets klug, so zu tun, da alle Mädchen ein befriedigendes Gefühl kriegen, wenn man sich von ihrem Äußeren doch noch täuschen läßt. Die Frage würde ich sogar meiner Großmutter stellen.

»Nein. Seh' ich so aus? Ich studiere – Jura.«

1:0 für Christa!

Die uferlose Scheinheiligkeit noch beibehaltend:

»Oh, Jura! Das ist sehr interessant, nicht wahr? Ich meine, da kriegst du doch immerhin etwas zu sehen und zu hören. Kinderschänder, Vtermörder, Wahnsinnige und so.«

Mein Gott, hatte ich eine verdorbene Phantasie! Aber sie lachte trotzdem.

»Nein, so aufregend ist die ganze Angelegenheit nicht. Vor allen Dingen dann nicht, wenn du eine Klausur nach der anderen schreiben mußt. Ich hasse auch das Fach, doch ich muß leider ...«

Ehrlich gesagt konnte ich mich für die heilige Juristerei auch nicht sehr begeistern. Da ich ein zu fauler Mensch bin, um mir mein eigenes Essen selbst herzurichten, besuchte ich des öfteren die Studentenmensa in Köln. Und dort war es meinen Augen manchmal vergönnt, die Herren und Damen Juristen zu sehen, weil sie sich durch ihre fetten Grundgesetzbücher offenbarten. Etwa 90% von ihnen sahen zum Kotzen häßlich aus, der Rest bestand aus teilweise geballter Aggression und heiter bis wolkiger Vertrotteltheit. Und abschließend muß man sich bei

solchen Typen stets vor Augen halten, daß sie im Grunde doch nur jemanden verdonnern wollen. Das ist diesmal keine Verallgemeinerung. Es mag auch solche Juristen geben, die ganz akzeptabel sind. Nur kenne ich keine.

»Und wo studierst du?«

Ich ahnte etwas!

»In Köln. Da wohne ich auch.«

»Was für ein Zufall, ich wohne auch dort. Bin nur zufällig hier.«

Zufälle gibt's! Vielleicht war es falsch gewesen, daß ich sofort mit dem Wohnort herausgerückt war. Ich hätte am Ende des Gespräches so ganz nebenbei erwähnen sollen, daß ich ebenfalls in Köln lebte. Naja, nun war es vorbei.

»Und du machst Filme und schreibst Bücher? Das finde ich aber noch viel aufregender.«

»Ist es auch. Besonders aufregend dabei ist, wenn man daran nichts verdient und elend am Hungertuch nagen muß. Es ist ein wahres Abenteuer. In Wirklichkeit halte ich mich durch einige Nebenjobs über Wasser.«

»Und du meinst, du wirst eines Tages Erfolg haben mit deinen Filmen und deinen Büchern und so?«

»Aber natürlich. Wenn du willst, gebe ich dir schon jetzt ein Autogramm, damit du dich nicht später unnötig zwischen den Fans herumquälst. Nein, Spaß beiseite. Also, ich versuche die Show so bis 21 oder 24, ich bin nämlich erst 18. Wenn bis dahin der Erfolg ausbleibt, dann wandere ich aus nach Australien oder nach Kanada oder zum Kuckuck.«

Wir quatschten noch eine gute Weile über dieses und jenes. Das Lustige dabei war, daß wir uns ununterbrochen anschreien mußten, weil die Musik unsere Stimmen völlig übertönte. Es sah wirklich urkomisch aus.

Aber eins fiel mir bei Christa sofort auf. Sie konnte einem tatsächlich zuhören. Ich meine damit nicht ein allgemeines Zuhören (hier rein und da raus), auch kein verblödetes Zuhören, weil man selbst nichts Besseres zu erzählen weiß, und schon gar kein aggressives Zuhören, damit man dem Sprecher bei der nächsten Gelegenheit eins auf die Nuß verpassen kann (sprich argumentieren). Nein, ein zwangloses, interessantes Zuhören. Also, naturwissenschaftlich gesehen, das alte Sender-Empfänger-Prinzip.

Schließlich kamen wir über Stock und Stein auf Literatur zu sprechen. Ich fragte sie ernsthaft nach ihrem Lieblingsautor. Dazu muß ich leider wieder etwas bemerken: Wenn man manche Leute nach ihrem Lieblingsbuch oder ihrem Lieblingsfilm fragt, antworten sie meistens sehr ungenau. Sie wollen sich einfach nicht festlegen und halten brav die Mitte. Die Palette reicht dann in solchen Fällen von Ulysses bis Perry Rhodan, von Donald Duck bis »Panzerkreuzer Potemkin« und von Vivaldi bis Roy Black. Wie gebildet und tolerant und vielseitig doch manche Menschen sind!

»Ja, weißt du, in letzter Zeit komme ich wegen der Uni fast überhaupt nicht mehr zum Lesen. Oder warte mal – kennst du vielleicht alte, deutsche Balladen? Ich bekam vor kurzem ein Buch geschenkt, mit all diesen Balladen drin. Es hat mir unwahrscheinlich gut gefallen. Am schönsten finde ich ›Lenore‹ von Gottfried August Bürger. Kennst du die Ballade?«

Ich schüttelte den Kopf, denn ich kannte sie nicht und wollte ihr auch nichts vorlügen. Aber oft tue ich das.

»Die ist wirklich toll. Weißt du, Lenore ist ein junges Mädchen, das sich einfach nicht damit abfinden kann, daß ihr Geliebter Wilhelm in so 'ner Schlacht in Prag gefallen ist. So langsam verliert sie den Glauben an alles. Auch an

Gott und so. Aber in einer gespenstischen Nacht erscheint ihr Wilhelm vor dem Haus und möchte sie mitnehmen. Sie steigt auf seinen Rappen und beide reiten davon. Auf einmal merkt sie, daß Wilhelm sich ganz schrecklich verwandelt hat. Immer wieder ruft er: ›Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell / Hurra! Die Toten reiten schnell! / Graut Liebchen auch vor Toten? ...‹ Am frühen Morgen schweben sie über einem verwitterten Friedhof- und plötzlich verfällt Wilhelm zu einem schauerhaften Gerippe. Lenore stirbt natürlich auch. Das Ganze ist so ziemlich gottesfürchtig, aber mir gefällt es trotzdem. Keine Ahnung warum.«

Das hatte ich von ihr wirklich nicht erwartet. Ich meine damit, die Mädchen, die sich für derart vergreistes Zeug begeistern, waren nach meinen Erfahrungen entweder abnormal verklemmt oder zum Aufgeben häßlich. Allerdings muß ich noch hinzufügen, daß ich bei solchen alten Balladen, Sagen, Gedichten oder Volksliedern gleichfalls überschnappe. (Eben, eben: abnormal verklemmt und zum Aufgeben häßlich!) Ich kann tatsächlich einen Orgasmus kriegen, wenn ich von auferstandenen Toten, schmachtenden Jungfrauen, schmerzlichen Liebeleien, von Kriegen, die die Menschen auseinanderreißen, Familienuntergängen, dramatischen Begegnungen nach tausend Jahren und so fort etwas höre. Deswegen bin ich auch genau neunmal in »Dr. Schiwago« hineingegangen. Ich erzählte ihr total überspannt, wie überrascht ich von ihr sei, und den übrigen alten Käse. Das war zwar nicht nötig, aber so bin ich nun mal. Ich lüge eigentlich nur selten, doch ich übertreibe sehr oft. Das ist mein heimliches Hobby.

Danach fragte sie mich, was ich denn so lese. Bukowski! Natürlich Charles Bukowski. Er ist wirklich mein Lieblingsautor. In dieser Zeit las ich alles von ihm, ich

meine natürlich nur die deutschen Übersetzungen. In Wirklichkeit hat er noch viel mehr geschrieben, aber mit meinem Englisch ist es nicht weit her. Er ist jetzt in Deutschland große Mode geworden, weil er so schön dreckig und realistisch schreibt. Alle feiern ihn himmelhoch, streben heimlich danach, seine kaputte Lebensweise zu übernehmen, sprechen den berüchtigten Bukowski-Slang («Die Sonne ist eine eingäscherte Möse») und versuchen seine Perversereien nachzuahmen (weil sie selbst noch tausendmal perverser sind als er). Bukowski sagt das aus, was er wirklich denkt und fühlt, aber sie achten in seinen Büchern nur auf saftige Flüche und sexuelle Passagen, und im Grunde lesen sie ihn alle wie Graf-Bobby-Witze. Einmal unterhielt ich mich mit jemanden über seine Bücher. Ich hatte dabei das seltsame Gefühl, daß er ihn mit Jerry Lewis verwechselte. Am stärksten hat mich Bukowskis Kurzgeschichte »Frozen Man« beeindruckt. Er beschreibt sich darin als ein urzeitliches Monster, das versteinert und zum Sterben verurteilt ist. Aber nicht einmal sterben kann er, der Frozen Man. Während des Lesens habe ich geweint. Etwas ist Bukowski wirklich nicht: ein Witzbold.

Das alles erzählte ich Christa an jenem Abend. Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hatte oder nicht. Doch wenigstens nickte sie mit ihrem süßen Kopf. Und während sie das tat, verwandelten sich die Lichter in der Discothek und färbten ihre langen, schwarzen, feinen Haare mal rot, mal grün, mal gelb, mal blau, mal schön.

Es ist sehr komisch, wenn ein hübsches (und dazu kluges) Mädchen jemandem ein wenig zuhört und hin und wieder mit dem Kopf nickt oder zwischendurch ihr »ja ... hm ... ja« abgibt, dann kriegt man es allmählich mit dem Gefühl zu tun, daß vielleicht doch nicht alles verloren ist, daß man es im Leben wahrscheinlich noch weiter

versuchen sollte und daß man im Grunde auf die eine oder andere Weise, in irgendeiner Form doch gemocht wird, wenn auch nur ein bißchen. Dann beginnt man sogar an diesen Vollidioten Ernst Bloch zu glauben, von wegen »Prinzip Hoffnung«.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß sich einer von diesen nachgemachten Hippies in unserer Nähe herumtrieb und dann und wann Christa flüchtige, heimliche Blicke nachwarf. Der Knilch sah ziemlich fesch aus und war klassisch free gekleidet. Obendrein besaß sein Gesicht einen weiblichen Einschlag, was bei Mädchen von heute besonders beliebt ist. Ich wurde mißtrauisch, obwohl es sehr albern war, da ich sie doch erst vor ein paar Minuten kennengelernt hatte.

Nach einigem Hin und Her schritt er selbstsicher in unsere Richtung und machte vor Christa halt. Er beugte sich grinsend an ihr rechtes Ohr und flüsterte etwas. Ich vernahm die Worte: »Hast du Dope?« Das war ein Trick! Das war der raffinierteste und der häßlichste Trick des Jahrhunderts! Denn er wußte allzu genau, daß es bei Mädchen ihres Schlages derlei Zeug nicht gab. Ihr sah man das förmlich an. Merke: Dies ist die berühmt und berüchtigte Hast-du-Dope-Masche, nach dem Motto: »Wir sind doch alle Freaks!«

Wie befürchtet, machte er nicht kehrt, als er die Absage bekam, sondern schlug die ersten Takte zu einer lebhaften, *harmlosen* Unterhaltung an. Dabei tat er so, als ob ich nicht nur Luft, sondern ein Garnichts wäre (vielleicht war ich das auch). Sodann hatte dieses intelligente Arschloch noch die ungeheure Frechheit, sich zwischen uns zu drängen und Platz zu nehmen, obwohl er genau sehen mußte, daß die Bank nicht mal für zwei Leute ausreichte. Ich mußte sogar meinen Allerwertesten etwas zur Seite schieben. Vor Wut und Enttäuschung hörte ich erst gar

nicht hin, was dieser Schwachkopf von sich gab, aber wahrscheinlich deckte er ihr seinen letzten Urlaub in Indien auf oder schwärmte gerade davon, wie er tagsüber fleißig in die Fabrik malochen geht und abends von seinem Guru regelmäßig ein Mantra zugeflüstert bekommt. Wenn man ihn in diesem Augenblick etwa gefragt hätte, ob er gerade dabei sei, das Mädchen anzumachen, hätte er die Frage gewissenhaft verneint und noch das Gegenteil behauptet. In Wahrheit hatte er nichts anderes im Sinn als ein hungriger Kontaktloser im Bordell.

Das Leben ist wirklich hart, dachte ich, und der nächstfolgende Gedanke war, es ist aber viel härter, wenn man bekloppt ist. Ich nahm mir vor, mich so mir nichts, dir nichts in die Unterhaltung einzumischen und den Typen dabei kräftig zu verarschen, in der Hoffnung, daß er mit der Zeit die Nase vollkriegte und auf Nimmerwiedersehen abhaute.

Doch dann fiel mir ein, daß Mädchen von derlei Fissematenten wenig halten. Das ist wirklich so. Abgesehen davon, daß sich niemand gern verarschen läßt, mögen es Mädchen auch nicht, wenn man in ihrer Gegenwart andere verarscht – es sei denn, sie tun es selbst.

Es war ohnehin spät geworden, und jeden Moment war Sperrstunde. Ich hatte vor, in dieser Nacht bei meinem Freund Josef Mayer zu schlafen. Er heißt wirklich so! Mayer ist Polizist, aber ein seltsamer. Zwar ist er ein gewöhnlicher Holzkopf sondersgleichen, jedoch gibt er nie auf, was Besseres zu werden und bekommt ab und zu wilde Anfälle, behauptet dann allen Ernstes, er sei tatsächlich aus einem hochwertigeren Holz geschnitzt als wir. (Nußbaum!) Auffällig scheint mir an ihm auch, daß er alle möglichen Ideologien und Weisheiten ohne jegliche Kritik übernimmt. Das fängt bei dem eingefleischten

Kommunisten an, läuft über die sorglosen Flower People und den unverwüstlichen Playboy und hört zu guter Letzt bei dem aufgeschlossenen Intellektuellen auf. Das lebende Abziehbild. Mayer hat in seinem ganzen Leben, außer vielleicht der Bibel und Tarzan-Comics, kein einziges Buch in die Hand genommen. Er hat es »eben nicht nötig«. Doch gerade diese Mischung aus abgrundtiefer Dummheit, an Dali grenzender Selbsteinbildungskraft und total sinnloser Sprücheklopferei macht aus ihm für mich einen äußerst originellen Menschen. Ich mag ihn, obwohl er Polizist ist.

Ich verließ die Discothek mit Mayer und Rolf, ohne mich bei Christa zu verabschieden. Ich war mir völlig im klaren darüber, daß dies zwar nicht von höchster Höflichkeit zeugte, aber ihr Verhalten hatte mich derart verärgert, daß ich ihr wahrscheinlich zum Abschied ein paar beleidigende Worte an den Kopf geworfen hätte.

2

Rolf brachte uns mit seinem Auto zu Mayer und fuhr davon. Wir waren alle in Außer-Spesen-nichts-gewesen-Stimmung. Bereits im Garten beschwor mich Mayer, nur ja keinen Krach zu machen, da eventuell seine Eltern davon aufwachen würden (um ihn zu kastrieren oder sonst was).

Seine sogenannte Bude war außergewöhnlich »poppig« ausgestattet und stank zum Kotzen nach Patschuli und Weihrauch. An den Wänden Krischna- und surreale Poster, auf dem Tisch natürlich Kerzen. Ich erwähnte schon, daß Mayer ein sonderbarer Bulle war.

Als erstes stellte er mir seine 2000-Mark-Anlage vor und ich ließ mich danach, so leise es überhaupt ging, von deren hervorragender Klangqualität überzeugen. Er machte mir zum Schlafen eine Couch zurecht und überreichte mir eine hauchdünne Decke. Selbstverständlich existierten noch Millionen andere Decken in diesem Haus, aber um sie zu suchen, hätte er hochgehen müssen und bei dieser langwierigen Aktion vielleicht seine heißgeliebten Eltern aufgeweckt.

3

In dieser Nacht schlief ich sehr schlecht, weil ich vor Kälte fror und zitterte. Fortwährend preßte ich sämtliche Glieder fest zusammen, um das bißchen Körperwärme nicht entweichen zu lassen. Draußen schneite es zwar noch nicht, doch es war schon ein unbarmherziger Winter geworden. Die Straßen lagen vollkommen vereist da, und ein tödlichkalter, beißender Wind blies aus allen Himmelsrichtungen und gab unheimliche Geräusche von sich.

Ich war wieder für eine kurze Zeit eingenickt, als ich vor mir, nur schemenhaft, eine wunderschöne Frauengestalt zu sehen glaubte.

Irgendwo. Irgendwann. Irgendwer ...

Im gleichen Augenblick war ich mir absolut sicher, daß es sich hier um einen Traum handelte. Aber sosehr ich mich auch bemühte, ich vermochte nicht aufzuwachen.

Die Frau schritt oder lief im Zeitlupentempo zu mir, aber gleichzeitig entfernte sie sich auch von mir. Und unaufhörlich rief sie: »Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell / Hurra! Die Toten reiten schnell! / Graut Liebchen auch vor Toten?«

Das Ganze erschien mir aber nicht als Horror oder so was. Es war alles so hell, worin sie sich bewegte, und sie lachte immerzu.

Schließlich wachte ich doch auf und stellte erschrocken fest, daß ich zu einem Eiszapfen erstarrt war. Nach einer guten Weile beschloß ich, leise auf den Fußboden zu kriechen und meine Jeansjacke zu suchen. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wo sich der verdammte Lichtschalter

befand, aber ich wußte ganz genau, daß ich die Klamotten vor dem Schlafengehen irgendwo in die Nähe des Bettes geschmissen hatte.

Ich schlug die dünne Decke beiseite und glitt langsam von der Couch herunter. Nun war es mir noch tausendmal kälter geworden, und ich dachte, das ist also die Hölle, genauso muß die Hölle sein: kalt, ewig kalt!

Verzweifelt tappte ich im Dunkeln umher und bekam beinahe Krämpfe in den Beinen, obwohl ich die Hose anbehalten hatte. Es war alles verdammt. Ich kämmte, immer steifer werdend, fast das ganze Zimmer durch, doch nirgends fand ich diese scheiß Jacke.

Plötzlich knipste Mayer sein Nachttischlämpchen an, und im selben Moment entdeckte ich auch die Jacke. Sie lag halb unter der Couch verborgen. Als ich mich zu Mayer umwandte, bemerkte ich seinen zornigen, mißtrauischen Gesichtsausdruck. Er dachte wohl, daß ich auf meine alten Tage schwul oder sonst was geworden wäre und auf dem besten Weg sei, in sein Federbett zu kriechen.

»Was ist denn mit dir los?« sagte er argwöhnisch.

»Alles klar, mir war nur sehr kalt. Hab' meine Jacke gesucht.«

Als ich mich nach einer Weile wieder in meinem Bett befand, war mir mit der Jacke bedeutend wärmer geworden. Ich konnte jedoch immer noch nicht einschlafen. Deshalb stellte ich mir etwas vor. Das tue ich öfters, wenn ich nicht einschlafen kann. Ich male mir dann irgendeine Geschichte, ein Bild, eine Person, eine Situation oder irgend sonst was aus. Manchmal macht es mir einen großen Spaß.

Dieses Mal stellte ich mir das Mädchen vom »Treff«, Christa vor. Und zwar nackt! Sie saß auf einer niedrigen

Klippe am Meer, genau wie die Loreley, und lächelte mir liebevoll entgegen. Ihr geschmeidiger Körper war hinreißend, und ihre langen Haare bedeckten teilweise die prallen Brüste. Bei diesem Anblick empfand ich jedoch nicht das geringste Gefühl von Sex oder so was, sonst hätte sich unten an dem gewissen Punkt bei mir etwas geregt. Ich verspürte nicht einmal die Lust, die zauberhafte Erscheinung sich bewegen zu lassen, damit man die richtigen Einbuchtungen und Ecken aus unterschiedlichen Perspektiven sehen konnte. Eigenartig, so ein klassischer Softdream war mir bis jetzt wahrhaftig nicht untergekommen. Ich meine damit, es war total neu für mich, daß ich mir ein splitter nacktes Mädchen vorstellte, ohne sofort an die bekannte Sache zu denken.

Da saß die reizende Christa und lächelte mir unentwegt zu. Und mit einem Mal begann ich zurückzulächeln. Nun lachten wir uns beide an. Dabei schämte ich mich etwas wegen meiner Blödheit, weil ich eine Einbildung anlachte.

4

Am nächsten Morgen stellte ich überrascht fest, daß ich nur mehr sieben Mark in der Tasche hatte. Eine Fahrkarte nach Köln kostete neun Mark. Ich versuchte mit allen erdenklichen Tricks Mayer anzupumpen, aber es half nichts. Entweder war es Geiz oder Bosheit, oder er war selber pleite, oder alles auf einmal. Nach dieser Nacht glaubte er sowieso felsenfest daran, daß ich ein echter Schwuler sei.

Gegen Mittag kam Rolf mit der freudigen Nachricht, daß im Andernacher Kino »Der Pate I« laufe. Er wußte allzugenu, daß ich für diesen Film ein Königreich hergeben würde. Es gibt solche Filme eben. Irgendwann kommen sie heraus, und ich geile mich schon an Zeitungskritiken und im Kino an der Vorschau auf, doch dann kommt immer etwas dazwischen, oder ich habe kein Geld und werde langsam aber sicher wahnsinnig. »One Flew Over the Cuckoo's Nest« ist auch einer davon. In den »Paten« mußte ich unbedingt rein, gleichgültig um welchen Preis.

Der zweite Pumpversuch fand natürlich bei Rolf statt. Aber der stellte sich genauso dämlich an. Zwar wollte er mir noch zwei Mark für die Fahrkarte vorstrecken, aber nicht den Kinoeintritt bezahlen.

Ich beschloß, meine sieben Mark für den »Paten« zu verschwenden und hinterher nach Köln zu trampen.

Der Film hatte Überlange und endete erst um acht Uhr. Rolf schlug vor, er könne mich ja bis Bad Breisig mitnehmen, da er an diesem Abend ohnedies noch mal im »Treff« vorbeischaun wolle. Von dort aus könne ich anfangen zu trampen. Wie hilfsbereit von ihm. Aber ich

dachte mir, 25 Kilometer sind 25 Kilometer, und fuhr bis nach Bad Breisig mit. Er ließ mich auf der Hauptstraße heraus und beschwor mich zum tausendsten Mal, daß ich in Köln auch recht fleißig schreiben solle.

Am meisten im Leben hasse ich das Trampen. Man steht neben der Straße wie eine verwitterte Litfaßsäule, fährt den berühmten Daumen aus und beginnt, auf ein unbekanntes Auto zu warten. Es ist wie Angeln. Ich kann auch Angeln nicht ausstehen. Wenn man die Gewißheit hätte, daß man irgendwann mitgenommen wird, wäre das alles auch gar nicht so schlimm. Aber man hat sie eben nicht. Und dann sausen die Wagen wie wildgewordene Affen an einem vorüber, manche Arschlöcher winken oder lachen aus ihnen heraus und tun dabei so, als ob dies außergewöhnlich originell sei oder als ob sie den Witz des Jahrhunderts gerissen hätten. Es ist völlig falsch, wenn man denkt, ein Autofahrer nimmt einen nur aus Mitleid mit. In erster Linie brauchen solche Typen eine lebhaftere Unterhaltung, jemanden, mit dem sie sich aussprechen können, oder einen, der ihr schnelles Gefährt bewundert, oder sie wollen dir einfach was von Jesus Christus erzählen. Im Grunde genommen sind es arme, einsame Krüppel.

Endlich begann es auch zu schneien, und ich verwandelte mich allmählich in einen waschechten Schneemann. Dabei trug ich leichte Sommerschuhe, da ich mir weder Boots noch Stiefel leisten konnte. Die verdammte Kälte schickte sich an, von den Zehen auf in mein tiefstes Inneres zu kriechen. Nach etwa dreißig Minuten quälender Warterei nahm mich ein BMW-Fahrer mit und legte los, sobald ich im Wagen saß. Er müsse diese Nacht noch nach Hamburg, zu seiner Kaserne oder Einheit, faselte er aufgeregt und tat so, als ob es sich dabei um ein verwegenes Abenteuer handelte. Er habe hier nur

seine Freundin besucht. (Selbst schuld, du Arschloch!) Ich fand die nichtige Leier unbeschreiblich interessant, führte ihm meine verlogene Begeisterung vor und klopfte, wie auswendiggelernt, ein paar abgeschmackte Sprüche über sein funkelneues Auto.

Danach vollbrachte er seine rasanten Niki-Lauda-Kunststücke mit nachgemachter Bescheidenheit. Als Hauptattraktion des Ganzen überholte er auf der Autobahn fünf Wagen auf einen Schlag.

Doch nach einer guten Strecke halsbrecherischer Fahrt klärte er mich abrupt darüber auf, daß er an der kommenden Kreuzung nach Bad Neuenahr abbiegen müsse, da er auch dort etwas Weltbewegendes vorhabe. Dieser Hinweis hieß für mich wiederum, daß ich mich um neun Uhr in der Nacht mitten auf der Autobahn befinden würde.

Und so geschah es auch. Er ließ mich an der Kreuzung rasch heraus und raste mit seinem BMW zu seiner verdammten Einheit.

Es war nun windig geworden, und der falsche Schnee entpuppte sich als grausamer Regen. Ich wußte ganz genau, daß, wenn man in der finsternen Nacht, noch dazu bei einem so miserablen Wetter, mitten auf der Autobahn stand, sowieso niemand halten würde. Sie denken dann, man sei ein stinkender Penner oder gar ein heruntergekommener Terrorist. Nichtsdestotrotz gab ich die Hoffnung nicht auf und streckte brav und geduldig den rechten Daumen empor. Aber es ist eigenartig: Wenn man in dieser lebensfeindlichen Kälte, ohne Geld in der Tasche da steht und steht und all die fetten Autos donnern an einem vorüber, hupen wie doof als Hohn dazu, dann beginnt man allmählich am Sinn des Lebens oder so was zu zweifeln. Im Ernst.

Ich war vor fünf Monaten nach Köln umgesiedelt, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, endlich und für allemal von meinen Eltern unabhängig zu werden und weil ich hier bei einer kleinen Filmproduktion einen Job als »Mädchen für alles« gefunden hatte. Doch die ganzen Filmidioten waren derart versnobt und schwachsinnig, daß ich es dort nicht länger als drei Monate aushielt und beschloß, den großen Durchbruch mit meiner eigenen Schreiberei zu bewerkstelligen. Selbstverständlich haute auch dieses Vorhaben nicht so hin, wie ich es mir am Anfang ausgemalt hatte, und ich lebte jetzt teilweise vom Pump und teilweise von dem wenigen Geld, das mir meine Mutter hin und wieder zuschickte. Aber langsam kam ich darauf, daß das kein richtiges Leben war, das ich in Köln führte. Ich hauste wie der letzte Gammler in einem Acht-Quadratmeter-Loch, ernährte mich von Knäckebrötchen und Büchsenfisch, trug die verschlissenen Kleider meiner Freunde und schrieb sämtliche Nächte durch. Dabei stellte ich auch fest, daß ich immer häufiger in den Suff absackte und der Traum von einem zweiten Wohnsitz in Honolulu oder Beverly Hills von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wurde. Dennoch kam handfestes Schuftentum für mich nicht in Frage, weil ich mir fortwährend sagte, wenn du nun diese mittelmäßige Sich-eine-Existenz-aufbauen-Geschichte anfängst, wie der Rest der Menschheit, bist du noch tausendmal schlimmer dran.

Das alles ging mir an dieser eisigen Kreuzung etwa eineinhalb Stunden durch den Kopf, und ich wurde beinahe wahnsinnig. Ich würde in meinem Leben niemals glücklich sein, dachte ich, selbst wenn ich eines Tages Milliarden besäße. Ich dachte, gib's schon zu, das höchste Glücksgefühl ist doch, wenn du mit einem Mädchen schläfst und dabei den berühmten Orgasmus kriegst. Und wenn man alle Orgasmen in einem Leben

zusammenrechnet, ergibt das nicht einmal eine volle Stunde. Man stelle sich das einmal vor: vierzig Minuten Glück, und der Rest ist ein Haufen klumpiger Scheiße!

Der Aufwand für diese vierzig Minuten schien mir wahrhaftig etwas zu groß zu sein, und ich merkte, daß all die Autos auch zu schnell an mir vorbeifuhren. Jetzt, wo du total am Arsch bist, einen kleinen Sprung vor so ein flitzendes Ding, und du bist weg vom Fenster. Es war ganz einfach. Sie fuhren mindestens mit 180 oder so.

Eine Weile wartete ich auf ein Zeichen vom Himmel, doch es kam nichts. Nicht einmal so eine blinkende Boing flog vorüber. (Bestimmt wegen der Schlechtwetterverhältnisse.)

Tja, und wenn man allzulange über den Selbstmord nachsinnt, beginnt man sich allmählich den Bockmist einzureden, von wegen »Morgen ist ein neuer Tag« und »Vor dem Sonnenaufgang ist die Nacht am dunkelsten« oder »Es gibt immer noch Menschen, die dich zwar nicht lieben, aber irgendwo doch mögen«. Und wenn man das alles erst mal gefressen hat, dann fängt man wieder an, in der Show mitzuspielen.

5

Ich beschloß, zu Fuß nach Bad Breisig zurückzugehen und bei Rolf doch noch ein wenig Geld für die Fahrkarte zu erbetteln.

Der Marsch dauerte nahezu eine Stunde, und ich fror dabei schier zu Tode. Unterwegs redete ich mir weiter ein, daß das Leben auf die eine oder andere Weise ja doch einen tieferen Sinn besitzt und daß morgen etwas völlig Unvorhergesehenes passieren könnte. Doch auf diese ziemlich sinnlosen Überlegungen antworteten meine erstarrten, schmerzenden Hände und Füße nur mit: »Du hast 'nen Knall, mein Junge!«

Als ich erschöpft und total durchnäßt im »Treff« ankam, hatte ich sämtliche Illusionen verloren und verspürte statt dessen einen Bärenhunger. In der Discothek hatte sich das Treiben seit gestern nicht im mindesten verändert. Überhaupt scheint in Discotheken die Zeit stehen zu bleiben. Die bunten Lichter an der Decke verändern sich nicht, die Musik lallt in einem fort, die coolen Kostüme bleiben dieselben, die Mädchen nippen schnippisch an ihrem Cola mit Eis rum, die pseudointellektuellen Wirte sind seit jeher arrogant, der Discostar macht seine Runde oder hüpfert seinen Wundertanz vor – nur die Menschen verändern sich. Aber das ist unwichtig, weil sie dann alt, verbittert und doof werden und nicht mehr hierhin kommen.

Rolf erblickte mich bereits von der Ferne und eilte lächelnd, jedoch nicht überrascht auf mich zu. Er ahnte wohl, was geschehen war, und versuchte durch das krampfhaftes Lächeln seine verdammten Schuldgefühle zu verbergen.

Ich verabscheue so etwas! Immer lachen oder lächeln die Menschen zu spät und versuchen dann alles wieder gutzumachen. Doch es gibt nun mal Dinge auf dieser so beschissenen Welt, die man eben nicht durch ein billiges, bemitleidendes Lächeln wiedergutmachen kann. Man kann überhaupt gar nichts wiedergutmachen! Das ist so. Im Ernst.

Ich erzählte ihm in kurzen Worten, was vorgefallen war, und sogleich zog er die zehn Mark aus der Tasche und drückte sie mir entschuldigend in die Hand. Er versprach sogar, mich zum Breisiger Bahnhof zu fahren, und spendierte mir obendrein ein Bier. Dabei hätte ich beinahe geweint. Ich möchte nicht, daß sich Leute wegen mir entschuldigen müssen. Ich entschuldige mich auch nur in seltenen Fällen oder wenn mir keine andere Lösung einfällt. Ich kann manchmal wirklich weinen, wenn sich andere bei mir aufrichtig entschuldigen.

Dann erkenne ich nämlich, was für Arschlöcher sie sind, und das bringt mich auch nicht weiter.

Bis der Zug abfuhr, blieb mir noch etwa eine halbe Stunde. Wir ließen uns irgendwo nieder und tranken gemütlich unser Bier. Auch die Musik hörte sich jetzt sehr angenehm an. (Supertramp: Dreamer) Ich fühlte mich wie ein aus Vietnam adoptiertes Kind. Ich fühlte mich wirklich so.

»Hallo! Das ist aber schön, daß ich dich wiedersehe. Ich fahre nämlich morgen nach Köln«, sagte eine Mädchenstimme. Es war Christa! Sie sah noch tausendmal hübscher und netter aus als am Tag zuvor. Ganz in Jeans. Ich dachte, warum ist es denn so schön, daß sie mich wieder sieht? Warum ist es überhaupt schön, meine blöde Visage zu sehen? Heißt das etwa ...?

»Warum bist du gestern so schnell weggegangen?« sagte

sie. »Ich wollte dir noch meine Adresse geben. Aber du warst plötzlich verschwunden. Ist ja auch egal. Du kommst mich doch besuchen in Köln, nicht? (Darauf kannst du Gift nehmen!) Oder wohnst du etwa weit weg von der Innenstadt?«

(Selbst wenn ich in Timbuktu wohnen würde, ließe sich der Besuch nicht vermeiden!)

»Ja, mal sehen«, entgegnete ich gleichgültig.

Danach lächelte sie mir in ihrer Eigenart zu. Ich lächelte sie auch an, und bis auf einige Kleinigkeiten glich somit alles meiner nächtlichen Vision.

»Mein Gott, du siehst vielleicht mitgenommen aus. Dein Gesicht ist wie tot.«

Graut Liebchen auch vor Toten?

6

Am schlimmsten sind die Samstage in Köln. An diesem und dem darauffolgenden Tag ist jeder mehr oder weniger von der folternden Schufterei befreit und nimmt sich einen exakten Vergnügungsplan vor. Hiermit meine ich natürlich nicht das Spießervolk oder so. Die machen sowieso an jedem Wochenende denselben Scheiß. Nein, es sind die anderen oder von mir aus »Die Nackten und die Toten«. Da gehen Türken, Jugoslawen, Kontaktarme, Abartige und all die restlichen verlassenen, einsamen Krüppel auf unverblünte Weiberjagd. Da sitzen bildhübsche, in verführerische Parfümwolken eingewickelte Mädchen auf ausgeleierte Barhockern und sind fest entschlossen, sich nur von einem Prinzen bumsen zu lassen. Da offenbaren heuchlerische Stammtischstudenten um Mitternacht, wenn sie wieder einmal besoffen sind, was sie wirklich sind: Hyänen.

So gegen ein, zwei Uhr mittags macht sich zunächst mal jeder groß was vor. Es geht darum, Verabredungen zu treffen, Kumpel zu besuchen, Frauen anzumachen, brandneue Kleider vorzuführen, sich dumm und dusselig zu diskutieren und was weiß ich noch für einen Scheiß zu fressen.

Um drei Uhr beginnen dann alle sich schön zu machen.

Die, die Pickel haben, drücken sie gründlich aus, bis Blut aus ihnen hervorquillt, und denken hinterher, zwar besitze ich nun statt der Pickel abscheuliche Wunden im Gesicht, aber das war's auch zum letzten Mal. Die Abgründiefhäßlichen stehen stundenlang vor dem Spiegel und stellen überrascht fest, daß sie genaugenommen gar nicht so häßlich sind, wie alle meinen. Die Supermänner

und die Superfrauen dagegen unterziehen ihre Körper und Fratzen zum x-tenmal einer strengen Überprüfung und wissen am Schluß immer noch nicht, welchem berühmten Schauspieler sie ähneln, Boris Karloff oder Liz Taylor.

Und um zirka sechs Uhr hängen sie dann alle herum: in Kneipen, Discotheken, Ausländerlokalen, Bars, Gasthäusern, Restaurants und im Puff. Und sie saufen. Saufen und saufen. Manche von ihnen gaukeln sich anfangs etwas vor und kippen zwischen einem Kölsch auch einen Apfeln oder Persiko, damit es den Anschein hat, Saufen sei für sie so eine Art Witz.

Doch jeder ist auf der Suche nach Liebe. Und jeder sucht und sucht sich selbst und findet sich nicht.

Anonyme Gesichter am Rudolfsplatz, die sich völlig darüber im klaren sind, daß sie heute abend allesamt onanieren müssen. Besoffene Intellektuelle auf der »Zülpicher«, die stets lautstark behaupten, daß sie niemand versteht, selbst wenn man sie versteht. »Originelle«, affektierte, sogenannte Liebespaare in den Altstadtputten, die unaufhörlich ihre verhassten Bekannten umarmen und küssen, damit auch der Letzte sieht, wie aufgeschlossen ihre Partner und Partnerinnen zu solchen Sitten stehen und daß sowas wie Einsamkeit für sie einfach nicht existiert. Schwachgebliebene Halbstarke am Ring, in den Automatensalons, welche für zwei DM die Chance bekommen, in einem Monitor die Atombombe zu starten. Emanzen am Neumarkt, die einen auf »How wonderfull lesbisch« tun, doch leider auch das ohne jegliches Gefühl.

Es gibt noch Millionen solcher Geschichten über diese grausamen Samstage in einer Großstadt zu erzählen, aber um das Ganze auf einen kurzen Nenner zu bringen: Jeder kennt jeden, und alle sind allein.

Ich besoff mich in jenen Samstagen gleichfalls, weil ich diesen ganzen Alptraum einfach nicht ertragen konnte. Doch weil mir selbst das Saufen alleine keinen großen Spaß bereitete, ging ich meistens vorher zu Laszlo.

Laszlo Kovacs wurde 1956 in Budapest geboren, er ist Ungar. Immerzu faselt er davon, daß er ausgerechnet in den Aufstandswirren das verdammte Licht der Welt erblickt habe. Das soll damals eine große Sache gewesen sein, sagt er. Und wenn er sich ordentlich einen hinter die Binde gegossen hat, schwärmt er mir von seinem genialen Vater vor, der ein hochbegabter Architekt ist und trotzdem keinen Groschen verdient. »Das ist eine Schande!« flucht er, »eine deutsche Schande!« Wenn er diese donnernde Einleitung ausgestoßen hat, dann folgen die üblichen Flüche über die Deutschen: »Sie besitzen keine Phantasie! ... Kartoffelfresser! ... Überall, wo man hinhört, nichts als intellektuelles Gelaber! ... Glaubst du wirklich daran, daß die alten Zeiten hier vorbei sind? ...« Und so weiter, und so fort. Allmählich langweilt er mich damit. Danach erinnert er sich hörbar an Christoph Henkel, den jüngsten Sproß des Familienkonzerns Henkel (Persil!), und an die Zeiten mit ihm als Zimmerpartner in einem Jungeninternat nahe Odenwald. An die Wochenenden, an denen immer der Chauffeur mit der schwarzen Limousine vorfuhr, um Christophs dreckige Unterhosen einzusammeln, und Laszlo habe nicht einmal genug Geld gehabt, um sich Zigaretten zu ziehen. Und während er in lauen Sommernächten für ein Sexmagazin von seinen Freunden Markstücke erbettelte, war Christoph in Irland Hirsche schießen. Nach derartigen Kontrastmontagen erhebt er sich in der Regel von seinem Platz und schreit: »Joj, joj, joj! In Ungarn ist es am schönsten!« Dabei war er noch niemals in Ungarn, außer bei seiner Geburt.

Aber etwas gefällt mir an Laszlo sehr. Er versteckt seine

Aggressionen nie und zeigt sie stets am richtigen Ort. Er ist wie ein Pulverfaß, das ununterbrochen explodiert. Er studiert. Theater.

Es kommt dann hin und wieder vor, daß sie uns beide aus der Kneipe rausschmeißen, weil Laszlo immer Rabatz mit dem Wirt anfängt. Plötzlich sagt er: »Ich hab' kein Geld, ich kann nicht bezahlen.« Das sagt er absichtlich, weil er alle Wirte haßt. Ich leide manchmal wirklich unter seinen Launen. Ehrlich, ich komme mir dann wie das letzte Arschloch vor. Und falls ich ihn mal unter größten Anstrengungen tatsächlich zum Bezahlen seiner eigenen Getränke bringe, wirft er mir auf einmal vor, ich sei ein angepaßtes Schwein. Dabei ist er es, der angepaßt ist.

An diesem einen Samstag ging ich wieder zu Laszlo. Ich hatte keine Lust, in die Miniröhre meines Miniferntsehers zu starren, obwohl ich oft und gerne fernsehe. Sogar die Werbung verfolge ich mit Begeisterung. Nach meiner Meinung müßten alle Filme so sein.

Nachdem ich mehrmals an seiner Tür geklingelt hatte, ließ er mich derart lange warten, daß ich dachte, er sei überhaupt nicht daheim. Schließlich surrte es unten. Laszlo wohnte im vierten Stock, und die Treppen in diesem Haus voll abgebrannter Studenten schienen endlos zu sein. Falls man eines Tages tatsächlich oben ankam, war einem die Lust an einem Besuch schon vergangen.

Er lag im Bett, seine winzige Kammer stank wie gewohnt nach Atem und Mais. Bei ihm stank es immer nach Mais.

»Hallo!« röchelte er, »wieviel Uhr ist es?«

Er hatte geschlafen, und sein Gesicht sah so aus, als ob jemand einige Male mit dem Bügeleisen darübergefahren wäre.

»Sechs Uhr«, sagte ich, »das aufregende Nachtleben

beginnt wieder. Komm, steh auf, wir unternehmen jetzt etwas.«

»Was sollen wir denn schon unternehmen?« murrte er.

»Du meinst saufen oder was?«

»Ne ne. Ich habe da letztens in Bad Breisig ein wirklich nettes Mädchen getroffen. Sie wohnt auch in Köln, gab mir so nebenbei ihre Adresse. Die gehen wir jetzt besuchen.«

»Und was soll ich dabei machen? Euch beim Koitus malen oder was?«

»Nicht doch! Christa, so heißt sie, wohnt in dieser Wohnung zusammen mit einer anderen. Die studieren beide Jura.«

»Ach du Scheiße! Ist die andere wenigstens hübsch?«

»Weiß nicht. Hab' sie noch nicht gesehen. Aber bestimmt.«

»Woher weißt du das? Vielleicht ist die contergan oder so.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich sagte doch, die studieren beide Jura.«

»Sag mal, hast du Vorurteile? Warum sollen Contergane nicht Jura studieren können, he, warum nicht?«

Er erhob sich majestätisch aus dem Bett und ging zu dem mit schmutzigem Geschirr überladenen Waschbecken, um sich frisch zu machen.

»Ich kenne die Jurastudentinnen«, sagte er und wusch sich dabei das Gesicht, »die sind knüppelhart. Die hauen dir ihr dickes Gesetzbuch auf 'n Kopp, wenn du sie bloß anfaßt. Außerdem sind sie allesamt frigide. Du brauchst nur eine Nacht bei ihnen zu schlafen, und sie zeigen dich wegen zweiunddreißigfacher Vergewaltigung an.«

»Red keinen Scheiß und zieh dich an. Die Mädchen sind

in Ordnung, du wirst sehen.«

»Und was macht deine Schreibkunst?« bemerkte er.

»Ich schreibe zur Zeit ein Kriminalhörstück. Es handelt von so einem alten, einsamen Detektiv. Er wird aus seiner Wohnung und seinen Büroräumen herausgeschmissen, in denen er fünfundzwanzig Jahre gelebt hat. Das Haus ist abbruchreif und wird in Kürze abgerissen. Das ganze Hörspiel durch sucht er sich eine neue Wohnung, weißt du.«

»Und was ist daran so kriminell?«

»Nebenher klärt er auch einen mysteriösen Mordfall auf, versteht sich. Das wird ein Knüller, sag' ich dir.«

»Ach, das sagst du doch andauernd. Noch vor kurzem hast du behauptet, in ein paar Monaten würdest du in Beverly Hills sitzen und Judy Forster pimpern. Und inzwischen bist du bereits auf Jurastudentinnen heruntergekommen. Das ist ein schlechtes Omen, mein Junge. Trotzdem, kannst mir mal den Wisch geben, wenn du fertig bist. Ich will mir's durchlesen ... Ehm, wieso ist denn dein Detektiv überhaupt einsam? Ist er etwa ein ungarischer Flüchtling? Ja, ist er das?«

7

Nach einem ausschweifenden Vortrag über »Die Einsamkeit der ungarischen Flüchtlinge in der BRD« standen wir endlich vor der Haustür. Es begann leise zu regnen.

»Wo soll die denn wohnen?« sagte Laszlo. Ich kramte aus der Hosentasche den zerknüllten Bierdeckel hervor.

Christa Born Wayerthal 40 5000 Köln 41

»Das ist gleich um die Ecke hier«, sagte er. Laszlo wohnte damals in der Laudahnstraße. Und die kreuzt direkt an die Robert-Koch, also nur einige Schritte von der Zülpicherstraße entfernt.

Obwohl der Regen nun an Stärke zunahm, schritten wir extrem langsam auf dem Bürgersteig in Richtung Wayerthal. Aber der Regen war nicht kalt oder aufdringlich, es war mehr so ein lauwarmer und gutmütiger Regen.

Ich dachte an Christa und daß ich sie gleich sehen würde und was sie wohl für ein blödes Gesicht machen würde, wenn sie mich erst mal sähe. Seltsam, ich konnte mich beim besten Willen nicht mehr an ihr Gesicht erinnern. So etwas war mir bis jetzt noch nicht untergekommen. Ich besitze nämlich das ausgeprägteste Personengedächtnis der Welt. Im Ernst. Ich brauche jemanden nur einmal flüchtig anzusehen und erkenne ihn nach zwanzig Jahrhunderten wieder. Doch an Christas Anblick erinnerte ich mich nur gefühlswise. Das heißt, ich erinnerte mich an das Gefühl »Christa«.

Plötzlich fiel mir ihr Mund ein. Sie besaß so einen rundlichen, molligen, faltenlosen Mund. Ich würde diesen Mund so gerne einmal küssen, dachte ich. Wirklich, ich würde sie nur küssen wollen.

Mittlerweile befanden wir uns im Wayerthal. Die Nummer 40 lag von der Zülpicher aus gesehen gleich am Anfang. Wir begaben uns bis vor den Altbau und betrachteten die kleinen Namensschilder neben den Schellen. *KLEIN/BORN*. Das hatte noch gefehlt! Zu meinem unerhörten Glück wohnte sie selbstverständlich in dem obersten, also im fünften Stock.

Laszlo klingelte, und nach einer Weile surrte es kurz an der Haustür. Während wir uns keuchend hochschleppten, schrie Laszlo hinter mir fortwährend: »Ich gehe, wenn die andere häßlich ist. Wirklich, ich gehe sofort!«

Oben im Treppenhaus war die Wohnungstür leicht angelehnt. Wir klopfen gleichzeitig höflichkeitshalber noch mal an die Tür. Daraufhin tauchte in einem flurähnlichen Zwischengang ein einigermaßen dickes Mädchen auf, und Laszlo platzte auch sogleich mit seinem »Die will ich nicht!« heraus.

»Bitte?« lächelte uns das Mädchen etwas verstört entgegen. Ich warf Laszlo heimlich einen wütenden Blick zu.

»Ach nichts. Wir sprachen gerade über etwas anderes. Ich wollte nur mal wissen, ob die Christa da ist. Ist sie hier?«

»Nein, sie fährt an Wochenenden immer nach Gladbach, zu ihren Eltern. Du mußt werktags kommen, wenn du sie mit Sicherheit antreffen willst. Bist du ein Freund von ihr?«

»Ja, so was Ähnliches. Na gut, macht nichts. Ich komme ein andermal vorbei.«

»Was soll ich ihr denn sagen? Soll ich ihr etwas ausrichten?«

»Ja, sag ihr, ehm, sag ihr ... Ach sag ihr gar nichts. Nur, daß ich hier gewesen bin. Mein Name ist Akif. Der Türke vom ›Treff‹, sie weiß schon Bescheid.«

Unten auf der Straße schimpfte ich Laszlo zunächst wegen der »geschäftsschädigenden« Bemerkung gründlich aus. Seine Ehrlichkeit war diesmal fehl am Platze. Nicht etwa, daß ich mich wegen derlei Sprüchen schäme, wenn Mädchen dabei sind. Nein, in der Regel bringe ich größere Klopse als er. Allerdings tue ich das ausschließlich bei Mädchen, die es wirklich verdienen. Dagegen schien mir Christas Wohnungspartnerin unheimlich nett zu sein. Ehrlich, ich merke so was. Ich meine damit, wenn Menschen echt nett zu einem sind. Bei vielen ist es nur Tarnung oder trockene Höflichkeit, doch bei der da oben hatte ich den Eindruck, daß sie von Natur aus nett war.

»Ich habe einen großen Hunger«, sagte Laszlo.

»Und ich habe keinen Pfennig in der Tasche«, antwortete ich. Meine Hoffnung, im Verlauf eines solchen Wiedersehensbesuches etwas aufgetischt zu kriegen, war ja nun leider enttäuscht worden.

»Ich kenne da unten auf der Dasselstraße ein ziemlich gutes Lokal. So 'n Griechenladen. Das Zeug schmeckt wirklich prima, das sie einem vorsetzen. ›Dionysos‹. Kennst du es? Nein? Wegen des Geldes brauchst du dir auch keine Sorgen zu machen. Zwar besitze ich auch keinen einzigen Taler, aber dafür lebe ich länger selbständig als du. Und da lernt man halt einige Kniffe dazu«, gab Laszlo an.

»Also die Haar-in-der-Suppe-Masche zieht nicht mehr, mach dir das einmal klar. Und das mit dem ›Ich kann nicht bezahlen‹ mache ich nicht mit.«

Eine halbe Stunde später standen wir beide im »Dionysos«. Das Ganze sah genaugenommen wie ein Minifestsaal aus und war mit dem üblichen Kokolores geschmückt. Plastikweintrauben, Akropolisfresken, leere, verstaubte Weinflaschen, die von der Decke herunterbaumelten. Zu allem Überfluß lief so ein griechischer Singsang im Hintergrund, welcher die nichtexistente Geselligkeit bis zum Wahnsinn trieb. Nichts gegen die griechische Volksmusik, aber ich hasse solche falschen Scherze wie die Pest. Betritt man ein italienisches Lokal, lallt unaufhörlich Adriano Celentano, gehst du in ein türkisches, bekotzen dich orientalische Kantaten, bist du in einer Balkanküche, kannst du vor lauter Zigeunergerichten kaum atmen. So was kann einem den Appetit verderben!

Laszlo blickte am Eingang fachmännisch umher, sodann tat er selbstsicher, als hätte er etwas entdeckt.

»Komm mit«, sagte er entschlossen und bemerkte hinterher: »Aber du mußt schnell essen, verstehst du, sehr schnell!«

Er schleppte mich an einen umfangreichen Tisch, an dem vier zum Erwürgen häßliche Altmädchen saßen. Dem Anschein nach sahen sie wie stockbürgerliche Studentinnen aus.

»Ist es gestattet?« fragte er übertrieben höflich und verzog dabei seine Visage wie Lord Chesterfield persönlich. Drei von den Herbstzeitlosen nickten im Chor, die andere explodierte mit einem fürchterlichen Lachen. Laszlo schwafelte ihnen etwas später einen Scheiß wie »... wir sind neu in Köln ... sind nur zufällig hier ... oh, ihr studiert, ja, was denn? ...« und all so was vor.

Danach erschien der Ober und nahm unsere Bestellung entgegen. Ich verlangte reichlich viel. Fleisch, Gemüse,

Salat, Pudding, Bier und noch ein Bier. Nebenbei versuchte ich unterschwellig, die permanent Lachende anzumachen. Sie war ungefähr die Schönste unter den vieren, falls man so etwas noch als schön bezeichnen durfte. Doch die hatte scheinbar einen Clown verschluckt und antwortete auf meine Fragen nur mit bombastischen Lachsalven. Dabei bespuckte sie mich fortwährend, und selbst das heiterte sie derartig auf, daß sie vor lauter Lachen auseinander zu bersten drohte.

Aber es war ein krankhaftes Lachen. Sie konnte nicht anders. Sie tat mir teilweise wirklich leid.

Dann rollte das große Essen für uns und die Mädchen an, und Laszlo demonstrierte mir seinen Trick. Er würgte sich das ganze Zeug so schnell und ungekaut hinein, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Ich ahmte ihn nach, fraß ebenfalls hastig. Aber so was ist nicht gerade zu empfehlen, denn man schmeckt fast gar nichts und bekommt später schreckliche Bauchkrämpfe. Mittlerweile verstand ich auch, warum wir so rasch essen mußten. Wir waren gezwungen, unsere Teller noch vor den Mädchen leer zu kriegen, weil diese sich nur sehr wenig bestellt hatten. Nach zirka zehn Minuten hatten wir es hinter uns, während die Verwelkten noch immer in ihrem Reis herumstocherten. Laszlo gab das Zeichen zum Aufbruch.

Er verabschiedete sich bei ihnen mit den Worten: »Und besucht uns mal in Frankfurt, tut das.«

Auf einigen Umwegen gelangten wir zum Ober. Laszlo erklärte ihm, zwar außergewöhnlich gelassen, dennoch begleitet von einigen nervösen Zuckungen, daß unsere vier Freundinnen dort an dem Tisch saßen und wir zwei mal gerade rausgehen mußten. Er nickte nur, weil er alle Hände voll zu tun hatte. Ich glaube, er bekam gar nicht mit, was Laszlo sagte.

Wir schritten ungeheuer lässig zur Tür. Als wir auf der Straße standen, rief Laszlo: »Jetzt aber nichts wie weg! Los lauf, lauf schon!«

8

In den nächsten Tagen arbeitete ich auf Hochtouren. Ich mußte um jeden Preis das Hörspiel beenden, denn ich hatte es Rolf versprochen. Die Geschichte war ein Pilothörstück für eine siebenteilige Detektivserie. Aber die einzelnen Folgen sollten total unabhängig voneinander sein: Jedesmal ein anderer Detektiv mit einer anderen Macke.

Diese Figur des Detektivs Lohmann gefiel mir wirklich ausgezeichnet. Es war aus ihm sehr viel rauszuholen und ich hatte beim Schreiben großen Spaß. Er glich im Grunde sehr stark Humphrey Bogart, aber kann man sich so einen Philip Marlow mit Neunundfünfzig vorstellen? Und obendrein in einer rationalisierten Zeit wie heute, in der die Verbrecherbekämpfung zur wissenschaftlichen Aufgabe von Spezialistenteams geworden ist? Er sollte in dieser hochtechnisierten Gesellschaft wie ein urzeitliches, zum Tode verurteiltes Fossil wirken. Sein nostalgischer Beruf, durch den er überhaupt noch am Leben war, mußte unweigerlich absurd und lächerlich erscheinen.

Zwischen dem Schreiben, wenn ich aß, oder vor dem Schlafengehen, las ich die »Lolita« von Nobokov. Das Buch schmiß mich regelrecht um. Es handelt von der Liebe eines vierzigjährigen Professors zu einem zwölfjährigen Mädchen, einer »Nymphe«, wie er sie immer bezeichnet. Am tollsten fand ich die Stelle ziemlich am Ende des Buches, wo dieser »Humbert Humbert«, der Prof., Lolita nach Millionen Jahren wiedersieht, und sie ist inzwischen erwachsen, verheiratet und hat bereits ein Kind. Beinahe hätte ich da wieder geweint.

Ich weiß nicht, solche Begegnungen nach langer, langer

Zeit rühren mich immer zu Tode. Alle sind dann so verändert. Sie kennen sich nicht mehr, verstehen sich auch nicht und versuchen unentwegt ihre Vergangenheit zu verleugnen. Mein Gott, mir wird bei so was wirklich mulmig. Ich möchte nicht, daß sich alles verändert. Vielleicht bin ich deshalb ein Filmfanatiker. Einen Film kann man sich nach ewiger Zeit wieder ansehen, und es hat sich daran nicht die geringste Kleinigkeit verändert. Die Cowboys schießen immer noch auf Apachen, Marilyn Monroe zeigt stets aufs neue Titten und Beine, Frankensteins Monster spielt weiterhin mit dem kleinen Mädchen, Doris Day und Rock Hudson treiben nach wie vor »Bettgeflüster« und »Citizen Kane« läßt immer noch dieselbe Glaskugel aus der Hand rollen. Nichts verändert sich. Man selbst verändert sich nur.

Gleichzeitig mit dem Buch beendete ich auch mein Hörspiel. Es war außerordentlich gut geworden und ich war ein bißchen stolz auf das Ganze. Das finde ich so schön beim Schreiben. Ich meine, wenn man etwas fertiggeschrieben hat, dann bekommt man wirklich ein Gefühl von »Es ist vollbracht!« oder so. Ich dachte, jetzt mußt du dir was schenken. Das ist bei mir alte Tradition. Bei jedem »Es ist vollbracht!« mache ich mir sogenannte Geschenke. Zum Beispiel gehe ich dann großzügig essen oder ich kaufe mir ein Buch, das ich mir schon immer gewünscht habe. Lauter solche Sachen eben.

Heute abend nahm ich mir einen Besuch bei Christa vor.

Ein sehr kostbares Geschenk! Zunächst suchte ich die Badewanne auf und zog mir hinterher saubere Klamotten an. Ich wohnte seinerzeit in der Nähe vom Chlodwigplatz, hatte also einen weiten Weg bis Wayerthal vor mir. Natürlich hätte ich auch die Straßenbahn nehmen können, doch ich wollte kein sinnloses Geldverschwenden. Nebenbei, ich fahre mit der Straßenbahn sehr selten

schwarz, weil ich wirklich ungeheuren Schiß vor diesen Kontrolleuren habe. Nicht etwa, daß die einen, wenn sie zuschlagen, zu den Bullen mitschleppen oder so. Man muß nur zwanzig Mark bezahlen oder, wenn man kein Geld dabei hat, seinen Ausweis vorzeigen, und schon ist die ganze Sache ausgestanden. Aber ich besitze in dieser Hinsicht einen richtigen Straßenbahnkomplex. Ich will halt in einer Straßenbahn anonym bleiben. Im Ernst. Das hat wiederum nichts mit Scham oder so was zu tun.

Es war Mittwoch, heute mußte sie mit Sicherheit zu Hause sein. Draußen regnete es auch nicht. Das hielt ich für ein außergewöhnlich gutes Omen. Nur kurz spielte ich mit dem Gedanken, ob ich ihr vielleicht ein paar Blumen kaufen sollte. Aber dann dachte ich wiederum, daß sie das vielleicht falsch deuten würde. Denn die Männer, die Frauen Blumen mitbringen, wollen sie in den meisten Fällen auch ordentlich bumsen. Ehrlich gesagt wollte ich das auch, aber eben nicht so verlogen und verklemmt. (Wie denn sonst?)

9

Als ich im Wayerthal bei *KLEIN/BORN* bimmelte, war es bereits sieben Uhr geworden. Es surrte unten, und ich wetzte mit hohen Sprüngen hinauf. Auf der vorletzten Treppenpassage jedoch begann sich um mich herum alles wie ein Kreisel zu drehen, und mir wurde ziemlich schwarz vor den Augen.

Das kam vom vielen Rauchen. Ich bin nämlich sowas Ähnliches wie ein Kettenraucher. Nichtsdestotrotz hätte es bestimmt dämlich ausgesehen, wenn ich nun mit einem Male bewußtlos umgefallen wäre. Denn sie hätte sich unweigerlich dabei gedacht, ich sei genauso eine Niete wie die übrigen. Ich mußte einfach das letzte Stück noch schaffen, selbst wenn ich dabei draufging.

Und ich schaffte es. Aber oben angekommen, nahm ich nur ein ewiges Kreisen und irgendwelche grellen Lichtpunkte am Treppenhaus, die zu Mustern verschmolzen, wahr. Obendrein wurde das Ganze durch so ein Echo verstärkt. Alles um mich wankte und bewegte sich, aber ich ließ mir nahezu nichts anmerken.

Plötzlich erblickte ich in dem Wirrwarr Christas Gesicht. Augenscheinlich sagte sie etwas, aber ich konnte sie beim besten Willen nicht verstehen. Alles, was ich in diesem Moment hörte, waren die Worte: Schlecht! Schlecht! Schlecht! ...

»Ich bin nicht schlecht«, sabbelte ich außer Atem, »wirklich nicht.«

»Nein, ich meinte, ob es dir schlecht geht«, sagte sie mitfühlend.

Da ich einige Schritte zurückgestolpert war, sah ich sie

nun in voller Lebensgröße. Sie trug ein zerschlissenes Ballettrikot und hatte ihr langen Haare zu einem spitzen Knoten gebündelt. Einige Schweißperlen standen ihr auf der Stirn und glitten entlang der Wangen zum Hals hinunter. Ihre etwas mollige Figur schien auch völlig in Schuß zu sein. Was will man mehr!

»Fühlst du dich nicht wohl?« wiederholte sie und lächelte mir ein wenig verlegen entgegen, da sie nun sah, daß es mir wieder besser ging. Ich wußte auf diese Frage nichts zu antworten und hatte auch nicht vor, ihr mein Unwohlsein auf die Nase zu binden.

»Du siehst ja wunderbar aus!« sagte ich und hätte um ein Haar noch »So dick bist du ja gar nicht!« drangehängt.

Gleichzeitig war es mir natürlich sehr peinlich, daß ich ihr das direkt am Anfang knüppelhart an den Kopf geschmissen hatte. Ich hätte sicherheitshalber mit dem üblichen, bescheidenen und neutralen »Hallo!« einsteigen sollen.

Na ja, jetzt war es vorbei. Zum Glück wußte sie dies mit einem ahnungsvollen »So, so« zu überspielen.

Nach diesem mißlungenen Akt schien Christa meine kurze Krankheit nicht ernst zu nehmen, sondern hielt sie wohl eher für einen raffinierten Trick, mich unter diesem Vorwand ein wenig von ihr anfassen zu lassen.

Sie führte mich trotzdem freundlich in die Wohnung hinein und bemerkte nebenher, daß sie fürchterlich aussehe und so. Das tun Mädchen immer! Sie schwafeln immer so einen Quatsch, von wegen, sie würden grauenhaft und unordentlich aussehen, selbst wenn sie in den verdammten Gewändern von Queen Elizabeth stecken.

Man soll sich wohl dabei denken: »Menschenskind, wenn sie jetzt in diesem ›grauenhaften‹ und

›unordentlichen‹ Zustand so hübsch aussieht, wie wird sie wohl erst aussehen, wenn sie sich zurechtgemacht hat!« Im Lauf der Jahre gewöhnt man sich daran. Von mir aus hätte sie mich auch nackt empfangen können.

Während wir einen großen Raum betraten, der so etwas Ähnliches wie das Wohnzimmer darstellen sollte, sagte ich zu ihr: »Ach, so fürchterlich siehst du ja gar nicht aus.« Ihr kennt derartige Sprüche wohl selbst. So halb sexuell, halb Kompliment, halb ehrlich, halb fauler Witz, halb spontan und das Ganze höchst ironisch ausgedrückt. Falls sie sich verarscht fühlen sollte, zieht man sogleich ein übertrieben strenges Gesicht wie Abraham Lincolns Statue und wirft ein »Nein, im Ernst« hinterher, damit die Objektivität gewahrt bleibt.

Außer ein paar mit poppigen Stoffen überzogenen Bettmatratzen, die entlang der vier Wände gruppiert waren, befanden sich in dem farbigen Zimmer keine anderen Sitzgelegenheiten. Einem uralten Tisch hatte man die Beine abgesägt und somit der Wohnlandschaft angepaßt. Auf ihm waren selbstverständlich einige Räucherstäbchen in einer winzigen Vase untergebracht. Eines der ekelhaften Dinger glühte noch und vermittelte den Eindruck, daß man sich hier in einem Zenkloster, zumindest aber in der Frühmesse befand.

»Ich mache ab und zu Jazztanz, um mir die Beine zu vertreten. Weil ich doch wegen der lästigen Klausuren die ganze Zeit über dem Schreibtisch hänge. Ist manchmal wirklich sehr angenehm«, sagte sie.

»Das finde ich auch«, entgegnete ich, »könnte so was auch mal gebrauchen. (Ich stellte mir dabei vor, wie ich mit ihr Jazztanz trieb, und hätte beinahe einen Lachkrampf gekriegt.) Du brauchst dich durch mich nicht stören zu lassen. Mach ruhig weiter.«

»Nein, ich habe jetzt sowieso keine Lust mehr. Zwei Stunden werden wohl für die nächsten Tage ausreichen. Willst du etwas trinken? Cola oder so?«

»Ja, Cola.«

Sie bewegte sich in Richtung auf die Tür, machte jedoch dort plötzlich halt.

»Du kannst aber auch Rotwein oder Martini haben«, sagte sie.

»Dann lieber Martini.«

Bei so was kann man immer gut zeigen, daß man ein waschechter Lebemann ist. Jedenfalls dachte ich mir das damals so. Sie verschwand eiligst und bis sie wieder zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit, mir eine Zigarette zu drehen. Währenddessen betrachtete ich die aus Zeitschriften und Büchern ausgeschnittenen Bilder an den Wänden, welche mit Tesaband und Stecknadeln befestigt waren. Irgendwo hing natürlich wie erwartet das »Eibild« von Dali herum. Dali scheint überhaupt jeder gern zu haben. Jedenfalls bin ich in meinem Leben noch in keiner Wohnung gewesen, in der nicht ein Meisterstück von Herrn Dali in irgendeiner Ecke herumhing. Allerdings muß ich auch zugeben, daß ich ein bestimmtes Bild von ihm sehr bewundere. Ich kenne nicht den Titel dieses Gemäldes, aber darauf sind brennende Giraffen abgebildet, die in einer wüstenähnlichen Gegend herumlaufen. Mir gefällt es nicht deswegen, weil es so unendlich zeitlos ist oder was weiß ich aus was für urphilosophischen Gründen, ich finde das Bild deshalb schön, weil diese Giraffen brennen und weil ich noch nie brennende Giraffen gesehen habe. Das ist alles.

Als Christa wieder an der Tür erschien, hatte sie sich einen leichten Maxirock übergezogen und den Schweiß vom Gesicht abgewaschen. Das wäre aber nicht nötig

gewesen. Ich mag es, wenn Mädchen unter den Achseln oder im Gesicht »schwitzen«. Sie hockte sich neben mich hin und begann die Martinis einzuschenken.

»Ich freue mich, daß du gekommen bist«, sagte sie.

»Ja, ich freue mich auch, daß ich dich wiedersehe.«

Das meinte ich völlig im Ernst. Mir gefiel es tatsächlich, wie sie so eng neben mir saß, wie mich ein Hauch von Schweißgeruch umhüllte, wie sie mit dem Kopf ihre mittlerweile aufgeknoteten, langen Haare fortwährend zurückschlug, wie sie gleich kicherte, wenn sie von dem Martini etwas daneben goß, wie sie so tat, als sei ich wirklich jemand, auf den man sich freuen konnte- all diese Sachen eben machten mich ungeheuer glücklich.

»Ich habe mir über dich einige Gedanken gemacht.«

Das hatte ich befürchtet! Denn in der Discothek war alles zu schnell und zu glatt gelaufen. Mittlerweile hatte sie reichlich Zeit gehabt, sich über mich einige kritische Gedanken zu machen. So was finde ich zum Kotzen! Wenn man sich ein bißchen gut versteht, fängt schon im nächsten Augenblick diese beschissene Kritisiererei an.

»Was du nicht babbelst«, sagte ich, »ich habe mir nämlich über dich auch große Gedanken gemacht. Ist das nicht witzig? Stell dir mal vor, da sitzen in Köln zwei junge Leute, und beide machen sich über den anderen Gedanken.«

Sie lachte ein wenig, wurde danach sogleich wieder ernst. Aber nicht todernt. Nun sah man es ihr förmlich an, daß sie mit mir über tiefe, tiefe Sachen sprechen wollte.

»Sag mal, hast du Abitur?«

»Nein, nur einen Impfpaß. Genügt das, um Kybernetik zu studieren?«

»Bitte, bleib mal ernst. Was hast du für einen

Abschluß?«

»Das Eiserne Kreuz!«

Sie wurde sichtlich mißgelaunt.

Verdammt noch mal, warum wollte sie das alles wissen! Mußten wir in solch einer gemütlichen Stunde unbedingt von der Scheißschule quatschen? Ehrlich gesagt, hätte ich mich mit ihr lieber über Politik oder Religion unterhalten als über die Schule, obwohl mir von den ersten zwei Weltkomplexen ebenfalls schlecht wird. Nicht etwa, daß ich mich schämte, weil ich einen Volksschulabschluß unter allem Niveau besaß, ich hasse nur diese sinnlosen Schulgespräche. Schließlich berichtete ich ihr krampfhaft, daß ich vom Gymnasium auf die Realschule und von dort aus auf die Volksschule geflogen war. Aber irgendwie schien ihr diese Blitzzerklärung nicht auszureichen, sie wollte unter allen Umständen das »Warum« erfahren, da sie fälschlicherweise der Überzeugung war, ich sei doch wahrlich ein schlauer Kopf. Ich wollte ihr das alles nicht erzählen, aber dann tat ich es trotzdem. Mädchen werden nämlich mißtrauisch, wenn man auf ihre Fragen keine Antworten findet.

»Ach, die Schule ...«, eröffnete ich ihr, »weißt du, auf der Schule hat es mir eigentlich niemals gefallen. Ich kann mich wirklich an keinen Tag erinnern, an dem ich mich dort einigermaßen wohlgefühlt hätte. Nicht einmal die schwachsinnigen Lehrer haben mich so sehr genervt, wie die Arschlöcher von diesen ›netten Klassenkameraden‹. Es waren all diese faschistoiden Bürgerkinder, die, sobald sie in einem Klassenzimmer saßen, die Sau rausließen. Und die paar ordentlichen Typen, mit denen man befreundet war, veränderten sich mit der Zeit auch nur zu ihrem Nachteil. Und dieses ewige, sinnlose Lernen und Pauken, das sowieso keinem am Ende nützt, außer denen, die das lehren. Ich habe das alles nicht verkraftet, verstehst du?

Ich wurde von einer Schule zur anderen gefeuert, und es war mir wirklich total gleichgültig, was eines Tages aus mir werden würde.

Zum Beispiel gab es da seinerzeit diesen etwas zurückgebliebenen Lehrer. Er kämmte sich die Haare immerzu mit Pomade, trug Hosen mit Hochwasser und stolzierte andauernd mit 'ner Fliege am Hals 'rum. Den haben sie alle ›Eumel‹ genannt, das haben sie ihm manchmal ins Gesicht gesagt. Dabei war er sonst unheimlich nett und gab ein sehr harmloses Fach. Biologie. Er bemühte sich unentwegt, unsere Gunst zu gewinnen, erteilte kinderleichte Hausaufgaben und so. Er war aber halt anders als die restlichen Lehrer. Darum haben sie ihn alle fertiggemacht, haben ihn mit diesem ›Eumel‹ gehänselt bis zum Vergasen. Der arme Kerl war auch so ein Kaputtnix wie ich, er wechselte auch immer die Schule. Doch bei den anderen Lehrern, die sehr streng und in der Regel sogar sadistisch waren, ausgerechnet bei diesen Mistkerlen hat die feige Bande keinen Mucks gesagt, denen sind sie selbstverständlich alle brav in den Arsch gekrochen.

Weißt du, ich habe von all dem Schulkrum die Nase gestrichen voll, und ich weiß jetzt auch, daß ich dort außer Lesen und Schreiben fast nichts Wichtiges mitbekommen habe.«

Christa hatte mir lautlos und nachdenklich zugehört und gelegentlich an ihrem Martini genippt. Meiner war bereits leer, und ich bediente mich diesmal selbst aus der Flasche. Dabei fragte ich mich ernsthaft, ob sie mich überhaupt verstanden hatte. Menschen verstehen einen heutzutage nämlich nie. Sie hören dir still und brav zu, und in Wirklichkeit denken sie daran, ob sie ihr Auto vollgetankt haben oder ob das Waschmittel auch für die kommende Woche ausreicht oder was weiß ich an was für

weltbewegende Dinge. Und dann fangen sie allen Ernstes an, mit dir herumzudiskutieren, obwohl sie von der Sache, die du erzählt hast, keinen blassen Schimmer mitgekriegt haben. Es ist wirklich zum Kotzen!

»Bei mir war es nie so«, sagte sie, »ich habe einfach alles akzeptiert, was kam, und immer dasselbe getan wie die anderen. Vielleicht deswegen, weil ich ein Mädchen bin. Ach, ich weiß nicht warum.«

Daraufhin stellte sie sich etwas betrübt und nahm plötzlich riesige Schlucke aus ihrem Glas. Aber ich glaube, das mit der Betrübtheit war ganz schön gespielt. In Wirklichkeit war sie übergücklich, daß sie Jura studieren konnte. Wenn ich mir so objektiv wie möglich meine jetzige Lage betrachtete, konnte ich ihr das allerdings nicht verübeln, denn ich war alles andere als ein Vorbild.

Ich bemerkte nun, daß seit meiner Ankunft im Hintergrund eine klassische Melodie lief, und als ich schweigend etwas genauer hinlauschte, stellte ich fest, daß sie ausgezeichnet war. Von wem war diese wunderbare Musik und wie hieß sie? »Liszt- Liebestraum!« sagte sie.

Jetzt war die Atmosphäre ziemlich perfekt. Wie Christa war auch ich inzwischen mit dem Rücken zur Hälfte heruntergerutscht, und wir *lagen* nun beinahe auf diesen Matratzen. Das Schweigen begann allmählich zu knistern, doch beide schauten wir steif und stur geradeaus. Blöderweise fiel mir auch kein Sterbenswörtchen ein, und genaugenommen hatte ich auch keine besondere Lust, jetzt mit ihr zu sprechen. Ich wollte nichts weiter, als diese Melodie hören, aber das geht halt nicht neben einem schönen Mädchen.

»Sag mal, wie kommst du auf die Ballettsachen?«

Ich deutete mit der Hand auf das Trikot und auf die Schuhe. Leicht enttäuscht blickte sie mich von der Seite

an.

»Früher besuchte ich eine Ballettschule, weißt du. Das war damals eine sehr schöne Zeit für mich. Ich hab' mir wirklich eingebildet, ich könnte eines Tages eine Primaballerina werden. Bis fünfzehn habe ich auch hart an mir gearbeitet. Doch dann bekam ich diese Krankheit am linken Knöchel. Die Ärzte sagten, ich müsse mit dem Ballett sofort aufhören, um den Fuß nicht zu überlasten, sonst könnte sogar eine Lähmung eintreten. Das ist bis heute an meinem linken Bein hängengeblieben. Es schmerzt unheimlich, wenn ich es übermäßig anstrenge. Na ja, seitdem habe ich die Tanzerei aufgegeben. Nur die Kleider, die passen mir immer noch.«

Sie hob die Hand empor und zeigte auf ein Plakat, das über der Tür hing. Es war ein Werbeplakat von dem vielgerühmten Ballett »Hoffmanns Erzählungen«. Sie fragte mich, ob ich es kenne. Das Ballettspiel hatte ich zwar noch nicht gesehen, aber dafür fast alles von E. T. A. Hoffmann gelesen, den ich sehr bewundere.

Unter allem, was er so schrieb, gefallen mir am besten »Die Elixiere des Teufels« und »Der Sandmann«. Das Ballettstück ist ja auch nur ein Potpourri aus Hoffmanns Erzählungen und Märchen. Ich glaube, dort taucht auch die Figur der Olympia vom »Sandmann« wieder auf. Allerdings heißt sie im Ballett, wie Christa mir sagte, Copelia. Das mit der Olympia ist wirklich äußerst interessant. Ich war von ihr begeistert, als ich das Märchen las. Olympia ist nämlich nur eine mechanische Puppe, die von einem teuflischen Erfinder hergestellt wurde, um Männer ins Verderben zu ziehen. Diese Puppe singt sehr schön und tanzt eigentlich auch perfekt. Sie gleicht haargenau einer lebenden Frau, doch sprechen kann sie leider nicht. Das heißt, nur ein wenig. Sie sagt immerzu: »Ach, ach, ach.«

Beim Lesen habe ich mich ununterbrochen gefragt, ob ich es mit so einer Puppenfrau mein Leben lang aushalten würde, weil sie ja unbeschreiblich schön ist und nie altert. Ich bin dann zu dem Entschluß gekommen, daß das vielleicht unter gewissen Umständen doch möglich sei. Das ewige Quasseln finde ich sowieso ziemlich krank, und daß sie in Wahrheit nur eine Puppe ist, würde mich eigentlich auch nicht weiter stören. Wenn sie irgendwie Scheiße baut, kann man sie ja einfach abstellen oder so. Und das ewige »Ach, ach, ach« ist besser als gar nichts.

Christas Augen starrten das Plakat beinahe vergötternd an. Die Tatsache, daß sie nicht mehr tanzen durfte, schien sie wirklich sehr mitgenommen zu haben.

»Sag mal, bist du sehr traurig darüber, daß du nicht mehr tanzen darfst?« fragte ich sie.

»Man muß sich damit abfinden. Was nicht geht, geht eben nicht.«

»Bei mir wäre das ausgeschlossen.«

»Was?«

»Ich könnte mich niemals damit abfinden, wenn meine großen Träume in die Brüche gingen.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte sie, »aber ich glaube, du hast noch nie vor so einer Situation gestanden. Soll ich mich nun etwa umbringen, weil ich nicht mehr tanzen darf?«

»Nein, nein. Natürlich nicht. Was ich sagte, gilt ja auch nur für mich. Ich bin es eben nicht gewohnt, Enttäuschungen einzustecken.«

»Aber nehmen die Verlage und Sender alles an, was du so schreibst? Begehst du gleich einen Selbstmord, wenn du eine Absage erhältst?«

»Das ist etwas anderes. Wenn ich so eine Absage kriege,

und ich kriege meistens eine, da bin ich zwar zuerst ganz schön deprimiert, aber dann will ich den Lektoren alles heimzahlen, indem ich etwas Neues schreibe. Weißt du, diese Absagen sind nicht endgültig. Ich kann noch viel besser werden und noch tausend andere Sachen schreiben. Doch sagen wir einmal, ich wäre plötzlich blind oder so was und könnte dann keinen Film mehr sehen. Das könnte ich nicht verkraften. Ich würde dann lieber sterben wollen.«

»Ich weiß nicht, ich glaube, das kann nur jemand beurteilen, der sich in so einer Lage befindet.«

Sie lachte mich versöhnend an und fiel mit ihrem Rücken leicht zu meiner Seite. Ihre kleine, mollige Hand lag neben meiner und in mir stiegen allmählich die berühmten Gefühle hoch. Wie würde das wohl ausgehen, wenn ich es jetzt täte?

Vielleicht wie im Kino? Akifs rechte Hand ergreift zärtlich Christas linke, worauf sie anfangs etwas überrascht, dann jedoch erwartungsgemäß sehr wohlwollend reagiert. Sie zieht den jungen Mann langsam an sich und beide umschlingen sich bald darauf fest und liebevoll. Eine kleine Weile später beginnen sie sich zu küssen und zu liebkosten. Während im Background die Musik (Liszt, Liebestraum) unterschwellig ansteigt, sehen wir in einer Reihe von gesofteten Überblendungen, wie sich das Liebespaar gegenseitig behilflich ist, die Kleider abzulegen ...

»Ich kann Jiu Jitsu!«

Ich zuckte zusammen und schnellte ruckartig wieder in die Höhe.

»Hab' ich dir das eigentlich schon erzählt? Ich bin Mitglied in so einem Frauenverein. Ist im Grunde ein blöder Laden. Doch ich wollte unbedingt Unterricht in so

was nehmen. Das reizt mich wirklich. Und es macht mir immer wieder einen großen Spaß, wenn ich mich erst einmal hineingesteigert habe. Vielleicht ist es auch nur ein unbewußter Ersatz für das verbotene Ballett.«

Mein lieber Mann, da hatte ich wieder ein riesen Schwein gehabt! Nach den neuesten Angaben mußte man das Drehbuch ungefähr in dieser Form verändern: Akifs rechte Hand ergreift zärtlich Christas linke, worauf sie anfangs etwas überrascht, dann jedoch sehr wohlwollend mit der rechten Hand weit ausholt, die Finger in der Bewegung versteift und dem verdutzt dreinschauenden jungen Mann einen Mikuzu-Schlag an die Halsschlagader versetzt, worauf dieser augenblicklich tot umfällt.

»Das ist ja höchst interessant«, log ich. »Warum geht denn so ein Sport von einer Frauenbewegung aus?«

»Ach, weil doch so viele Vergewaltigungen passieren.

»Frauenwehr« nennt sich das. Da zeigen sie einem, was man machen muß, wenn der Ernstfall eintritt. Natürlich gehe ich nicht dort hin, weil ich mich vor Vergewaltigungen fürchte. (Ach nein?) Beim Jiu Jitsu kann ich mich eben austoben. Nur deswegen.«

Ich ließ mir von ihr nichts einreden. Vielleicht war sie eine von der Sorte, die um ein Uhr in der Nacht, in finsternen Ecken, auf einsame, lüsterne Krüppel lauern, und falls diese sie zu belästigen versuchen, ihnen einen verpassen, daß den armen Schweinen Hören und Sehen vergeht.

Solche Kung-Fu-Geschichten sind hierzulande ziemlich weit verbreitet. Jedes aggressive Arschloch, das was auf sich hält, ist in so einem Lehrgang drin. Aber das ist es genaugenommen gar nicht, was mich auf die Palme bringt. Ich finde es nur lächerlich, wenn mir so ein Halbrocker erzählt, der ganze Schlagabtausch entspringe im Grunde

einer tiefsinnigen, fernöstlichen Philosophie; das handfeste Knochenbrechen sei sogar etwas unheimlich Existenzialistisches. Unser Jungbulle Mayer muß in seiner Polizeischule auch so einen Kokolores lernen, damit von den bösen Verbrechern, wenn sie erwischt werden, auch ja nichts übrigbleibt. Als ich ihn einmal auf das Thema ansprach, fing er sogleich mit seiner Körperbeherrschung an und laberte lang und breit über die metaphysischen Zusammenhänge. Ich kann mir schon vorstellen, wie er gerade einen Hausdieb erspäht, weit Anlauf nimmt, zu der armen Sau hinwetzt, ihm das Hirn aus dem Schädel zertritt und im Verlauf der gesamten Aktion an das Huan-Kloster in Tibet denkt. Doch sobald man solchen Typen das alles erzählt, antworten sie immer, es sei ja nur Selbstverteidigung. Ob sie wirklich selber daran glauben? Ich fand es jedenfalls von Christa sehr ehrlich, daß sie zugab, sie mache das alles nur, um sich auszutoben, ohne sofort über die philosophischen Hintergründe zu quasseln.

Dann klingelte es an der Tür. Christa sprang blitzartig auf und verschwand im Flur. Ich merkte, daß ich ein wenig besoffen war, da ich mittlerweile drei Gläser intus hatte, und beschloß, falls ein Dritter in die Runde käme, den Mund zu halten. Zwar hatte es offensichtlich Christa nichts ausgemacht, daß ich mit der Zeit immer ausgeleierter sprach, doch wenn von drei Leuten nur einer betrunken ist, macht selbst das Betrunkensein keinen Spaß mehr, weil die Nüchternen wie ausgehungerte Hyänen über einen herfallen.

Vom Gang her hörte ich freudiges Mädchengeschrei. Offenbar ein langersehnter Besuch.

Die Besucherin hieß Gudrun, war so in etwa Christas Baujahr und sah nicht übel aus. Christa stellte uns vor und bemerkte nebenbei, daß die andere aus Mönchengladbach komme. Alte Busenfreundin und so.

Ich sagte: »Tach!« Der Busen antwortete: »Guten Abend!«, um mich zu korrigieren. Danach tat sie so, als ob ich Luft wäre und unterhielt sich ausschließlich mit Christa. Ich tat dasselbe. Zuerst fand das allgemeine Gelaber statt: Wie geht's dir? Was machst du noch so? Wann warst du heute zuletzt auf dem Klo? und so weiter. Aus dem Gespräch konnte ich flüchtig heraushören, daß die liebe Gudrun Psychiatrie studierte und sie selber auch so etwas dringend brauchte. Ich möchte hier kurz etwas anmerken: Geht es euch manchmal genauso wie mir? Ich fühle nämlich immer, wenn Leute voller Aggressionen stecken. Im Ernst, ich brauche solchen Typen nur ins Gesicht zu gucken und weiß im gleichen Augenblick, daß sie jemanden suchen, den sie anschießen können. Für derartige Fälle besitze ich einen sechsten Sinn. Ich bilde mir natürlich aus dem Gesichtsausdruck eines Menschen kein Vorurteil und habe hier nicht vor, mich als einen genialen Menschenkenner aufzuspielen. Dennoch stimmen meine Vorahnungen meistens haargenau. Zum größten Teil sind diese besondere Art von Aggressivlingen Pseudointellektuelle, die sich selbstverständlich ihren Menschenhaß und ihre Zerstörungswut niemals zugeben würden. Sie scheißen einen auch stets auf die feine Tour an, sprich »sachliches Argumentieren!«. Ehrlich gesagt sind mir da die Rocker viel lieber. Denn die geben wenigstens zu, daß sie jeden kaputtschlagen wollen und von Toleranz nicht viel halten. Das nenne ich »reale Aggression«. Aber wenn unsere stillen, geheimen Schläger einmal so richtig aus sich herausgingen, dann kämen, meiner Meinung nach, lauter kleine Nazis zutage.

Auch die nette Gudrun schien mir einen leichten aggressiven Schlag wegzuhaben. Bald berichtete sie Christa Neues von der Emanzenfront. Darunter befanden sich viele hübsche Alice-Schwarzer-Anekdoten und die

funkelnagelneuesten Taktiken und Methoden, wie man sich endgültig aus der Unterdrückung der Männer befreien kann. Sie kam sich in ihrer Sache wie ein Pionier vor.

Obwohl Christa unentwegt versuchte, mich in die Unterhaltung hineinzuverwickeln, weil sie es eigentlich allen recht machen wollte, benahm ich mich die ganze Zeit hindurch sehr neutral, sprach nahezu kein Wort und guckte dumm in der Gegend rum. Doch dann kam das Allerstärkste:

»Du, ich habe einen Professor«, sprach die offenherzige Gudrun, »den mußt du unbedingt kennenlernen! So ein reifer Mann um die 40, 45, mit grauen Schläfen und raucht nur englischen Tabak! Er hat mich auch von Mönchengladbach hierhergefahren. Er ist zwar verheiratet, aber ich gehe ihn trotzdem sehr oft besuchen. Manchmal kommt er auch zu mir. Aber er will mit mir nicht *schlafen*! Bis jetzt hat er es jedenfalls nicht versucht. Ich will auch nicht mit ihm *schlafen*. Wenn wir beide zusammen sind, denken wir gar nicht daran, *miteinander zu schlafen*! Was zwischen uns läuft, ist einfach eine unverbindliche Freundschaft. Und er versteht mich immer so gut-ich ihn natürlich nicht, weil er so ein kompliziertes, sensibles Wesen ist. Und er kennt sich in allen Neurosen immer so gut aus. Er gibt mir fortwährend Ratschläge, wie ich mein Bewußtsein erweitern und mich selbst erfahren kann. Letztens hat er mir transzendente Meditation empfohlen. Das mache ich jetzt auch regelmäßig. Ist zwar ein bißchen langweilig, aber trotzdem dufte. Wirklich, ich spüre das richtig!«

»Was?« warf Christa ein.

»Na alles. Du fühlst deinen Körper und dich selbst. Ehrlich! Aber jetzt will er wieder was Neues mit mir anstellen. Bioenergetik nennt er das! Weißt du, er gibt dir so eine Medizin und etwas später wird irgendein Organ

von dir steif. Und da weißt du, in welchem Organ deine Neurose liegt. Ist das nicht toll! Ich habe zwar nicht vor zu heiraten, aber wenn ich mal heirate, dann nur so einen Mann!«

In der Zwischenzeit hatte ich mein Glas wieder vollgemacht und stellte mir so richtig vor, wie der weise Herr Professor sein kompliziertes, sensibles Ding der bemitleidenswerten Gudrun tief reinschob. Was die Bioenergetik anging, wußte ich auch im voraus, welches Organ bei mir sofort steif werden würde. Aber mit einem Mal kotzte mich das schwachsinnige Gelaber derart an, daß ich darüber nicht einmal lachen konnte. Ich verabschiedete mich von Christa so schnell es ging, bedankte mich für die Martinis und rief ihr im Treppenhaus nach, ich käme sie in den nächsten Tagen wahrscheinlich wieder besuchen.

Um zwei Uhr in der Nacht stand Laszlo vor meiner Tür. Er hatte mächtig einen in der Krone und war durch den Regen völlig durchnäßt. In seinen geröteten Augen standen auch dicke Tränen, aber die kamen nicht vom Regen. Er setzte sich auf den Rand meines ramponierten Sperrmüllbettes und befahl mir, Kaffee zu kochen. Während ich Wasser aufsetzte, begann er von neuem zu flennen.

»Was ist los, Mensch?« fragte ich. »Warum heulst du denn wie 'n Bekloppter?«

»Ich war heute abend wieder im Puff«, antwortete er immer noch weinend. »Aber mein Geld hat nicht ausgereicht. Die ließen mich nicht ran, diese verdammten Nutten! Wollten unbedingt noch zehn Mark dazu haben.«

»Und deshalb weinst du? Hier hast du einen Zehner. Lauf wieder hin.«

Ich kramte aus meiner Jeansjacke den Schein heraus und drückte ihn in seine Hand. Er betrachtete das Geld zunächst mit abwesenden Blicken und schmiß es danach auf den Boden. »Mann, Akif, verstehst du das nicht? Es geht doch nicht um diese blöde Puffgeschichte. Es geht darum, daß ich in meiner verdammten Einsamkeit langsam aber sicher verrecke und daß mir das Wasser bis zum Hals steht! Das halte ich nicht durch. Dieses ewige Suchen nach Liebe, dieser wäahnsinnige Wunsch nach einem warmen Körper. Jeder besitzt seine romantischen Träume vom Alleinsein. Selbständig leben, endlich das machen, wonach man Lust verspürt. Aber es ist alles große Kacke, Mann! Und überall stinkt es! So etwas funktioniert einfach nicht. Du hast es wenigstens etwas besser als ich. Wenn

alle dich verlassen, und es ist nicht einmal ein Taubstummer da, der sich deine seelischen Wehwehchen anhört, stürzt du dich an deine Schreibmaschine und tippst dir den Kummer aus dem Leib. Und du kannst dich immer noch mit deinen Eltern versöhnen und zurück zu Menschen gehen, die du gut kennst, die du liebst und die dich auch mögen. Doch bei mir ist es total anders. Akif, ich bin in diesen großkotzigen Internaten aufgewachsen und dort hockten lauter noble Esel, die an Wochenenden mit Privatjets abgeholt wurden. Meine dämliche Mutter und mein hochnarzißtischer Vater haben mich sowieso nach meiner Geburt vergessen. Immerzu wurde ich weggegeben, weil sie andauernd weltbedeutende Dinge vorhatten. Mit zehn Jahren saß ich dann in diesem Scheißinternat. Und dort haben sie immer versucht, mir weiszumachen, daß wir allesamt eine große Familie wären. Aber das habe ich denen niemals abgekauft! Verstehst du das! Niemals!«

»Klar, Laszlo, ich verstehe das sehr gut«, versuchte ich ihn zu beruhigen.

»Schau, vorige Woche war ich wieder krank. In letzter Zeit werde ich häufig krank. Ständig diese Magengeschichten. Und da liegst du in deinem verschissenen Bett, hast kein Geld, bist krank, einsam, halb wahnsinnig, nicht einmal der Zimmernachbar hämmert gegen deine Tür und beschwert sich, weil die Musik zu laut aufgedreht ist, verdammt noch mal, du hast auch so einen Schiß vor dem Tod und läßt die Rasierklingen dort, wo sie sind ... Was kann einem noch Schlimmeres passieren, frage ich dich!«

Er fing erneut zu weinen an.

Ich wußte allzugut, was Laszlo mit seiner wirren Klage ausdrücken wollte, denn meine eigene Stimmung glich seiner immer mehr. Vielleicht zeigte sie sich nicht so

extrem wie bei Laszlo, weil er zeit seines Lebens verlassen und einsam war, aber auch ich stand kurz vorm Durchdrehen. Dieses Gefühl ist außergewöhnlich schwer zu beschreiben. Man sollte doch denken, in einer Großstadt wie Köln gebe es genug Gelegenheit, um unter die Leute zu gehen und etwas zu erleben. Ich bin auch weiß Gott nicht kontaktlos oder so was. Ich kann mich wirklich sehr schnell mit Menschen anfreunden und genaugenommen jeden akzeptieren, wie er ist. Doch mir scheint, in diesem Jahrhundert sind alle Leute verrückt geworden. Sie begeistern sich für verlogene, abstumpfende, unsinnige Ideologien, unterdrücken alle ihre Gefühle, explodieren vor Aggressionen, faseln ununterbrochen dieselbe Leier nach, die irgendein hoher Doofkopf mal zum besten gegeben hat, und vergeuden ihr bißchen Leben für nichts und wieder nichts. Es macht dann auch keinen Spaß, sich mit solchen Leuten – und das sind sie mehr oder weniger alle – zu unterhalten, sie zu lieben und sie zu verstehen. Manchmal nehme ich mir echt vor, mich an sie zu gewöhnen, mich an sie anzupassen, damit ich wenigstens ein wenig Geselligkeit aus der miserablen Lage herauschinden kann. Aber dann merke ich plötzlich, daß ich mich bei so was tausendmal einsamer und verlorener fühle, als wenn ich allein zu Hause hocke. Das Ganze ist manchmal so verflüxt, daß so was wie bei Laszlo halt vorkommt. Dann weint man eben und fühlt sich hinterher zumindest für eine halbe Stunde etwas besser. Doch in ein paar Tagen fängt diese grausame Anonymität wieder von vorne an.

Was sollte ich nun Laszlo erzählen? Was für Ratschläge gibt man jemanden, wenn man genau seiner Meinung ist? Ich sah für ihn und für mich keine Erlösung. Sogar die Nutten im »Kontaktthof«, die selber total am Arsch waren, konnten ihm nicht helfen und verweigerten jede

Dienstleistung. Dabei wollte Laszlo bestimmt nicht nur bumsen, dafür besitzt er wirklich allzu viele Gefühle. Diese Nutten hätten an ihm noch ihren Spaß gehabt.

Ich riet Laszlo in dieser Nacht überhaupt nichts, schlug ihm statt dessen vor, bei mir zu schlafen. So um fünf Uhr, nachdem wir uns gründlich ausgesprochen hatten, pennten wir endlich ein.

Ich ging wieder zu Christa. Warum? Weil ich nicht die geringste Lust verspürte, den ganzen Abend vor einem amerikanischen Spielfilm zu verbringen. So etwas hat bei mir wenig Sinn. Ich habe fast alle amerikanischen Filme – wenn nicht alle Filme der Welt! – schon mehrmals gesehen. Zumindest die, welche im Fernsehen gesendet, bzw. wiederholt werden. Diese Behauptung ist kein bißchen übertrieben, da ich tatsächlich fast alles konsumiert habe, was die in Hollywood, und nicht nur in Hollywood, ausgeheckt haben. Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber des amerikanischen Kinos, beneide und vergöttere es und möchte eines Tages selber in dieser Richtung weiterarbeiten. Falls ich zu gegebener Zeit überhaupt Filme machen sollte, dann bestimmt solche wie:

»Singin' in the rain«, »It's a Wonderful Life«, »Bringing up Baby«, »The big sleep«, »The big Sky«, »The Man who shot Liberty Valance« ... Also kurz und bündig, ich möchte solche Streifen machen, die heutzutage als Kitsch oder »Heile Welt« abgetan werden. Allerdings will ich mich nun zu diesen lächerlichen, schwachsinnigen, primitiven, kurzsichtigen, einfallslosen, halbfaschistoiden, degenerierten und vor allem intellektuellen Meinungen nicht äußern, da dies wohl den Rest dieses Buches ausfüllen würde.

Selbstverständlich haben sich die Hollywoodbrüder gelegentlich auch etwas Trauriges und Ernsthaftes einfallen lassen. Zum Beispiel »Citizen Kane« von Orson Welles, mein Lieblingsfilm. Aber mir ist jetzt nicht

danach, eine komplette Inhaltsangabe plus Analyse von diesem Film abzuliefern. Vielleicht tue ich das später. Ich kann nur kurz sagen, daß ich den Film deshalb so umwerfend und so unendlich traurig finde, weil dieser Charles Forster Kane den ganzen Film hindurch oder sein Leben lang versucht, aus Menschen das zu machen, was sie eben nicht sind. Wenn das nicht zum Weinen ist!

Es war ein Tag nach Nikolaus, und es begann nun allmählich zu schneien. Ich zog mir den Mantel meiner Schwester über und trat den Marsch in Richtung Wayerthal an.

Unterwegs bemerkte ich plötzlich, daß ich zusammenhanglose Worte vor mich hin sagte. Andauernd flüsterte ich »meine Süße« oder »süße, schöne« oder »liebe, süße«. Danach fanden sich die einzelnen Worte endlich zusammen. Mit einem Male sprach ich: »Meine liebe, süße, schöne Christa!«

Ich hatte wirklich nicht die geringste Ahnung, warum ich diesen Satz sagte, aber für mich klang er undenkbar schön, fast wie ein Gedicht. Ich fing nun an, diesen Satz zu wiederholen und zu wiederholen. Auf der Straße blickten mich einige Passanten mißtrauisch an, schüttelten verdutzt ihre Köpfe und dachten sich wohl dabei, ich wäre auf meine alten Tage bekloppt oder sonstwas geworden.

Im Gehen schlich sich noch ein merkwürdiger Gedanke in mein Hirn ein. Ich fragte mich ernsthaft, ob ich in Christa verliebt sei. Doch diese Frage war für mich sehr schwer zu beantworten, da ich mir unter dem Begriff »Verliebtsein« fast nichts vorstellen konnte. Was war das überhaupt für ein Gefühl, Verliebtsein? Ich ließ im Gedächtnis Christas Gesicht und Körper auftauchen und kontrollierte dabei meine Empfindungen. Das Ganze geschah allerdings derart krampfhaft und wissenschaftlich, daß ich am Ende der Überprüfung genausoviel wußte wie

vorher.

Eine Weile später sagte ich mir wiederum: Was bildest du dir ein, du kleiner Wichser! Nur weil sie dir etwas Martini ins Glas geschüttet hat und andauernd in deine blöde Visage hineinlächelt, muß das doch nicht gleich »Große Liebe« sein! Doch trotz solcher genialen Einsichten freute ich mich dennoch heimlich auf meine liebe, süße, schöne Christa.

In der Nähe von Wayerthal liegen diese besonders preiswerten Studentenbuchläden, und ich beschloß kurzerhand, dort für Christa ein Buch zu kaufen, weil ich mir wie der Nikolaus persönlich vorkam. Nach einiger Überlegung fiel meine Wahl auf »Lolita«. Na ja, irgendwas mit Liebe mußte es ja sein. Allerdings wäre es zu auffällig gewesen, wenn ich ihr gleich »Love Story« oder so was geschenkt hätte.

Dann, als ich aus dem Laden wieder herauskam, wurde ich auf einmal sehr depressiv und bekam schreckliche Schuldgefühle. Ich war nicht in sie verliebt! Nein, Liebe war es wirklich nicht, was mich erneut zu ihr trieb. An diesem Abend war ich nur ziemlich einsam und deshalb, und allein aus diesem Grund, wollte ich sie besuchen. Ich brauchte dringend einen Menschen, der sich mit mir unterhalten und, wenn es irgendwie ging, mich auch ein bißchen lieben sollte. Aber echte Liebe, ich meine die Liebe, von der alle meine berühmten Filme erzählten, war es auf keinen Fall.

Jetzt, nachdem ich das Ganze gründlich analysiert hatte, wollte ich auch nicht mehr zu ihr gehen. Ich blieb vor dem Buchladen wie angewurzelt stehen und dachte über meine beschissene Lage nach. Was sollte ich überhaupt mit diesem Buch im Geschenkpapier anstellen? Ich überlegte nicht lange und schmiß es auf den Boden. Das Geschenkpapier wurde so ziemlich naß. Das gefiel mir

nicht. Ich mag es nämlich auch nicht, wenn Geschenkpapier naß wird. Also hob ich es wieder auf und versuchte es zu trocknen. Mit ein paar Streichhölzern machte ich sogar ein kleines Feuerchen und mühte mich vergeblich ab, das Papier einigermaßen zu wärmen. Ich glaube, wenn mich jemand die ganze Zeit so beobachtet hätte, hätte er sofort die Nervenklinik angerufen.

Da ich schon einmal hier stand, beschloß ich nach längerem Hin und Her, nur kurz bei Laszlo vorbeizuschauen und ihm das Buch zu schenken. Aber später, an der Abbiegung zum Wayerthal, mußte ich unweigerlich anhalten. Warum sollte man eigentlich nicht zu einem Mädchen gehen, wenn man etwas einsam war? Das war doch wirklich keine Schande. Im Gegenteil, man ging in einer derartigen Lage erst recht zu einem Mädchen.

Dann gab ich mir einen Ruck, und ehe ich mich versah, stand ich plötzlich vor Christas Tür. Ich schellte, es surrte. Obwohl ich mich diesmal in Hochform fühlte, ließ ich mir beim Treppensteigen reichlich Zeit. Am Treppenhaus empfing mich das andere Mädchen, die Freundin von Christa, mit der sie die Wohnung teilte.

Sie sagte, Christa sei im Wohnzimmer und höre Musik. Im Gang unterrichtete ich mich über ihren Namen, welcher Inge lautete, damit es den Anschein besaß, ich erstatte beiden einen Besuch und käme nicht allein wegen Christa hierher. Einfach lächerlich!

Als mich Christa erblickte, erhob sie sich lachend von ihrem Platz und schüttelte mir allen Ernstes die Hand. So was Dämliches hätte ich ihr nicht zugetraut. Ich meine damit, ich verlangte ja nicht gleich einen Kuß von ihr. Aber sie hätte mich vielleicht an die Schulter fassen können, anstatt so einen verblödeten Handschlag vorzuführen.

Doch ich war gewitzter: Als sie nach dem genormten Gruß ihre Hand wieder zurückzunehmen versuchte, schüttelte ich dieselbe noch unaufhörlich weiter, damit ihr die Sinnlosigkeit dieses Aktes auch ja klar wurde. Immer wieder zog sie die Hand zurück, aber ich ließ nicht locker und machte ungestört weiter. Am Ende mußten wir darüber ziemlich lachen.

»Schau mal, ich habe dir ein Buch mitgebracht. Wegen Nikolaus und so. Es ist ein sehr gutes Buch«, sagte ich.

»Aber warum denn?« guckte sie mit gespielter Verwunderung.

»Ach, nur so.«

Das kaufte sie mir zwar nicht ab, doch immerhin dämpfte es ein wenig die Zweideutigkeit. Sogleich machte ich mich daran, ihr die Vorzüge des Buches zu erklären, damit sie sich nicht länger an dem Sinn dieses Geschenkes aufhielt. Aber das tat sie ja doch! Während mein Mund unentwegt geschwollen und hyperintelligent daherfaselte, betrachtete ich sie etwas genauer. Diesmal hatte sie sich geschminkt und trug einigermaßen normale Kleider. Jeans und dicke Wollpullover. (Kuschelweich!) Mir fiel auf, daß Christa sich aufs Schminken gut verstand. Da man als Filmmensch auch von der Maske der Darsteller etwas wissen muß, bin ich über diese Dinge besser informiert als manch eine Frau. Ich habe tatsächlich eine Unmenge von Büchern über das Anmalen des Gesichtes gelesen. Christa hatte sich unter den Lidern lange, nach oben hin laufende Striche gezogen und betonte damit auf eine wunderschöne Weise ihre koreanische Herkunft. Die Lippen waren zwar knallrot, aber bei Molligen ist das genau das Richtige. Und eine zarte Wolke von Rouge an den Wangen, leicht zum Kinn niederfallend.

Sie sagte, das mit dem Buch wäre nicht nötig gewesen,

weil es zu teuer sei. Erstens stimmte das gar nicht – es war eine Taschenbuchausgabe zu 5,80 –, und zweitens war mir der Preis im Grunde scheißegal. Ich konnte sie schließlich beruhigen, indem ich im Verlauf der Unterhaltung beiläufig durchsickern ließ, ich sei in diesen Tagen so eine Art Millionär.

Nach dem kurzen Plausch trat plötzlich eine seltsame Stille in den Raum. Mir fiel beim besten Willen kein Wort ein, und offenbar ging es ihr ebenso. Eine kleine Weile später kam mir wieder dieser Satz in den Sinn: Meine liebe, süße, schöne Christa. Meine liebe, süße, schöne Christa. Meine liebe, süße, schöne Christa ... Beinahe hätte ich ihn laut ausgesprochen.

Jetzt erschien mir der Satz, so wie er war, ziemlich unvollständig zu sein. Er mußte irgendwie fortgesetzt werden. Doch wie ging es weiter? Ich grübelte nun darüber richtig nach und begann, sie nicht mehr zu beachten. Meine liebe, süße, schöne Christa ...

»Laß uns weggehen«, sagte sie.

»Wie bitte? Ich habe dich nicht verstanden.«

»Laß uns irgendwo hingehen. Etwas trinken oder so.«

Wir beschlossen, das »Santa Marlena« aufzusuchen. Das ist so ein puffnobles Café am Rudolfsplatz, in dem nachgemachte Managertypen mit ihren frischgefärbten Haaren rumsitzen, pro Tag etwa fünfzig Tassen Espresso runterspülen, eine Kiste Havanna-Zigarren ausrauchen und ihren platinblonden Sekretärinnen, welche nur in einem Ferrari einen Orgasmus kriegen können, pausenlos vorschwärmen, was sie für eine glorreiche Zukunft vor sich hätten. Warum wir ausgerechnet dieses affektierte Lokal besuchen wollten, stand eigentlich auf der Hand: Das »Santa Marlena« war halt seriös und unsere »Beziehung« war noch einigermaßen seriös.

Sie zog sich rasch einen altmodischen Pelzmantel über, den sie, wie sie mir erklärte, von ihrer Mutter erhalten hatte.

Unten auf der Straße fehlte uns beiden die Lust, mit dem Auto zum Rudolfsplatz zu fahren, da der Schnee alles weißgemalt hatte und wir den Anblick so richtig genießen wollten. (Ich Doofkopf hätte sie doch zum Fahren überreden sollen, weil ich immer noch in diesen verdammten Sommerschuhen steckte. Aber das bekam ich erst später zu spüren.)

Wir schritten langsam auf der »Zülpicher« nebeneinander und taten so, als ob wir in unserem Leben noch keinen Schnee gesehen hätten. Fortwährend machten wir uns gegenseitig auf irgendwelche verschneiten Dinge aufmerksam und fanden alles zum Bersten toll. Ich spielte mit der blödsinnigen Idee, ob ich diese Zigarettenreklame nachahmen sollte. Ich meine damit die, wo ungefähr zehn jugendliche Fotomodelle wie vom wilden Affen gebissen aus einer abbruchreifen Almhütte herauswetzen, sich eine übertrieben wilde Schneeballschlacht liefern, sich dabei wechselseitig viehisch abknutschen, ablecken und fast vergewaltigen und am Schluß der gesamten Show eben diese zum Kotzen schmeckenden Dinger anstecken und genüßliche Züge vorspielen. Ich ersparte ihr das Spiel letztlich doch, weil sie die Reklame höchstwahrscheinlich auch schon mal gesehen hatte.

Aber eins machte mir trotzdem großen Spaß. Mit diesen Plastikschuhen ließ sich auf dem vereisten Bürgersteig unheimlich gut rutschen. Ich holte etwas Anlauf und schlitterte manchmal so um die sieben, acht Meter weit. Immerzu mußte ich dann stehenbleiben und auf sie warten. Als sie einmal mit ihren spitzen Stiefeln versuchte, mir das nachzumachen, fiel sie beinahe auf die Fresse.

Zum Glück war Akif rasch zur Stelle und hielt sie von allen erdenklichen Seiten so richtig fest, damit sie nicht umkippte. Mein Gott, war mir das peinlich. Und wie peinlich es ihr erst war! Danach unterließ ich auch das Rutschen, um sie nicht länger in Versuchung zu führen.

Nun gingen wir hauteng nebeneinander und ich hoffte, daß sie mir wenigstens unter den Arm greifen würde (wie es sich für »Verliebte« gehört!). Meine Füße waren jetzt total naß geworden und begannen allmählich vor Kälte zu schmerzen. Dennoch gab ich keinen Mucks von mir, sondern ließ mich zum Schlechtwerden über die Schönheit der Großstadtschneelandschaft aus. Sie bejahte mein Ergötzen und fand ebenfalls alles »prima«.

Auf halber Strecke merkte ich, daß ihr selbst der fette Pelzmantel nichts half. Sie fror, und ihr Gesicht bekam fast Frostbeulen. In diesem Augenblick hätte ich gern meine Wangen so fest wie möglich an ihre gepreßt. Für kurze Zeit blieb ich sogar stehen und tat so, als würde ich meine Socken hochziehen. In Wahrheit benutzte ich diesen Anlaß nur, um sie anzuschauen. Sie zitterte am ganzen Leib, aber brachte trotzdem ein kleines, verspieltes Lächeln hervor. Sie sah so wunderhübsch aus, in diesem für sie übergroßen Mantel.

Ein anderes Mal löste sich ihr Haarknoten auf, und die Spange fiel in den Schnee. Ich hob sie auf und drückte sie in ihre Hand. Vergebens bemühte sie sich nun, die Haarpracht wieder hinzukriegen. Ich lief blitzartig nach hinten und half ihr ein bißchen bei dem ganzen Durcheinander. Doch alles war gespielt. Denn in Wirklichkeit wollte ich nur die Haare berühren – die langen, schwarzen, feinen Haare von meiner lieben, süßen, schönen Christa.

Mit Mühe und Not erreichten wir endlich das Café. Das Bild in dem Laden war wie vorausgesehen: Jeder kleine Wichser spielte sich »Skiurlaub in St. Moritz« vor und bekam hiermit die einzigartige Gelegenheit, seine wintermodischen Trachten vorzuführen. Es war einfach lächerlich, was diese mittleren Angestellten und Möchtegernplayboys alles anstellten, um das bißchen Matschschnee für ihre hochnarzißtischen Zwecke auszunutzen. Am besten waren die Ober. Sie bedienten jeden von dieser falschen High Society so, als sei er aus dem Geschlecht der wohlgeborenen Rothschilds, und verdienten sich dabei mit den großzügigen Trinkgeldern dumm und dusselig.

Wir setzten uns irgendwo in eine gemütliche Ecke, soweit es hier überhaupt welche gab. Sie zog den zerfledderten Pelz aus und legte ihn hinter sich auf die Lehne des Sessels. Zum ersten Mal fielen mir ihre drallen Brüste auf. Unter dem Pullover hatte sie bestimmt nichts an. Darauf hätte ich schwören können. Nun begann ich richtig heiß zu werden und achtete nur noch auf die beiden Dinger da vorn. Ich hatte noch die unerhörte Frechheit, auf ihrem Pullover, ungefähr an dem Kreisabschnitt, worunter sich die linke Brustwarze verborgen hielt, einen Fusel zu entdecken und ihn zu entfernen. Zum Glück kriegte ich das Ganze derart wissenschaftlich hin, daß sie von meinem Zustand nichts merkte.

Dann kam der Ober und nahm die Bestellung entgegen. Sie Kaffee, ich heiße Schokolade. Vermutlich durch die angenehm warme Raumtemperatur ein wenig aufgetaut, bot sie mir wieder ihr süßes Christalächeln dar.

»Was schreibst du denn eigentlich?« sagte sie.

»Allerhand«, antwortete ich.

»Und was, zum Beispiel?«

»Zur Zeit schreibe ich nichts Besonderes. Kriminalhörspiele und so.«

Ich spielte allmählich mit dem Gedanken, ob ich ernst machen sollte. Warum eigentlich nicht? Sie war wirklich in Ordnung. Nicht so eine von der Sorte der neurotisch Verlorenen.

Während ich mir all so was dachte, wollte sie unbedingt Näheres über mein Kunstschaffen erfahren. Aber ich hatte keine Lust, ihr das Ganze ausgerechnet jetzt zu erzählen und wich ihren Fragen immer wieder aus. Nach einem kurzen Gelaber über den Schriftsteller als solchen nahm ich meinen gesamten Mut zusammen und eröffnete folgendermaßen:

»Sag mal, müssen wir unbedingt über die scheiß Schreiberei reden? Ich wollte dir nämlich etwas ganz Wichtiges sagen.«

»Was denn?«

Sie ahnte etwas!

»Ehm ... Ja, also, ich, ich wollte dir sagen ... Also: Ich liebe dich!«

Natürlich war das eine Lüge. Zu dieser Stunde liebte ich Christa noch gar nicht. Sie war halt ein nettes Mädchen und überhaupt das einzige Mädchen, das ich in Köln kannte. Und sie war schön, für meine Verhältnisse unendlich schön. Sie war ein Mädchen, das mich akzeptierte, so wie ich war, und das an einem Querschieser wie mir sogar ein wenig Gefallen fand. Vielleicht verstand sie auch alles, was ich ihr so vorquatschte. Vielleicht konnte ich sie eines Tages

tatsächlich lieben. Vielleicht würde es eines Tages so weit mit uns kommen, daß ich ihr überhaupt nichts vorzulügen brauchte. Christa lachte immer, wenn sie mich sah, und das gab mir das Gefühl, auf die eine oder andere Weise noch zu leben, am Leben irgendwie noch teilzunehmen.

Obwohl sie auf diese »Liebeserklärung« – so nennt man das wohl – vorbereitet gewesen sein mußte, schien sie dennoch ziemlich geschockt.

»Ja, was machen wir denn da?« antwortete sie, einigermaßen errötend und nervös umherblickend. Und als sie das sagte, war es mir wieder total gleichgültig, ob sie nun »Ja« oder »Nein« sagen würde.

»Weiß nicht, was wir da machen. Ich weiß nur, daß ich ziemlich verknallt in dich bin.«

Ich bekam starke Gewissensbisse, doch ich durfte jetzt mein Gesicht unter keinen Umständen von ihr abwenden, wenn die Lüge richtig sitzen sollte.

»Aber du kennst mich doch noch gar nicht so lange. Du kannst überhaupt nicht in mich verliebt sein.«

Sie betrachtete das Ganze wohl als ein mathematisches Problem oder so was. Das kann ich nicht ausstehen! Ich meine damit, wenn man einem Mädchen irgendwas von Liebe erzählt, und sie wehrt sich dagegen und will die ganze Angelegenheit bis aufs Detail erklärt haben – so was mag ich einfach nicht. Ich komme mir dann wie ein verdammter Politiker vor, der einen Krieg beenden will.

»Doch, doch, ich kann das sehr wohl«, entgegnete ich barsch. »Das war bei mir Liebe auf den ersten Blick, wie man so schön sagt. Ich finde dich wirklich toll, obwohl du Jura studierst.«

Sie lachte höflich.

»Und wie stellst du dir das nun vor? Ich meine, was für

eine Vorstellung hast du davon, wie es mit uns beiden weitergehen soll?«

Mein Gott, sie nervte mich nun allmählich mit ihren bescheuerten Phrasen! Am liebsten hätte ich ihr vorgeschlagen, sie solle diese Nacht mit mir schlafen und wir wären quitt. Aber so was bringt, glaube ich, kein Mensch fertig.

»Im Gegensatz zu mir scheinst du wohl von unserer Beziehung nicht sehr begeistert zu sein.«

»Hör mal, Akif«, sie beugte sich etwas zu mir, damit auch niemand mitbekam, was sie sprach, »wie alt bist du noch mal?«

»Neunundachtzig! Warum?«

Das war ziemlich blöd von mir. Aber von ihr war es auch sehr blöd gewesen, den alten Hut mit dem Alter zu bringen. Sie machte ein verärgertes Gesicht, und um sie nicht mehr aufzuregen, gab ich ihr mein wahres Alter preis: achtzehn.

»Siehst du! Ich bin einundzwanzig. In deinem Alter verliebt man sich sehr schnell, weißt du.«

Ach du große Scheiße! Jetzt kam sie mir noch auf die Tour! Ich hasse so was aus tiefstem Innern, nämlich, wenn mir irgendwelche Leute mit ihren Klischeevorstellungen vom Alter ankommen. Sie mußte doch einfach sehen, daß um uns herum haufenweise Vollidioten rumsaßen, die alt wie Methusalem waren und die trotzdem ihr Leben lang nichts dazu gelernt hatten.

»Ich mag dich, ich mag dich wirklich. Du bist der einzige originelle Typ, den ich in Köln kennengelernt habe. Aber mußt du daraus gleich Liebe machen? Das finde ich nicht nett von dir. Du kannst mich auch als ein guter Freund besuchen kommen. Wirklich, wann immer es dir gefällt ...«

»Hör zu, ich möchte kein Kumpel von einem Mädchen sein.«

»Aha, da haben wir es wieder. Du gehörst wohl auch zu den Leuten, die glauben, einfache Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen seien unmöglich?«

»Genau!«

Sie schwieg, und mir war auch nicht mehr danach, mit ihr weiter zu verhandeln. Irgendwo hatte sie aber recht. Es ging alles ein bißchen zu schnell bei mir. Das verkraftet kein Mädchen. Aber mich treiben nun mal diese verlogenen Richtlinien immer zum Wahnsinn. Am Ende kommt ja doch dasselbe heraus. Wozu also andauernd diese Umstände? Ist es denn nicht weit heuchlerischer, wenn man erst nach dem tausendsten gemeinsamen Abendessen und tausendsten gemeinsamen Discobesuch zur Sache kommt? Ich habe für solche faulen Scherze wirklich keine Lust. Lieber wichse ich mir einen! Im Ernst.

Ich hatte keine Ahnung, was ich jetzt tun sollte. In einer derartigen Situation konnte man ja auch nicht so mir nichts dir nichts aufstehen und abhauen. Ich warf ihr einen flüchtigen Blick zu. Sie gab ein verlegenes Lächeln von sich.

»Können wir nicht ein wenig Zeit über die Geschichte verstreichen lassen und uns dann später wieder hier zusammensetzen? Ich meine, du kannst dir inzwischen die Sache mit mir durch den Kopf gehen lassen und ich die Sache mit dir. Wäre das nicht besser so? Was hältst du davon?«

Mir platzte bald der Kragen. Hätte ich mit dem Mist bloß nicht angefangen! Dann hätte ich wenigstens jede Woche bei ihr rumsitzen, gute Musik hören und allabendlich eine ganze Flasche Martini gurgeln können.

»Mensch Christa, was gibt's da groß zu überlegen. Ich liebe dich eben, auch wenn das etwas abgestanden und überspannt klingt. Aber wenn du keine Lust hast, mit mir zu gehen, ist die Sache auch okay.«

Sie lehnte sich wieder zurück und begann zu sinnieren.

»Was willst du denn jetzt von mir hören? Ein ›Ja‹ oder ein ›Nein‹? Was soll ich dir darauf antworten? Akif, das geht mir alles wirklich zu schnell.«

Ich kam mir in der Tat wie ein rücksichtsloser Verbrecher vor. Am liebsten wäre ich blitzschnell aus dem Café rausgerannt. Doch das Beschissene bei mir ist, daß ich stets das Gegenteil von dem tue, was ich gerade denke.

»Versuchen wir es einmal ...«, sagte ich in einem leicht flehenden Tonfall. Nun grübelte sie noch intensiver nach und nahm einen Schluck von dem kalt gewordenen Kaffee. Ich benutzte die Gelegenheit, meinen Kakao anzunippen.

Danach kam, was bei einem Gespräch dieser Art kommen mußte: »Weißt du, ich bin ziemlich enttäuscht worden von Männern«, sagte sie und erzählte mir lang und breit von einem gewissen Arschloch namens Peter aus dem fernen Rheinlande, der seinerzeit ihr Herz derart zerbrochen hatte, daß es nun dem Anschein nach nicht mehr zu flicken war. Die Masche kannte ich auch zur Genüge. Mädchen wie Jungen schwafeln andauernd so einen Bockmist, daß sie furchtbar von jemandem enttäuscht worden sind. Ich meine, das mag ja alles schön und gut sein, aber daß sie einem derartige Lebenserfahrungen ausgerechnet in solchen Situationen vorhalten und so tun, als ob man für jeden Armleuchter auf der Welt verantwortlich sei, bringt mich zum Überdruß!

Ich fand alles, was dieser böse Peter getan hatte,

unheimlich gemein, machte ihr nebenbei aber klar, daß so etwas bei mir zum Beispiel niemals vorkommen könne. Sie verfiel abermals ins Nachdenken. Ich verstand gar nicht, warum sie aus dieser Angelegenheit so ein großes Problem machte. Denn sie brauchte ja einfach nur »Nein« zu sagen, und alles war ausgestanden. Fühlte sie sich etwa für mein Herzeleid verantwortlich und wollte mir nicht weh tun, oder empfand sie tatsächlich etwas für mich?

»Du willst also eine Entscheidung von mir?«

»Wenn du es so nennen willst.«

Daraufhin schaute sie mich eine Weile reglos an. Ich tat dasselbe. Vielleicht war in diesem Augenblick ein Kuß genau das Richtige? Aber ich traute mich nicht, wegen der Jiu-Jitsu-Geschichte.

»Ja«, sagte sie fast flüsternd, »wir wollen es versuchen.«

Sie griff nach meiner Hand und ich schämte mich meiner Gedanken, weil mir das Ganze jetzt auf einmal wie eine Saisonkarte für den Puff vorkam. Ich war wirklich ein verklemmter, widerlicher Wichser! Da schenkte mir doch ein aufrichtiges Mädchen tatsächlich einmal ihr Herz, und ich mußte in so einem liebevollen Moment gleich an so was Dreckiges denken. Ich Schwein!

»Und was nun?« sagte sie.

»Jetzt gebe ich dir endlich einen Kuß!« antwortete ich und gab ihr auch einen. Dieses Unternehmen ging aber derart rasch und zwanghaft vonstatten, daß ich dabei fast nichts empfand. Nur für Bruchteile von Sekunden spürte ich ihre puddingweichen Lippen. Und mit einem Male huschte mir der Satz durch den Kopf: Meine liebe, süße, schöne Christa! Und schlagartig wurde mir der Unterschied zwischen Himmel und Hölle bewußt. Und plötzlich tat sich etwas in mir auf. Ich kam mir wie ein Verrückter vor. All diese Sexualität ging abrupt verloren.

Herr im Himmel, ich hatte sie geküßt, ich hatte sie geküßt!
Ich hatte die süße, zuckerwattesüße Christa geküßt!

Jetzt, im Nachhinein ging mir plötzlich auf, daß ich sie, seitdem wir uns kannten, keine Minute lang nur als ein »Lustobjekt« betrachtet hatte, daß ich in Wahrheit niemals zu träumen gewagt hätte, von ihr einen Kuß zu erhalten. Doch nun war es geschehen! Ich hatte mir wirklich diese ganze Sexualität eingebildet, damit ich mir selbst nicht zugeben mußte, daß ich für jemanden starke Gefühle empfand.

Nach dieser Blitztherapie lachte ich wie ein wild gewordener Affe auf und gab ihr noch einen Kuß. Dabei berührte sie mit ihren Händen mein Gesicht und meine Haare. Das tat gut, das tat unbeschreiblich gut! Ich tat es ihr gleich.

Nachdem sie noch einen Kaffee und ich noch einen Kakao getrunken hatten, verließen wir etwa um neun Uhr das »Santa Marlena«. Für die Getränke gab ich fast meine letzten Groschen aus. Aber im Grunde war mir das auch völlig gleichgültig. Denn die Sache mit dem Geld finde ich so lange schön, solange sie mich wirklich glücklich macht. Womit ich natürlich nicht behaupten will, daß Geld glücklich macht, obwohl ich von dem Zeug schon etwas mehr gebrauchen könnte.

Christa schlug vor, unterwegs auf der Zülpicherstraße in einer Studentenpinte namens »Podium« vorbeizuschauen und dort ein paar Bierchen zu trinken. Ich kannte das »Podium« bereits von einem Besuch her. Als ich in Köln frisch angekommen war, ging ich damals aus Versehen und Verzweiflung einmal kurz hinein und brachte es tatsächlich fertig, hier ein »Kölsch« zu trinken. Danach aber hatte mich der Laden derart angekotzt, daß ich stets weite Kreise um ihn zog, wenn ich dort vorbeikam. In dem Stall versammelten sich nämlich ausschließlich »sozialeingestellte«, »tolerante«, »intellektuelle« Klugscheißer, die vor heimlichen Aggressionen schier zugrunde gingen, und männermordende Emanzen, die ihre Möse am liebsten zugemauert hätten.

An dem Tag, an dem ich zufällig reinging, war mir auch prompt etwas Unangenehmes passiert. Wie ich so ruhig mein erstes »Kölsch« in Köln hinunterspülte, bemerkte ich, daß ein hübsches Mädchen neben mir für ihre Zigarette nach Feuer suchte. Ohne Hintergedanken bot ich ihr daraufhin mein Feuerzeug an und lachte ihr ein bißchen entgegen. Ich hatte mir dabei wirklich nichts

anderes gedacht, ich wollte ihr halt Feuer geben, sonst nichts. Doch als ich das tat, zog sie so eine haßerfüllte Fratze, als ob ich sie nun zum vierzehnten Male vergewaltigte. Ich meine, nichts gegen die Gleichberechtigung von Mann und Frau, aber das geht ja wohl etwas zu weit!

In Kneipen solchen Schlages liegt auch eine ziemlich asexuelle Stimmung in der Luft. Jedenfalls habe ich dort, an dem Tag, niemanden knutschen sehen und auch nicht bemerkt, daß jemand darüber ein Wort verloren hätte. Das beliebteste Thema zu dieser Zeit war »Der Terrorismus«, und jedes gescheite Arschloch, das was auf sich hielt, diskutierte sich beinahe zu Tode.

Christa und ich bestellten Kölsch und versuchten unseren peinlichen Blicken zu entgehen. Mehr als die Hälfte der Kneipenbesucher saßen vor einem Kaffee oder Tee. Das scheint mir auch so ein letzter Schrei zu sein. In hochgeistigen Lokalen begnügt man sich nämlich heutzutage nicht mehr mit einem bescheidenen Bier oder Cola, sondern schlürft einen Kaffee nach dem anderen, damit es den Anschein besitzt, man sei ganz und gar überarbeitet oder denke gerade ein philosophisches Urproblem zu Ende. Jedenfalls habe ich keine andere Erklärung dafür, daß fünfzig Leute in einer deutschen »Kneipe« um halb zehn noch wie bekloppt Kaffee saufen.

Als das Bier anrollte, prosteten wir, nahmen einen Schluck und gaben uns hinterher einen langen Kuß. Bei jedem Kuß war ich allerdings derart ungeschickt und ängstlich, daß ich immerzu sabbelte, und sie um ihren Mund, manchmal sogar bis zum Kinn, benäßte. Nein, Küssen war wirklich nicht meine große Stärke. Ehrlich gesagt, war Christa auch mehr oder weniger meine erste richtige Freundin. Selbstverständlich war auch ich früher gelegentlich mit irgendwelchen Mädchen gegangen, doch

irgendwie schienen sie nie das Wahre zu sein. Entweder hatte ich so einen häßlichen Faschingsscherz erwischt, oder wir beide waren derart verklemmt und furchtbeladen, daß es, außer dem gelegentlichen Befingern, beim Händchenhalten blieb.

»Ich kann gar nicht richtig küssen, nicht?« sagte ich.

Sie lächelte mich verlegen an.

»Doch. Warum denn nicht? Das ist sehr gut, wie du das machst. Ehrlich.«

»Tut es dir jetzt leid, daß du dich so entscheiden mußt?«

»Nein. Warum?«

Ich weiß nicht, weshalb ich ihr diese blöde Frage stellte, aber ich glaube, die Ursache waren miese Schuldgefühle. Gewiß, man durfte Menschen nicht zur Liebe zwingen, doch sie war ja ein freies Mädchen, zumindest tat sie immer so, und war sich im Café genau darüber im klaren gewesen, was sie da eigentlich anstellte. Ich glaube nicht daran, daß sie bloß auf mein Drängen das bestimmte »Ja« ausgesprochen hatte. Vielleicht hatte sie tatsächlich etwas für mich übrig. Mich jedenfalls konnte ein Mädchen bitten, bis sie schwarz wurde, wenn ich auf sie nicht stand, dann war einfach nichts drin. Aber es ist so einfach, immer nur von sich aus zu gehen.

»Sag mal, du redest doch dauernd, daß du mich wirklich liebst«, sagte sie, »weißt du überhaupt, was Liebe ist?«

»Ja, ich weiß es, oder besser gesagt, ich spüre es. Bei mir ist es nämlich so: Ich habe mich eigentlich noch niemals richtig in ein Mädchen verliebt. Aber ich kenne das Gefühl ›Verliebtsein!‹«

»Aha. Und woher?«

»Du wirst mich jetzt auslachen, wenn ich es dir sage,

aber im Grunde kenne ich dieses Gefühl aus ›Tom Sawyer‹.«

»Tom Sawyer?«

»Ja. Hast du den Fernsehfilm auch gesehen? Ich meine, die Liebelei zwischen Tom und dieser Becky? Natürlich hatte ich als Kind auch das Buch gelesen, aber beim Lesen hat man es eben nicht so klar vor Augen. Der Film dagegen war wirklich eine Sonderleistung des Fernsehens. Die Szene in dem leeren Klassenzimmer, wo Becky dem Tom den ersten Kuß gibt – ich glaube, in diesem Augenblick habe ich zum ersten Mal in meinem Leben echte Liebe gespürt. Ich war damals zwar ein kleiner Junge, doch ich habe mir da gesagt, so ähnlich muß die Liebe sein. Und als die beiden sich in dieser dunklen Höhle verlieben und festumschlungen auf ihre Rettung warteten, habe ich natürlich auch kein trockenes Auge behalten. Soweit ich mich erinnere, fährt die Kamera langsam von ihnen zurück, und am Ende der Einstellung sieht man fast das ganze Labyrinth – und die beiden, Kopf an Kopf, händchenhaltend ... Das hatte mich damals wirklich umgeschmissen! Nach dem Film habe ich mir den Namen der Schauspielerin notiert, die die Becky spielte, und nahm mir vor, sie eines Tages, wenn ich erwachsen wäre, zu heiraten. Ich trieb mich danach auch sehr oft am Rhein herum und bildete mir ein, es sei der Mississippi. Leider kam aber keine Becky vorbeispaziert. Also für diese Höhlengeschichte hatte der alte Mark Twain wirklich einen von diesen verdammten Orden verdient. Ich habe das Buch inzwischen zirka tausendmal durchgelesen.«

»Du hast aber sehr romantische Vorstellungen von der Liebe«, sagte sie.

Das stimmte nicht. Denn ich empfand beim Anblick dieses Bildes nicht das geringste Gefühl von Romantik.

Für mich war diese Höhlensache so etwas wie ein Urgefühl. Man stelle sich das einmal vor: eine Tropfsteinhöhle, kalt, feucht, finster, man hat sich soeben mit seinem Liebchen hier verlaufen und wartet auf die Rettung. Und man hält das hübsche, liebe Ding in den Armen, und man riecht ihre Haare und man spürt ihre Wärme und man umklammert fest ihre kleinen, kalten Hände und man bemerkt ihre Angst an ihrem stockenden Atem und man ist glücklich, unendlich glücklich! Verdammte Scheiße, warum war ich niemals in so eine Situation geraten!

Ich dachte aber, Christa würde solche Träumereien vielleicht nicht verstehen und schwieg deshalb. Doch sie gab nicht auf: »Warum sind Gefühle bei dir immer mit irgendwelchen Medien verbunden? Es gibt bei dir kaum etwas, wo du nicht einen Film oder ein Buch als Vergleich bringst. Bist du etwa ein Intellektueller?«

»O Gott, das bin ich bestimmt nicht! Ich bin alles mögliche, aber nur nicht das. Die Sache ist wirklich ganz anders, als du denkst. Hmm ... wie soll ich dir das erklären? Du weißt vielleicht selbst, daß wir uns heute immer mehr von Film, Fernsehen und von Büchern beeinflussen lassen, als von dem, was wir wirklich erleben. Aber mit meiner fanatischen Liebe zu den Massenmedien sieht es wieder etwas anders aus. Es ist nun mal so, daß die Menschen heute immer weniger imstande sind, ihre Gefühle offen zu zeigen. Denk mal an früher, was die damals für schwere Sachen geschmissen haben: Liebe, Haß, Leidenschaft, Ehre, Laster, Rache, Trauer, Mord und Totschlag, das war bei denen gang und gäbe damals. Selbstverständlich war auch das nicht das Wahre, aber sie zeigten eben solche Dinge ungeheuer freigiebig. Und gerade das tun die Massenmedien auch. Sie handeln bloß mit Gefühlen, und sei es auch nur in einer neutralen

Reportage über ›Biafra‹. Natürlich sind die Probleme sehr überspitzt dargestellt und gehen oft an der Wahrheit vorbei, aber das ist es ja eben, was sie so schön und in den meisten Fällen zur Kunst macht. Zum Beispiel, da ballert so ein kaputter Typ wild um sich, weil er ständig an Depressionen oder was weiß ich an was leidet, bringt hierbei siebzig Mann um und macht sich damit etwas Luft. In Wirklichkeit würde er sich selber umbringen, aber der Film zeigt, was er tatsächlich fühlt und was er lieber getan hätte.«

Vielleicht war ich doch ein Intellektueller! Denn ich redete wieder einmal zuviel. Wenn ich jemandem etwas erkläre, komme ich mir wie ein gottverdammter Lehrer vor! Deshalb rede ich meistens möglichst wenig.

Sie glotzte tief in ihr leeres Glas. Danach begann sie mit ihren Lippen daran zu lecken und damit rumzuspielen.

»Ich glaube aber, daß in diesem Jahrhundert doch noch ein paar Menschen übriggeblieben sind, die ihre Gefühle offen zeigen können«, sagte sie und streichelte dabei meine Wangen. »Zum Beispiel: ich! Mein Glas ist nämlich leer, und weil das Bier ziemlich gut geschmeckt hat, will ich noch eins!«

Wie um alles in der Welt sollte ich ihr das nun wieder erklären? Ich besaß jetzt nämlich nur noch so viel Geld, um die letzten Biere zu bezahlen. In dieser Beziehung habe ich wahrhaftig einen handfesten Männerkomplex. Denn immer, wenn ich mit einem Mädchen ausgehe, fühle ich mich verpflichtet, ihr alles auszugeben. Falls das Mädchen mir etwas spendiert, komme ich mir tatsächlich wie ein Lump vor. Eigentlich bin ich mir darüber völlig im klaren, daß heutzutage derartige Anstandsregeln total vermodert und schwachsinnig sind und daß ich mir stets etwas vorspiele, aber diese Einsicht ändert halt auch nicht viel an meinem Ausgebekomplex.

»Kaffee und Bier vertragen sich nicht!« log ich.

»Wer sagt das?«

»Wer das sagt? Nun, ich habe darüber ein Buch gelesen. Da stand es drin.«

»Du hast ein Buch über Kaffee und Bier gelesen?«

»Nein, nicht allein über Kaffee und Bier. Über alle Getränke eben. ›Das große Buch der Getränke‹ hieß es. Ja, so war der Titel.«

»Akif, gerade eben hast du davon erzählt, daß wir mit unseren Gefühlen nicht herausrücken. Dabei sagst du auch nicht die Wahrheit. Das mit dem Kaffee und Bier stimmt doch gar nicht. Warum sagst du mir nicht einfach, daß du kein Geld mehr hast? Ist es denn wirklich eine so große Schande, wenn *ich* dir zur Abwechslung mal was spendiere? Du mußt dich emanzipieren, Mensch!«

Sie ging an die Theke, bestellte noch zwei Kölsch und begann dort abzuwarten, bis die Gläser gefüllt wurden. Einmal zwinkerte sie mir lachend kurz zu, damit ich mich noch mehr schämte. Und ich schämte mich wirklich. Ich hätte ihr gleich die Wahrheit sagen sollen, denn jetzt fühlte ich mich erst recht wie ein Lump. Geldlosigkeit kann einen in der Tat zu allerlei banalen Lügen verführen!

Während sie weiter auf das Bier wartete, fragte ich mich ernsthaft, warum ich immer so etwas tat. Hatte ich das nötig! Ich meine, mir sah man es schon bei einem flüchtigen Blick an, daß ich keinerlei Ölfelder in der Wüste besaß. Also wozu dann andauernd diese scheiß Angeberei!

Sie kam mit den vollen Gläsern zurück und hockte sich neben mich hin. Ich fühlte mich nun schon wieder wie ein aus Vietnam adoptiertes Kind. Lustlos nahm ich einen Schluck aus dem Glas und steckte mir eine Zigarette an, die ich soeben gedreht hatte. Nebenbei: Gedrehte

Zigaretten mag ich sehr. Nicht etwa, weil man sich beim Drehen der Dinger so richtig rustikal und kreativ vorkommt- der Tabak schmeckt mir halt so gut, das ist alles.

Es geschah noch etwas Peinliches: Während wir da saßen und sozusagen Zärtlichkeiten austauschten, gingen mir einige Fetzen von diesem »Liebestraum« durch den Sinn, diese Melodie, die ich bei Christa gehört hatte. Plötzlich hatte ich große Lust, sie wieder zu hören.

»Hör mal, Christa, ich würde gern diesen Liszt noch einmal hören. Wollen wir nicht später wieder zu dir gehen?«

Das meinte ich wirklich ohne irgendwelche sexuellen Hintergedanken, ich dachte nicht im Traum daran, sie bei dieser Gelegenheit ins Bett zu locken. Genaugenommen wollte ich einfach nicht so früh in mein stinkiges Zimmer zurück. Aber vielleicht wollte ich auch nur etwas länger bei ihr bleiben. Ich weiß es nicht. Sie blickte mich mit einem verspielten Lächeln in den Augen an. Und mit einem Male verstand auch ich die zweideutige Anspielung und erriet, was sie dachte.

»Nein, nein!« verbesserte ich mich rasch, »ich möchte wirklich nur diese Musik noch mal hören, ich habe nichts anderes im Sinn. Im Ernst. Ich ...«

»Ja, ja, ja! Ich glaube dir. Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen. Ich glaube dir, daß du nur die Musik hören willst.«

Das fand ich schön. Ich meine damit, daß sie das Ganze nicht ironisch aussprach, sondern mir möglicherweise tatsächlich glaubte.

Der gemütlichste Raum, den ich jemals in meinem Leben betreten habe, war Christas putzige Stube. Es war zwar eine ziemlich kleine und niedrige Dachkammer- dennoch nicht so zwerghaft wie mein eigenes Drecksloch –, aber gerade diese vertraute Enge machte in ihm die geborgene, liebevolle Stimmung aus. Auf dem großen Schreibtisch standen ungefähr tausend Gesetzesbücher und irgendwelche fetten Akten und vermittelten somit das wunderbare Gefühl, daß alles, was man hier tat, Recht sei und daß man im Grunde nichts Verbotenes anstellen konnte. Eigentlich verrückt, aber es war so. Das Bett, das aus drei gigantischen Matratzen bestand und mit buntem Nessel überzogen war, stand neben dem königsblauen Kleiderschrank, den sie, wie sie mir erzählte, eigenhändig gestrichen hatte. In der Nähe des Bettes war ein ausgeleierter Plattenspieler aus der Steinzeit plaziert, und gleich dahinter stand eine kleine Tischleuchte auf einer runden, mit Goldpapier und Bildern überklebten Waschmittelpackung. In dem gesamten Raum befand sich nur ein einziger Stuhl, der zum Schreibtisch gehörte, und wie im Wohnzimmer hatte sie sämtliche vier Wände mit Fotos und Bildern aus Zeitschriften geschmückt. Und ringsum lagen noch irgendwelche Schränkchen, Kästen und Regale verteilt, in denen sich Bücher, Zeitschriften, Kosmetika, Nippeskram und was weiß ich noch für Sachen stapelten, die ein schönes Mädchen wie sie zum Überleben brauchte.

Alles in allem fand ich Christas Zimmer ungeheuer gemütlich und bequem. Mit Gemütlichkeit meine ich, daß man sich hier vor nichts zu fürchten brauchte, und daß

dieser Raum alles vergessen ließ, was draußen geschah. Es war ein Zimmer voller Liebe, Zärtlichkeit und Wärme. Doch vielleicht bildete ich mir das alles auch nur ein, weil dieses Zimmer eben Christas Zimmer war. Ich stellte mir vor, wie sie morgens in diesem Bett aufwachte, wie sie neben diesem schrottreifen Plattenspieler Musik hörte (Liszt, Liebestraum), wie sie sich an diesem Schreibtisch auf ihre Klausuren vorbereitete, wie sie in diesem heiligen Gemach sprach, träumte und lachte.

Ich hockte mich auf das Bett und erzählte ihr ausgiebig das mit der ungeheuren Gemütlichkeit in dieser Kammer. Sie war derselben Meinung.

Dann legte Christa die bestimmte Platte auf, und die wohlthuenden Töne stiegen aus dem kleinen Lautsprecher empor. Mein Gott, war ich tatsächlich nur wegen der Musik hierhergekommen? Ich meine, da sollen ja manchmal wahrhaftig so »unbewußte« Dinge im Spiel sein. Rolf sagte immer, und Rolf mußte es ja wissen, denn er studierte im Nebenfach Psychologie, er sagte also immer: »Das Unterbewußte plant alles vor. Man hat nicht die geringste Ahnung, was man im nächsten Moment anstellen wird, obwohl jegliches Handeln bereits vorprogrammiert ist!« Was hatte sich eigentlich *mein* Unterbewußtes in der Kneipe ausgedacht? Ich dachte an Rolf. Was würde er wohl jetzt tun, jetzt, während ich Christa gegenüber saß und nichts zu sprechen wußte? Vor allem was las Rolf gerade? Bradbury, Wilde, Poe, Goethe? Oder zum einmillionstenmal den »Fänger im Roggen« von J. D. Salinger? Ja, an den »Fänger im Roggen« dachte ich auch. Genauer gesagt, immer, wenn ich an Rolf dachte, dachte ich gleichzeitig an dieses Buch. Er hatte es mir damals sehr empfohlen, und ich las es und war schlichtweg begeistert. Ich las diesen Roman so oft, bis ich ihn eines Tages auswendig konnte und wegschmiß.

Der arme Holden Caulfield, wie er da mitten durch New York spaziert und kotzen muß, weil er sein Leben nicht mehr ertragen kann ...

Doch ich will mich jetzt nicht länger über den »Fänger im Roggen« auslassen, sondern viel lieber über diese eine Nacht bei Christa. Also die Musik war einfach umwerfend; das Licht, das aus der gelben Tischleuchte strömte, war schön dämmrig und tauchte alles in einen goldenen Glanz; draußen schneite es und draußen war es kalt, während hier drinnen, neben Christa oder vor Christa eine Tropenhitze herrschte. (Christas Vater war Produzent von Heizkörpern und hatte seiner Tochter die gewaltigste und wärmste Elektroheizung geschenkt, die es in der Heizungsweltgeschichte jemals gegeben hatte. Später fand ich heraus, daß er auch seine Tochter zu einer wandelnden Heizung erzogen hatte.)

»Die Musik ist schön, ne?« sagte sie.

»Ja, sie ist wirklich wunderschön. Wenn ich die Platte zu Ende gehört habe, gehe ich wieder.«

»Ach ...«, seufzte sie und zog ihre Augenbrauen gleichgültig kurz hoch. Die ganze Szene war genaugenommen recht ulkig. Wir saßen uns wie versteinert gegenüber und spielten »Konzertsaal«.

Plötzlich fiel mir ein, daß sie ja nun *meine Freundin* war! Ich hatte sozusagen das Recht, sie zu berühren! Schnell ergriff ich ihre Hände und lachte sie verlegen an. Glücklicherweise lachte sie zurück. Herr im Himmel, war das vielleicht spannend. Spannend und unendlich schön! Ich begann nun ihre Hände zu streicheln. Das war noch besser!

»Ich ...«

»Was?«

Sie blickte mich fragend an.

»Ach nichts.«

»Was wolltest du sagen? Sag doch.«

»Ich lieb' dich sehr.«

»Das weiß ich. Das hast du mir vor kurzem gesagt.«

»Aber ich lieb' dich mehr, als du denkst. Wirklich!«

»Ich hab' dich auch sehr gern.«

Ach du große Scheiße, ich hätte mir niemals einfallen lassen, daß zwei ausgewachsene Menschen einen derartigen Dialog zustande bringen könnten.

Unterdessen massierte ich weiter ihre Hände. Doch plötzlich konnte ich ihr nicht mehr ins Gesicht sehen. Kennt ihr auch solche Momente? Es ist nicht aus Scham oder so, man kann es halt nicht mehr, man ist wie verhext.

Inzwischen hatte der gute alte Liszt sein Werk vollbracht, und Christa nahm die Platte vorsichtig herunter.

»Ja, ich geh' dann ...«, stammelte ich nervös.

»Aber nein, bleib doch noch ein wenig hier. Ich spiele dir etwas anderes vor. Es ist mein Lieblingslied. Kennst du Al Stewart?«

»Nein!« antwortete ich erfreut. »Wer ist das?«

»Ein toller Sänger, sag' ich dir. Seine Lieder klingen wie Schlager, aber sie sind einfach großartig und haben eine wunderschöne Harmonie. Leider habe ich nur diese eine LP hier, die ›Year of the Cat‹. Darauf gefällt mir ein Stück besonders. Es heißt: ›If it doesn't come naturally, leave it‹.«

Wenn es nicht natürlich kommt, dann laß es bleiben. Ein schöner Titel für ein Lied. Sie suchte rasch die Scheibe aus dem Plattenregal heraus, das ebenfalls ein Christaprodukt war, und legte sie auf. Das Lied klang wirklich wunderschön. Ein bißchen zu schnell zwar, aber

es gefiel mir trotzdem gut. Christa ließ ihr eigentümliches Lachen in ihrem Gesicht erscheinen und tanzte mit den Händen und mit dem Kopf.

Meine liebe, süße, schöne Christa, wie hübsch und lustig du in diesem Augenblick aussahst, wie schnell die Platte damals lief, wie leicht das Leben in deinem Zimmer war, wie rasch die bestimmten Gefühle in mir emporstiegen und ich dich mit einem Mal umarmte, umarmte, umarmte ...

Ich hielt sie ganz fest, so fest ich konnte. Nun endlich nahm ich den berühmten Christageruch wahr und roch alles in mich hinein. Christa roch! Jeder Mensch riecht, aber Christas Weibesgeruch duftete extrem. Ein bißchen Zitrone, ein bißchen Achselnässe, ein bißchen Haarfett, ein bißchen »Avon«, bißchen Kleid, bißchen Haut, bißchen Bier, ein bißchen Dreck, ein bißchen Glück, ein bißchen Geborgenheit, ein bißchen Vergänglichkeit, ein bißchen Liebe ...

Unversehens schob sich dieses Scheißdenken dazwischen! Was dachte Christa jetzt, wo ich sie umarmte? Dachte sie dasselbe wie ich? Ich meine, ob sie dachte, daß ich über sie nachdachte. Um das Denken zu vergessen, begann ich sie zu küssen. Diesmal lief es wie am Schnürchen. In kurzer Zeit hatte ich den Trick heraus. Ich küßte sie und saugte mich an ihren weichen Lippen fest, wirbelte mit meiner Zunge um ihre Zunge, blies Luft hinein und saugte Luft heraus. Jählings machten sich meine Hände selbständig und streichelten ihr zartes Gesicht und ihre Schultern. Dieses unbeschreibliche Gefühl ließ alles vergessen, ja, es betäubte und berauschte. Ich vergaß alles und ließ mich von Christa behandeln.

Die Umarmerei und die Knutscherei gingen im Sitzen etwas umständlich vonstatten, deshalb verzogen wir uns langsam auf das Bett. Dann legte sie sich hin und ich

beugte mich über sie, streichelte sie sanft, gab hunderttausend Küsse auf das weiche, duftige Gesicht. Ich explodierte beinahe vor Glück, doch das reichte mir nicht aus. Ich wollte, daß auch sie dasselbe empfand wie ich. Verdammt noch mal, warum muß Liebe immer so kompliziert und so schwer sein!

»Bist du glücklich?« fragte ich.

»Ja.«

Sie schloß die Augen, wollte mir damit zeigen, daß sie neuen Anlauf für einen langen Kuß genommen hatte.

»Wirklich?«

Ich war und bin das größte Arschloch der Weltgeschichte! Sie klappte die Augen wieder auf.

»Ich bin sehr glücklich, Akif. Soll ich's dir schriftlich geben?«

Das war eigentlich deutlich genug, aber wenn man so lange unter Liebesentzug gelebt hat wie ich, dann glaubt man an gar nichts mehr.

»Christa, liebst du mich auch ein wenig?«

Sie zog meinen Kopf zu sich herunter und preßte meine Lippen an die ihrigen. Doch ich riß mich sanft von ihr los.

»Liebst du mich?«

»Akif, ich bin jetzt, hier und bei dir sehr glücklich. Genügt das nicht?«

»Du liebst mich nicht!«

Ich ging wieder in die Höhe und fing an, eine Zigarette zu drehen. Sie lag gelassen auf dem Bett und machte ein erbostes Gesicht.

»Liebe! Das ist mir ein etwas zu großes Wort. Ich mag dich, du bist sehr zärtlich, und ich bin glücklich jetzt. Wozu andauernd diese ewigen, sinnlosen

Liebeserklärungen! Woher soll ich denn wissen, ob ich dich *liebe*? Ich meine, ich habe doch kein Liebesbarometer oder so was, wo bei ›großer Liebe‹ der Gong schlägt.«

Ich steckte mir die Zigarette an und hörte den letzten Refrain der Melodie zu Ende. Eigentlich leuchtete mir total ein, was sie sagte, aber ich wollte ja ums Verrecken nicht, daß sie das Ganze aus Gefälligkeit tat. Und im Grunde tat sie es auch gar nicht. Das sagte sie wenigstens.

Plötzlich schnappte sie mir die Zigarette aus der Hand, machte einen Zug und drückte sie in einem kleinen, verzierten Aschenbecher aus.

»*Ich liebe dich!*«

Beinahe hätte ich gekotzt, als sie das sagte. Was hatte ich wieder angestellt! Warum tat ich immer so etwas? Warum?

»Ich liebe dich«, klingt das vielleicht bescheuert!

»Ich rede viel Scheiße, nicht?« flüsterte ich ihr zu.

»Das tue ich auch oft«, flüsterte sie lächelnd zurück und zerrte mich abermals zu sich nieder. Diesmal gab ich nach und ließ mich mit dem ganzen Körper auf sie herab.

Gott im Himmel, war sie warm und liebevoll! (Besser als Mutter.) Während das Schmusen Fortschritte machte, vergrößerte sich mein Zauberstab von Sekunde zu Sekunde und meine Finger setzten nun an, auf ihrem Körper umherzuwandern und die richtigen Stellen zu suchen. Zunächst nahm ich mir den puddingweichen Busen vor, massierte und streichelte ihn. Selbstverständlich hatte Christa noch den dicken Pullover an, aber gerade dieses Stück Wolle vermittelte einem den Eindruck, daß es sich hier um einen außergewöhnlich kostbaren Schatz handelte.

Im Verlauf dieser Aktion dachte ich noch, warum Männer nicht solche Dinger besitzen. Gewiß, sehr praktisch sind sie zwar nicht, aber wenn man sich langweilt, kann man sich ja zum Zeitvertreib mit ihnen beschäftigen.

Danach glitt ich mit den Händen allmählich herunter und befand mich nach einer Weile zwischen ihren Schenkeln. Hier war es noch wärmer und angenehmer! Für kurze Zeit öffnete ich die Augen und wollte wissen, ob sie ihre Augen geschlossen hielt. Ich fühle mich nämlich beobachtet, wenn ein Mädchen während des Küssens die Augen offen hält. Doch im Grunde tue ich das ja selber. Zum Glück waren Christas Lider geschlossen, und ich bildete mir tatsächlich ein, daß sie bei meinem ganzen Streichel- und Touchunternehmen große Lust empfand. Vielleicht empfand sie die auch, aber sicherheitshalber bildet man sich so was zunächst mal ein. Das sind die kleinen Tricks der kleinen Leute in ihrem kleinen Liebesleben!

Tja, meine lieben offenen und heimlichen Pornoleser, nun ruhte meine schäbige Hand endlich auf ihrer sakralen Möse und sie machte schlagartig mit dem wunderbaren Küssen halt und ging zum intensiven Streicheln meines Körpers über. Sie übertrieb natürlich nicht wie ich, sondern hielt sich von den Schweinskramzonen peinlich fern, wie es sich für ein anständiges Mädchen gehört. Wir waren dabei sehr gelöst. Ihr kennt das bestimmt auch. Ich meine, in so einer Situation der fleischlichen Begierde kommt irgendwann der Punkt, wo man allein das Angenehme, das Zärtliche, kurzum die ungezwungene Liebe spürt. Es ist nicht das heftige Fickfieber, in dem man nur an Bohren und an die tausend Stellungen denkt, durch die man dieses Gefühl noch mehr steigern könnte. Ihre süßen Hände streiften an meinem Half entlang,

griffen mir unter die Achsel und wanderten auf meiner Brust. Gerade eben hatte ich den Knopf ihrer Jeans geöffnet und den Reißverschluß halb heruntergezogen, doch ich hütete mich teuflisch davor, meine Hand vollständig reinzustecken.

Ich merkte, daß die Tom-Sawyer-Phase nun vorbei war und daß wir deshalb am besten ganze Sache machen sollten. Nachdem ich sie noch einmal umarmt und geküßt hatte, sprach ich es aus:

»Komm Christa, ziehen wir uns aus!«

Hoffentlich würde sie mich jetzt nicht zum Teufel jagen. Denn wie gesagt, draußen war es kalt, und die Besoffenen trieben sich in den Gassen rum und weinten. Und draußen auf dem schwarzen Bürgersteig stand das Eis zwei Zentimeter dick und ließ die Leute auf den Boden fallen und nie mehr aufstehen. Und draußen würde ich vielleicht noch Menschen treffen, die mich über den Sinn meines Lebens ausfragen würden. Draußen war die Nacht, und sie war kalt und einsam.

»Du, ich habe nichts hier ...«, sagte sie.

»Nein, nein. Ich tue nichts ...«, antwortete ich stockend. Wie man doch immer wieder über Dinge reden kann, ohne die richtigen Worte in den Mund zu nehmen, verblüfft mich stets aufs neueste.

»Bist du denn sehr traurig, wenn wir uns nicht ausziehen?« beäugte sie mich sichtlich voller Mitgefühl.

»Etwas schon. Aber wenn du es nicht willst ...«

»Doch, eigentlich schon«, rückte sie unter schwersten Anstrengungen heraus, »aber ich habe Angst, falls was schief läuft.«

»Na und? Dann kriegst du eben eins von diesen netten Babys. Das ist gar nicht so schlimm. Wenn man den

neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen Glauben schenken darf, kann es entweder ein Mädchen oder ein Junge sein.«

Sie lachte ein wenig.

»O Gott, ein Baby! Das fehlte mir noch. Ich will überhaupt keine Kinder haben. Ich könnte niemals Mutter sein. Lieber laß' ich es abtreiben. Ja, das würde ich tun.«

»Na gut, wir ziehen uns jetzt aus und morgen lassen wir es abtreiben. Ich weiß bloß nicht *was!*«

Sie umschlang mich wieder und drückte mir ein Küßchen auf die Stirn.

»Also schön. Aber vorher koche ich noch einen Glühwein. Davon verstehe ich nämlich wirklich etwas. Du wirst sehen, er wird dir schmecken.«

Sie stand auf, zog den Reißverschluß hoch, warf die langen Haare zurück und verschwand blitzschnell durch die Tür.

Ich lag wie erschossen im Bett und konnte mein Glück nicht fassen. In einigen Minuten würde sie tatsächlich zu mir ins Bett steigen. Das äffische Gefühl aller Männer machte sich in mir breit. *Ein nacktes Mädchen! Ein nacktes Mädchen!* Allerdings reizte mich das nicht so sehr, wie die Vorstellung, daß es *Christas nackter Körper* war, den ich gleich küssen, streicheln, umarmen, aufschlingen, lieben würde. Ja, ich freute mich riesig auf Christas nackte Schönheit, doch wenn nun plötzlich ein anderes Mädchen die Tür hereingekommen wäre, hätte ich mit Sicherheit keinen hochgekriegt. Dafür war ich jetzt zu tief in der Sache drin.

Aber womöglich war Christas Körper gar nicht so anmutig und reizvoll, wie ich ihn mir vorstellte. Vielleicht besaß sie überall häßliche Narben und Verstümmelungen von einer bösartigen Krankheit oder einem Unfall.

Vielleicht war ihr irgendwo ein bestimmtes Organ herausgewachsen. O Scheiße, was würde ich wohl da tun? Was würde ich ihr sagen?

Nein, nein, ich könnte so was nicht übers Herz bringen. Ich könnte sie dann nicht einfach enttäuschen. In der Beziehung war ich ein echter Kerl und würde trotz der abstoßenden Wunden und Verknorpelungen mit ihr schlafen – auch wenn ich dabei vor Ekel und Wahnsinn sterben sollte.

Aber noch war ja nichts entblößt, und man konnte beruhigt auf das Beste hoffen!

Ich baute voller Erwartung und angespannter Geilheit eine neue Zigarette, steckte sie an und begann, mich auszuziehen. Als ich bei dieser Tätigkeit, die man wohl als die schönste und die befriedigendste auf der ganzen Welt bezeichnen darf, das Zimmer etwas näher betrachtete, entdeckte ich in einem Bücherregal dieses Balladenbuch, von dem sie mir im »Treff« vorgeschwärmt hatte. Ich nahm es in die Hand, schlüpfte in das weiche, von der ersten Liebesrunde bereits angewärmte Bett hinein und versuchte von dort aus unter größten Anstrengungen und Verbiegungen den Plattenspieler zu betätigen.

Nachdem mir auch das gelungen war, schlug ich im Buch irgendeine beliebige Seite auf. Und siehe da, hier stand auch gleich die Lieblingsballade: Lenore!

Obwohl es in einer derartigen Gemütsverfassung außergewöhnlich anstrengend war, las ich sie aufmerksam durch. Christas Vorliebe für das Gedicht war gerechtfertigt, denn diese Worte, die Lenores toter Wilhelm ständig ausrief, klangen tatsächlich außergewöhnlich grausam und zugleich traurig:

»Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell! Hurra! Die Toten reiten schnell! Graut Liebchen auch vor

Toten?«

Unerwartet erfaßte mich ein seltsames Gefühl. Das Ganze hörte sich zwar wie ein lustiger Dracula-Film an, doch wenn ich es leise vor mich hin murmelte, machte es mich richtig wehmütig.

Ich schmiß das Buch in irgendeine Ecke, schloß die Augen, versuchte darüber nicht nachzudenken und wartete brav und geduldig auf Christas Rückkehr mit dem versprochenen Glühwein. Aber diese Sätze kamen mir immer wieder in den Sinn. Graut Liebchen auch? ... Graut Liebchen auch? ... Graut Liebchen auch? ... Unvermittelt tauchten dann auch noch Bilder auf. Vorstellungen, Visionen – oder Vorahnungen?

Es begann an einem finsternen Platz. Christa war mit einem weißen, funkelnden Ballettrikot bekleidet und glich haarscharf der Olympia aus »Der Sandmann«. Sie war eine leblose Puppe, und sie stand irgendwo in der Ferne, nur von einem Spotlight beleuchtet. Gleichzeitig sah ich mich selbst. Aber mein Gesicht war völlig bleich und ich trug schwarze Kleider. Ja, ich war tot, und doch lief ich ihr entgegen, ohne ihr näher zu kommen. Denn eine unsichtbare Macht schlug mich immer wieder zurück, und ich mußte von vorne anfangen. Dabei hallten diese Worte durch die dunkle Leere wie ein grausamer Hohn. Warum konnte ich nicht zu ihr? Warum konnte ich sie nicht erreichen?

»So, da bin ich wieder!«

Sie stand an der Tür und hielt ein Plastiktablett in der Hand, auf dem sich zwei volle Gläser dampfenden Rotweins befanden. Meine Hüllenlosigkeit ignorierend, schritt sie vorsichtig zum Bett, stellte das Tablett auf den Boden, überreichte mir einen Becher und hockte sich mit einem gleichgültigen Ausdruck im Gesicht neben mich

hin. Wir prosteten und nahmen ein Schlückchen zu uns. Sie hatte nicht übertrieben, das Zeug schmeckte wirklich hervorragend.

Aber warum blieb sie ganz und gar angezogen da sitzen? Weshalb entledigte sie sich nicht ihrer Klamotten, obwohl sie mich doch bis zu der letzten Socke ausgezogen im Bett liegen sah? Sollte das etwa heißen ...?

Sie blickte stumm auf den Boden. Auch mir fiel nichts ein. Für einen Augenblick dachte ich an die Geschichte mit den häßlichen Wunden am Körper und machte mich schon auf den folgenden Text gefaßt:

»Hör zu, lieber Akif. Du weißt wohl inzwischen, daß ich ein sehr unternehmungslustiges Mädchen bin. Ich reise oft und gerne. Mir fallen die unmöglichsten Orte ein, und da muß ich immer sofort hin. Doch im letzten Sommer wurde mir das Reisen zum Verhängnis. Ach, wie soll ich es aussprechen ... Also, vor sechs Monaten war ich in Afrika und schlief mit diesem kaffeebraunen, muskulösen Eingeborenen, der Lepra und alle möglichen anderen Krankheiten hatte. Ich konnte nichts dafür. Ach, es war die schwüle Nacht und das rhythmische Getucker der Stammestrommel im Hintergrund ... Für einige Stunden verlor ich mich – und es war mit mir geschehen. Seitdem zerfällt mein Körper von Tag zu Tag. Du mußt mal meine Schenkel und meinen Bauch sehen nur noch Knochen und Gerippe, sag ich dir ...«

Das alles schoß mir durch den Kopf, und mein Penis verlor schlagartig seine Erhabenheit.

»Kommst du nicht ins Bett?« tippte ich sie behutsam an.

Sie legte ihre rechte Hand auf meine Haare und schaute mich so unschuldig, wie es nur ging, tief und lange an.

»Hör mal, wollen wir nicht besser warten, bis ich mir was besorgt habe? ... Ich meine, du bist eben so schnell

rangegangen ... Und wenn du jetzt wieder ... So was passiert halt, nicht? ... Und ich habe wirklich keine große Lust nachher ... Ich meine, man weiß ja nie ... Und wenn nun doch ...«

Die dicken Gesetzesbücher starrten uns streng und boshaft an. Wie sollte ich ihr bloß klarmachen, daß ich wirklich nicht ans Bumsen dachte. Andererseits verspürte ich auch nicht die geringste Lust, mit ihr die ganze Nacht durch zu verhandeln und irgendwelche blödsinnigen Kompromisse bezüglich der Anzahl der Kleidungsstücke zu schließen.

Ach liebe, süße, schöne Christa, nicht wieder auf die Straße! Bitte nicht auf die kalte, unbarmherzige Straße, wo ich mir mit Sicherheit eine Erkältung holen werde- und dabei bin ich nicht einmal in der Krankenkasse. Die Ärzte werden mich alle auslachen, wenn ich ihnen von uns erzähle. Sie werden grölen vor Lachen und den verfluchten Krankenschein verlangen. »Was, kein Krankenschein? Wie, sensibler Künstler? Wieso, Tom Sawyer? Was hat Glühwein mit Liszt zu tun? Wer soll das sein, Gottfried August Bürger? Kenn' ich nicht! Kennen wir nicht! Wir kennen sie nicht! Sie können's ja mal in der Ambulanz versuchen und sich eine Liebesspritze verpassen lassen. Am besten, Sie gehen gleich nach Moskau!«

Und draußen Christa, da draußen warten sie alle auf mich mit ihren toten Gesichtern und wollen mir bestimmt wieder große Schmerzen zufügen. Und der Weg nach Moskau ist so weit.

Ich schloß die Augen, ließ eine gute Weile verstreichen. Danach blieb mir nur noch eins zu sagen und mehr wollte ich auch gar nicht:

»Ich verspreche dir hoch und heilig, daß ich dich auf

keinen Fall bumsen werde – selbst wenn ich dabei sterbe!«

Sie fiel sanft auf mich herab, schenkte mir einen langen Kuß, stand auf und fing an, ihre Sachen abzulegen. Warum denn nicht gleich so! Im Verlauf dieser ganzen Aktion beobachtete ich sie sehr genau, was ihr nicht recht gefiel. Es war wie Weihnachtsgeschenke auspacken. Sie entpeltete sich bis auf den Slip. (*Scheiße!*) Die Lepra und den ganzen Kram schien sie gut überstanden zu haben, denn ihre Figur sah tadellos aus, und der Rest ließ *ihn* sogleich wieder hochschnellen.

Dann endlich war sie soweit und kroch (trotz dieses lästigen Slips) neben mich rein. In einigermaßen anständigen Filmen setzt an diesem Punkt normalerweise eine langsame Abblende ein, damit man wenigstens nicht im Kino rot wird. Doch da es sich hier nun mal nicht um einen anständigen Film, sondern eher um ein ziemlich unanständiges Buch handelt und ich für halbe Sachen nichts übrig habe, will ich es noch weitererzählen. Schließlich ist die ganze Geschichte ja auch von größter kultureller Bedeutung.

Also zunächst wußte ich nicht, was ich machen sollte. Ist es euch auch schon mal so ergangen? Ich meine, da freut man sich erst auf etwas wie ein Bekloppter auf seine Zwangsjacke, und wenn man es auf einmal zwischen die Finger kriegt, weiß man nicht mehr, was man damit anstellen soll.

Sicherheitshalber legte sie einen Arm um mich und wartete mit einem schüchternen Lächeln auf meine Aktion. Herr im Himmel, hatte sie vielleicht eine zarte Haut! Und wie gut sie erst duftete! Bei ihr hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, daß ein *Weib* neben mir lag. Mit *Weib* meine ich aber nichts Dreckiges oder so. Ich will damit nur ausdrücken, da gibt es doch *Mann* und *Weib*, so habe ich es gemeint. Ist ja auch egal. Bei meinen früheren

Versuchen war es eher eine Art Generalprobe gewesen. Irgendwie was Halbes.

Dagegen das hier: Christas voller Busen dicht an meiner knöchigen Hühnerbrust; Christas weiche Arme, die direkt an ihren weichen Körper führten, diese schneeweißen Arme auf meinen hageren Türkenschultern, das war von Grund auf etwas anderes. Ich dachte, daß ich jetzt eine sogenannte Erfahrung mache. Doch der Gedanke gefiel mir nicht, da ich mir gleichzeitig vorstellte, wie ich eines Tages all meinen Freunden diese Erfahrung höchst übertrieben schildern könnte. Ich würde es sicherlich Rolf berichten, und der würde mir dann die tiefenpsychologischen Hintergründe dieser Erfahrung aufdecken.

»Ich bin sehr schwächlich, nicht?« sagte ich.

»Nein. Wieso?«

Das hatte ich erwartet. Oder habt ihr schon mal ein Mädchen getroffen, das auf diese Frage mit »Ja« geantwortet hat? Warum fragte ich auch immer solche dämlichen Sachen? Wenn du ihr zu schwächlich bist, du Arschloch, wird sie dir das schon irgendwie andeuten!

Dann – plötzlich drückte ich ihr mein rechtes Bein zwischen die Schenkel und sie nahm es wohlwollend auf. Uiiiih! ... Das Paradies war ein Pfurz dagegen. Jetzt spürte ich ihre kleine Pussi hautnah (nicht ganz, der Slip war da!) und ich begann, sie mit meinem Oberschenkel leicht zu massieren. Wir umarmten uns fest, schmusten wild und streichelten uns gegenseitig. Doch dann hielt ich es nicht mehr aus:

»Komm, zieh den Slip auch aus. Ich werde wirklich nichts machen. Das stört mich nur so.«

Entrüstet blickte sie auf die Decke.

»Ehrlich, du kannst mich schlagen oder sonstwas

unternehmen, wenn ich zu weit gehe. Einverstanden?«

Ich stellte mir vor, wie wir am Bumsen sind, und sie verpaßt mir eine Backpfeife nach der anderen.

Sie lachte laut auf und schaute mich mit mütterlichen Augen an.

»Aber Akif, ich schlage dich doch nicht. Ich hab' dich doch so lieb.«

Sie umarmte mich und gab mir zehntausend Küsse auf das Gesicht. *Und das war Liebe!* Mit diesem eindeutigen Beweis konnte ich sogar bis vor Gericht gehen. Der Ton, in dem sie den letzten Satz ausgesprochen hatte, war zwar ziemlich ironisch gewesen, doch der aufrichtige Glanz in ihren Augen konnte ein Körnchen Wahrheit nicht verleugnen.

Sie schlug die Bettdecke etwas zur Seite und befreite sich endlich von dem widerlichen Ding. Hierbei war es meinen gierigen Augen nur für eine Sekunde vergönnt, einen flüchtigen Blick auf Christas untere Landschaft zu werfen.

Halleluja! Selbstverständlich hatte ich so was schon vorher bei einigen anderen Mädchen und beim emsigen Studieren zahlloser Pornohefte gesehen, aber bekanntlich kann man ja von solchen Details nie genug kriegen.

Sowie sie den Slip beiseite gelegt hatte, arbeitete ich mich mit meinem ganzen Körper, zwar sehr zärtlich, aber auch ungeheuer eifrig zwischen ihre Beine und befand mich dann schließlich da, wo ich mir stets eingebildet hatte, hinzugehören. Doch sie machte eine Pause und sagte:

»Sei ja vorsichtig! Sonst müssen wir morgen wirklich etwas abtreiben.«

»Alles klar«, flüsterte ich ihr ins Ohr und hielt mich von

den elektrischen Zonen fern – und dachte dabei an den guten alten Liszt, der es schon damals sehr, sehr gut mit uns gemeint hatte.

»So, ich verdufte jetzt endlich.«

Ich hatte mich wieder angezogen und warf einen Blick auf den Radiowecker neben dem Bett. Es war inzwischen halb vier geworden und ich dachte mir, so sieht also ein gelungener Tag aus. (Demnach war kein einziger Tag in meinem bisherigen Leben gelungen gewesen!)

Sie hatte sich ein Nachthemd übergezogen, das genaugenommen aus einem bis zu den Füßen reichenden, rot-weiß gestreiften T-Shirt bestand. Eigentlich war es sehr blöd, daß ich nun so spät bei Nacht wieder nach Hause ging. Aber sie hatte mir ja auch nicht angeboten hierzubleiben. Vielleicht hatte sie keine Lust, am nächsten Morgen ihrer Wohnnachbarin zu erklären, daß sie jetzt mit einem Trottel wie mir ginge. Schließlich war ich gleich am ersten Abend ein bißchen zu weit gegangen (bis zum »Slip runter«).

Sie schien sehr müde zu sein, wartete aber dennoch geduldig auf meinen Abgang. Dabei kämmte sie sich die langen Haare, weil unsere nächtliche Rauferei sie ganz schön durcheinander gebracht hatten. Ich fühlte mich überhaupt nicht müde. Von mir aus hätte das Ganze noch zehn Tage dauern können, so toll fand ich das.

Aber als ich mich gerade von ihr losreißen wollte, ergriff mich plötzlich eine panikartige Angst. Was würde geschehen, wenn ich das nächste Mal bei Christa antanzte und sie mir die Tür verschloß, weil sie von mir und meinem Benehmen die Nase voll hatte? Was würde passieren, wenn da irgend so ein Schönling anspaziert käme und sie mir wegholte? Mein Gott, sie war ja sooo leichtgläubig. (Als ob das an Glauben oder Nichtglauben

liegt!) Doch was, wenn ihr das alles im Bett zu wenig oder zu viel war? Und was, wenn sie lieber ohne feste Freundschaft, allein leben wollte und mich aus Jux und Dollerei nur für eine Nacht in das warme Bett gelockt hatte? Und was wäre wenn und was wäre wenn ...

Und dann? Was würde dann geschehen? Schon wieder die endlosen Abende in einer tristen Kneipe und die Hoffnung, wenigstens an einer Alkoholvergiftung zu sterben, weil man sich nicht traut, es selber zu tun? Schon wieder die einsamen, gedankenvollen Nächte, in denen man sich einen nach dem anderen runterholt und dabei am liebsten weinen möchte, weil einem die eigene rechte Hand nicht einmal die Haarsträhne einer Frau ersetzen kann? Schon wieder schwachsinnigen Mädchen, die zumindest einigermaßen hübsch sind, kistenweise Honig in den Mund reden, ja sich überhaupt totreden, damit man wenigstens ihre Wangen streicheln darf? Schon wieder von Tag zu Tag kleiner und nichtiger werden und aufhören zu leben? Wieder und wieder reden, diskutieren, leichte Komplimente machen, alles einstecken, was sie dir an den Kopf schmeißen, und wieder versuchen, sich einzubilden »im Grunde ist sie ja ein nettes Mädchen« und wieder den verlogenen Bockmist von der Liebe quasseln? Schon wieder der alte Scheiß!

Ich hatte Angst! Ich hatte fürchterliche Angst davor, daß sie mich verlassen könnte.

Ich umarmte sie und küßte zärtlich ihre Wangen.

»Sag mal, wenn ich jetzt gehe, was wird dann geschehen?«

»Nichts. Ich werde mir die Zähne putzen und mich danach schlafen legen.«

»Ach, das meine ich doch gar nicht. Ich meine, war es dir heute abend ernst mit deiner Entscheidung? Und jetzt

vor kurzem, im Bett ...«

»Mensch Akif, was willst du denn wissen? Nur heraus damit. War doch sehr schön diese Nacht, oder?«

»Aber eines Tages wirst du mich verlassen, und ich liebe dich so sehr. Hör mal, ich habe dir im Café etwas vorgemacht. Ich habe dort große Töne von Liebe und so gespuhkt. Das war aber gelogen. Doch nachher, nach dem ersten Kuß und später und im Bett dann – O Christa, ich habe dich jetzt so lieb. Ohne dich breche ich zusammen. (Das sagte ich wirklich.) Du denkst jetzt vielleicht, weil du eben mit mir geschlafen hast, will ich hier die Lustquelle nicht versiegen lassen und kloppe deshalb solche großen Sprüche. Mein Gott, ich meine damit auch nicht, daß ich dich rein platonisch oder was weiß ich wie liebe. Ich meine damit nur, daß ich verrückt nach dir bin und ...«

Sie hielt mich lächelnd an beiden Wangen fest und schüttelte mit geschlossenen Augen den Kopf.

»Lieber Akif, ich weiß gar nicht, was du hast. Ist doch alles in bester Ordnung.«

»Aber eines Tages, eines Tages, da wird ein anderer kommen. Der ist dann halt eine Spur besser als ich und du wirst dahinterkommen und mir liebevoll beibringen, daß ich langsam die Mücke machen soll.«

»Ja, was willst du denn jetzt von mir haben? Einen fünfzigjährigen Garantieschein? Denk doch nicht an morgen. Ich glaube, du denkst ohnehin zuviel. Laß uns einfach so glücklich sein. Hier und heute.«

Was sie da sprach, klang sehr klug und akzeptabel, aber diese quälende Angst wollte trotzdem nicht weichen. Diese billige Angst vor dem Alleinsein, die Angst jemanden zu verlieren, den man tausend Jahrhunderte gesucht und schließlich gefunden hat.

Ich muß nun etwas weiter ausholen und eine Geschichte erzählen, die zwar schon lange zurückliegt, aber in engem Zusammenhang mit Christa steht.

Damals, als sich meine geliebten Eltern über mich hermachten und mir lautstark zu verstehen gaben, daß ich meine sieben Sachen packen und auf Nimmerwiedersehen abhauen sollte, hatte ich nicht gerade das Geld in der Tasche, um Sonntags Golf zu spielen oder mit Onkel Neckermann über den Einkauf einiger arabischer Rennpferde zu diskutieren. Ich hatte fast überhaupt kein Geld und auch keinen Job. Nur dieses lächerliche Acht-Quadratmeter-Zimmer mit Blick auf den verwahrlosten Hinterhof, wo man nur überladene Mülltonnen und Kinder sah, die Krieg und Frieden spielten. Auch das Arbeitsamt rückte nichts raus, da ich bei dieser Filmproduktion nur vier Monate gearbeitet hatte. Ich befürchtete wirklich, zu verhungern, was sich später auch als die Wahrheit herausstellen sollte. Die paar Scheine, welche mir meine Mutter zum Abschied heimlich in die Hand gedrückt hatte, reichten gerade aus, um in einer übertrieben sparsamen Form über einen Monat hinwegzukommen, und danach würde wohl allein der Himmel wissen, was mit mir geschah.

Ich suchte wie besessen nach Arbeit, was bei mir außergewöhnlich ungewöhnlich war. Mein Gott, was ich nicht alles unternahm, um wenigstens die Miete bezahlen zu können. Ich versuchte es sogar als Fotomodell. Eines Tages las ich in der Zeitung, die ich stets geschenkt bekam, nachdem mein Hauswirt keine Verwendung mehr für sie hatte – er studierte ausschließlich die Anzeigen, in

denen sich exotische Mädchen gegen gute Bezahlung für eine Nacht feilboten – ich las dort also: »Junge Menschen für Werbephotoaufnahmen gesucht. Adresse und Telefonnummer soundso ...« Mein erster Gedanke war natürlich, daß die mit mir einen netten Porno abdrehen wollten, aber ehrlich gesagt, selbst dazu war ich nun bereit. Ich ging dann also in dieses kleine Studio und ließ mich von allen Seiten ablichten. Das Ganze war ein ziemlich seriöser Laden, und von Porno war nicht die Spur. Ich mußte mir nur alle möglichen schicken Kleider und Perücken überziehen und entweder unheimlich markant dreinglotzen oder eine derart fröhliche Fresse ziehen, als ob ich soeben Gott gesehen hätte. Und der Typ, der mich knipste, schrie fortwährend: »*Komm auf Bewegung, Junge! Mehr Bewegung, Junge!*« Als ich dann schließlich total *in Bewegung* war und ihm eine männliche Pose nach der anderen darbot, machte er plötzlich halt und kriegte überhaupt nichts von meinem Talent mit.

»Wir geben ihnen in ein paar Tagen schriftlich Bescheid«, sagten sie. Ich warte heute noch auf den Brief! Wahrscheinlich war ich zu schön für die.

Danach marschierte ich zu Ford und bot mich als Hilfsarbeiter oder als türkischer Dolmetscher an. Aber die sagten mir, ich solle doch im Frühjahr wieder vorbeischauchen. Als diese Vollidioten noch meine Adresse verlangten, überreichte ich ihnen die Anschrift irgendeines Kölner Friedhofs und sagte, im Frühjahr könnten sie mich dort finden.

Da gab es noch diese außergewöhnlich intelligenten Zeitschriftenheinis, die mir weismachen wollten, daß ich, wenn ich ihre Scheißzeitschriften und Bücher (die sowieso kein Aas lesen wollte), von Tür zu Tür trage und einen der armen Opas und Omas zu einem Jahresabonnement verpflichte, es noch zu einem richtigen Millionär bringen

könnte. Doch ich wußte, ich konnte so etwas nicht. Ich hätte da bestimmt mit meinen dämlichen Zeitschriften vor den Türen gestanden, und bevor ich soweit gewesen wäre, ein Wort aus mir herauszubringen, hätten mich die übernervösen, deutschen Hausfrauen in Fetzen zerrissen und danach sofort ihre saubere, deutsche Haustüre vor meiner Nase zugeknallt.

Und ich suchte und suchte nach irgendeiner Arbeit, um wenigstens überleben zu können. Zu meinem großen Glück wohnte zu der Zeit so ein zwielichtiger Typ neben mir, der gerade aus dem Knast verabschiedet worden war und der mir, wenn ich nichts zu fressen hatte, mit einer Ladung Pommes oder Bratwürsten aushalf. Fast jeden Abend überredete ich ihn dazu, einige Gläser Wodka mit mir zu trinken. Er konnte leider keinen Alkohol vertragen, und wenn er ein bißchen intus hatte, war er ungeheuer großzügig und lud mich zum Essen oder sonstwas ein. Ja, ja, der gute alte »Knacki«, wie ich ihm andauernd vorschlug, eine von seinen Knastgeschichten zum besten zu geben, (die ich schon allesamt vom Kino kannte) und er dabei allmählich die Pulle rausholte und sich mit mir besoff, und wir später den Weg in die Pizzeria einschlugen. Er war überall am Körper tätowiert und besaß zu jeder Zeichnung die entsprechende Story. Trotz seiner dunklen Vergangenheit oder eben deshalb lebte er auf ziemlich großem Fuß, denn sein Zimmer war ein Musterbeispiel an modernster, teuerster, elektronischer Technik. Ich grübelte den ganzen Tag darüber nach, woher wohl das große Geld kam, das er für seinen luxuriösen Lebensstil verbrauchte. Einmal sagte ich ihm sogar, er solle mich mitmischen lassen, falls er wieder ein großes Ding vorhabe. Er lachte nur und meinte, ich sei noch *nichtreif* für solche Sachen. Dummes Arschloch! Er hatte sein halbes Leben in der Plötze mit Tütenkleben oder

Körbfechten verbracht und faselte *mir* was vom Reifwerden. Aber ich mochte ihn trotzdem mit all seinen Tätowierungen, seinen abgeschmackten Knastmärchen, seiner sinnlosen Elektronik und seinen tausend Weibern, die bei ihm Tag und Nacht ein und aus gingen und die er mir stets entweder als seine Schwestern oder Cousinsen vorstellte, obwohl dafür nicht der geringste Anlaß bestand.

Natürlich besuchte ich damals auch Laszlo oft, aber der hatte meistens selber nichts zu fressen und bot mir höchstens irgendwelche exotischen Zigaretten an, die ihm sein Vater aus fernen Ländern schickte und die alle zum Kotzen schmeckten.

Was ich jedoch eigentlich erzählen wollte, war folgendes: In dieser trostlosen Phase schlenderte ich einmal völlig deprimiert und ohne einen Funken Mut die Schildergasse entlang – Kölns große Fußgängerzone – und spielte ernsthaft mit dem Gedanken, ob ich mich nicht abends vielleicht am Dom herumtreiben und mich als Strichjunge anpreisen sollte. (Knacki gab mir den Tip.) Und als ich dort zwischen der anonymen Masse ratlos umherwanderte und mich fragte, ob sich die anderen Strichjungen am Dom meine Anwesenheit überhaupt gefallenlassen und mich nicht am Ende gar zusammendreschen würden, erblickte ich plötzlich das monströse Opernhaus der lausigen Stadt Köln. Schau an, schau an, dachte ich mir, so ein großes Gebäude steht vor dir, und es wäre doch wirklich gelacht, wenn du hier nicht irgendeine miserable Arbeit finden würdest, die dich über die Runden bringt, und sei es auch die berühmte Tätigkeit des Klopützers.

Ich ging also rein, stellte mich beim Portier als ein nach Arbeit Hungernder vor und tat so, als ob ich am Verrecken wäre. (Irgendwie war das auch die Wahrheit.) Der gutmütige, alte Herr nahm daraufhin den Hörer in die

Hand, telefonierte mit irgendwelchen gescheiterten Knilchen rum, welche ihrerseits wieder andere hohe Tiere anriefen, und diese baten mich letztlich, zu ihnen heraufzukommen, um mir selbstverständlich wieder nichts als Schwierigkeiten zu bereiten.

Ich sollte als Bühnenarbeiter anfangen, doch bis dahin war es noch ein langer und mühsamer Weg.

»Sind sie auch kräftig genug für diese Art Arbeit?« sprach irgendein mächtiger Chef, dessen gewöhnlichen Namen ich im Nu vergaß.

»Aber selbstverständlich«, antwortete ich. »Vorher habe ich beim Film gearbeitet, und dort mußte ich ja auch schwere Arbeit tun.«

»Hören sie, Herr Piriñci, wir mögen hier keine Leute, die allein wegen des Geldes hereinkommen und nach einigen Monaten oder gar Wochen wieder verschwinden, weil sie was Besseres gefunden haben. Wir brauchen fähige, denkende Mitarbeiter. (Ach Gottchen, als ob ich hier als Topmanager engagiert würde!) Wir haben hier Bühnenarbeiter, die sind schon seit dreißig Jahren bei uns. (Danach sahen sie auch aus, stellte ich später fest.) Wenn Sie sich anstrengen und immer gute Leistungen erbringen, können sie es mit den Jahren bis zum *Meister* schaffen! (Das klang schon ungewöhnlich beschissen. Ich beschloß auf der Stelle, hier nicht länger als sechs Monate zu bleiben.) Pünktlichkeit und Disziplin sind hier Pflicht! (Bei welcher beschissenen Arbeit eigentlich nicht!) Sie arbeiten dann auf der Bühne mit hochgestellten, internationalen Künstlern zusammen. Sie müssen diskret sein.« Daß ich nicht lache! Als ob ich den Tenören was vorsingen würde. Ich wußte ganz genau, was auf mich zurollte. Ich mußte die quälende Drecksarbeit machen, wie jeder andere Bühnenarbeiter auch. Das heißt also: mordsschwere Bauten und Requisiten rumschleppen;

massive Eisengerüste aufrichten; endlos weite Sonnenuntergänge und was weiß ich noch für einen Scheißkram, der als Hinterhängestück auf kilometerlange Prospekte gemalt ist, an bleiernen Stangen befestigen und noch tausend andere unerträgliche Arbeiten erledigen und mich obendrein von dem großen Meister anschreien lassen, weil ich nach seiner Ansicht immer noch zu wenig schuftete. Und am Ende würden sich die hochnarzißtischen Sänger in die fertige Szene reinsetzen, den Wagner- oder Straußfans was vorträllern und nach der Vorstellung so tun, als ob sie die schwierigste Arbeit der Weltgeschichte verrichtet hätten. Ich kannte das sogenannte Künstlervolk bereits vom Film her und es war mir stets zuwider. Der arme Mensch hinter seinem fetten Schreibtisch dachte sich doch tatsächlich, er könnte mir mit seinen beknackten Sprüchen was Neues beibringen. Aber ich muckte nicht auf, sah alles ein, was er von sich gab, erzählte ihm einen vom Pferd, wenn er mich was fragte und dann stellte er nach dieser fachmännischen Überprüfung endlich fest, daß ich für diese Mistarbeit qualifiziert sei. Danach begleitete er mich zu seiner potthäßlichen Sekretärin, die mich darauf aufmerksam machte, daß es noch ungefähr eineinhalb Monate dauern würde, bis ich mich an die Buletten schmeißen durfte.

Und was mußte man nicht alles durchmachen, um als deutscher Bühnenarbeiter auserkoren zu werden: polizeiliches Führungszeugnis anfordern, damit man weiß, ob man nicht seinen Vater erstochen oder seine Mutter verbrannt hat; sich etlichen Gesundheitsuntersuchungen unterziehen, Blut, Pisse und all so was; hunderttausend Formulare ausfüllen, die einen immer dasselbe fragen: Name / Nachname / Familienstand / Alter / Besondere Persionen / Alpträume / Gebrechen (in meinem Falle »das Herz«) / Spitzname (in meinem Falle entweder

»Arschloch« oder »dumme Sau«) / Anzahl der Blutkörperchen und der Augen ...

Da wurde um so einen gewöhnlichen und bekackten Job derart Heckmeck gemacht, als sei ich Astronaut und würde zum Neptun oder sonstwohin fliegen. Doch wie gesagt, ich tat brav und geduldig, was sie von mir verlangten und hielt die Schnauze.

Schließlich war alles vorbei, sie bekamen ihr Zeug, und es hieß dann nachher nur noch abwarten und Tee trinken. (Dabei hatte ich nicht einmal Tee zu Hause, nur Sprudelwasser!)

Weil mir jedoch die ganze Prozedur etwas zu lange dauerte, bemühte ich mich unterdessen um andere Jobs, die ich selbstverständlich nicht bekam. Ja, ich vergaß (oder verdrängte?) den gesamten Opernhokuspokus sogar und widmete mich anderen und nützlicheren Tätigkeiten. Zum Beispiel in der vorletzten Nacht, meiner lieben, süßen, schönen Christa. Diese wundervolle Nacht mit Liszt und Lepra, mit Glühwein, Gottfried August Bürger, mit panischen Ängsten, Christas Busen, dem § 218, mit nichtexistenten Verhütungsmitteln, mit »Paß auf! ... Nicht! ... Darf ich? ... Ahhhhhh, warte, warte mal ... Magst du das? ... Nicht, nicht so fest ...«, mit Tom und Becky und all den restlichen Leidensgenossen.

Gleich am nächsten Tag wollte ich wieder zu ihr gehen – unter einem läppischen Vorwand versteht sich. Ich hätte schon irgendeinen Grund erfunden. Schlüssel verloren, nichts zum Fressen im Haus, Heizung kaputt, Seele defekt, Selbstmordgedanken; mein Reservoir an billigen Einfällen, die dazu dienen sollten, sie wieder eng an meine Seite zu kriegen, war nahezu unerschöpflich. Aber an das alles hätte sie nicht geglaubt, denn Christa war ja nicht gerade auf den Kopf gefallen. Sie hätte sicherlich alle meine üblen Lügen auf der Stelle durchschaut und mich

trotzdem hineingelassen. Sie hätte mir das alles auch einen Tag vorher gegeben, wonach mir gelüstete. Das hätte sie getan, sie hätte mir ihre einzigartige, kosmische Liebe einfach geschenkt, für nichts und wieder nichts. Doch eben das wollte ich nicht. Ich wollte diese zerbrechliche, unverbrauchte, ehrliche Liebe nicht ausnutzen (nicht ganz!), nicht erschöpfen, ich wollte nicht, daß sie über mich Sachen dachte, die haargenau stimmten, ich wollte ihr nicht auf die Nerven gehen und sie traurig machen. Das alles wollte ich nicht und blieb statt dessen in meiner stinkenden Kammer und tat so, als würde ich ein Buch lesen oder sonstwas Gescheites tun.

Aber heute, heute stand eine richtige Verabredung auf der Tagesordnung.

»Komm übermorgen wieder. Komm aber, ja?« hatte sie gesagt. Darauf konnte sie Gift nehmen!

Morgens stand ich Punkt acht Uhr auf und kaufte in der Apotheke eine Packung der besten Kondome. Der Apotheker war ein alter vertrottelter Mann.

»Was Besonderes vor heute?«

Ich nahm ihm das nicht übel, er hatte es gut und witzig gemeint.

»Ja, etwas ganz Besonderes!«

Wenn ich damals gewußt hätte, was ich später bei demselben Apotheker noch alles kaufen sollte, hätte ich die Dinger sofort auf den Ladentisch geknallt und wäre wie ein Verrückter rausgewetzt.

Ich lief wieder zu meiner Bude, putzte mir drei Stunden lang die Zähne, kackte volles Rohr, frühstückte einigermäßen und zog mir danach meine Turnhose an. Nun begann ich gewissenhaft Liegestützen, Kniebeugen, Rolle vorwärts und Rolle rückwärts und zahllose andere sportliche Übungen zu veranstalten. Schließlich war ich

jetzt mit einer hübschen Frau zusammen und mußte etwas leisten, wenn es darauf ankam. Ich Depp bildete mir doch tatsächlich ein, daß ich mit solchen Kinkerlitzchen mehr Muskeln kriegen würde! Aber mit der Zeit merkte ich, daß ich in diesem engen Zimmer keinen weiten Auslauf hatte und auch keine großen Sprünge machen konnte. So beschloß ich, in den nahegelegenen Stadtpark zu flitzen und mich dort ordentlich auszutoben, bis ich für den Abend elastisch, fit und in Form wäre.

Eigenartig, wie ein bißchen Liebe jemanden verändern kann. Noch vor einer Woche hatte ich in diesem Stadtpark einige Sportidioten rumhopsen sehen, die mich zum Überdruß brachten, weil mich diese Kraftprotzerei ankotzte und ich mir immer wieder sagte, auf den Geist kommt es an, nicht auf die Muskeln. Ich dachte, diese bemitleidenswerten Angeber, mit was sollen sie auch sonst angeben, wenn nicht mit ihren Muskeln und Höchstleistungen! Besonders regte ich mich über diese Turntypen mittleren Alters auf, die womöglich bereits Krebs oder den ersten Infarkt hatten und sich einbilden, auf solchen Schleichwegen noch etwas retten zu können. Und jetzt? Heute war ich drauf und dran, mich totzuhüpfen, zu laufen, bis mir der Schweiß nur so aus dem Arsch spritzte. Das kam mir natürlich auch in den Sinn, und ich besaß prompt die passende Antwort darauf: Alles ist relativ (insbesondere ich, Mensch!)

Als ich das Haus verlassen wollte, rief mich unten im Flur der Hauswirt zurück und händigte mir einen Brief aus.

»Städtische Bühnen der Stadt Köln«, lautete der Absender. In dem Brief stand, daß ich mich so schnell wie möglich bei der Operndirektion melden sollte. So ein Mist! Ausgerechnet jetzt, da es mir einigermaßen gut ging und ich mit meinem armseligen Leben ein bißchen

zufrieden war, mußte ich zu arbeiten anfangen. Ich fragte mich ernsthaft, ob ich überhaupt dort hingehen sollte. Dann huschte mir einiges durch den Kopf: Weihnachten stand vor der Tür. (Das Fest der Liebe!) Christa mußte von mir in einem solchen Ausmaß beschenkt werden, daß ihr die Augen aus dem Kopf fielen. Außerdem mußte ich mir neue Klamotten und Schuhe anschaffen, damit sie sich wegen mir nicht zu schämen brauchte. Frauen wollen etwas erleben, dachte ich: Ausgehen (sprich Ausgeben), Reisen machen, Partys schmeißen – kurzum, meine liebe, süße, schöne Christa war schuld daran, daß ich zu schuften anfing.

Andererseits schlichen sich auch ein paar kritische Gedanken ein. Etwa so: Armes Schwein! Glaubst du wirklich, daß du die Liebe eines Mädchens erkaufen kannst? Glaubst du ernsthaft daran, daß es bei einer ehrlichen (ehrlichen?) Liebe auf solche Nebensächlichkeiten ankommt? Willst du tatsächlich mit deinen tollen Geschenken, Kleidern, Schallplatten und was weiß ich noch, was du ihr zugute kommen lassen willst, bei ihr, bei dem ersten lieben Mädchen, das dich endlich einmal so nimmt, wie du bist, willst du wirklich mit all dem Scheiß bei ihr prahlen? *Ja, ich will!*

Die potthäßliche Sekretärin in der Direktion hatte von ihrer Ausstrahlung kaum etwas verloren. Sie bestätigte, daß sie den Brief geschrieben habe und daß ich schon morgen zu arbeiten anfangen könne.

»Sie arbeiten acht Stunden am Tag und schichtweise. Wenn Sie Tagschicht haben, dauert die Arbeit von acht bis vier Uhr. Und die Spätschicht geht von zwei Uhr mittags bis zehn Uhr abends. In den Tagschichten werden Sie die Szenen aufbauen helfen und in den Spätschichten die Arbeit erledigen, die noch übrig geblieben ist, und später in der Vorstellung zwischen den Akten umbauen. Überstunden sind auch drin.«

Na wunderbar! Hiermit wurde ich also ein richtiger Arbeiter, was mein Vater mir seit meiner Kindheit prophezeit hatte und wovor er mich mit allen Mitteln zu schützen versucht hatte. Aber das war mir nun auch so ziemlich schnuppe. Ich hatte ja meine Christa und war nebenbei noch sooo jung. Erfolg und Reichtum konnte ich später auch noch erlangen. Trotz derartiger Selbsttröstungen wurde ich zu guter Letzt ein wenig depressiv. Sollte ich tatsächlich so enden? Als ein gewöhnlicher Hilfsarbeiter, der sein Leben lang für nichts und wieder nichts schuftet und am Ende der Show einen Batzen Scheißdreck in der Hand hält? Ich meine, ich hatte mir stets eingebildet, daß ich was Besonderes wäre und zu höheren Dingen berufen sei. All meine Drehbücher, Kurzfilme, Hörspiele, Kurzgeschichten, all meine großen Künste, die ich mir erkämpft hatte, sollten umsonst gewesen sein? Daraufhin bildete ich mir ein, daß das eine große Erfahrung sei, was ich jetzt durchmachte. Immer,

wenn ich am Arsch bin, rede ich mir ein, daß das auch eine wichtige Erfahrung für mein Leben ist. Ich rate euch, in miserablen Situationen das gleiche zu tun. Es bringt einen zwar nicht weiter, aber man kann sich dann schneller und leichter mit der Sache abfinden.

Es war noch etwas zu früh, um in Richtung Wayerthal zu marschieren, und da die städtische Oper in der Nähe vom Kölner Dom liegt, schlenderte ich langsam dorthin. Damals ging ich sehr oft zum Dom, er reizte mich irgendwie. Ich war nur einmal drinnen und einmal auch auf einem seiner Türme gewesen. Aber das alles geilte mich nicht so sehr auf wie der Domanblick von unten. Als ich zum ersten Mal Kölner Erde oder von mir aus Kölner Beton betrat und aus der zyklischen Bahnhofshalle herauskam, erblickte ich als allererstes diesen ungeheuerlichen Klotz. Damals hatte ich noch Träume im Kopf, obwohl es draußen stark regnete. Ich sagte mir, Köln ist deine Glücksstadt, hier wirst du den langersehnten Durchbruch schaffen. Und der Dom, der schwarzgrüne, von Wind und Nebel umschweifte, der echte Kölner Dom war sozusagen ein Wahrzeichen meiner nichtexistenten Karriere. Von da an besuchte ich ihn öfters, reckte meinen Kopf nach oben, bis es nicht mehr ging, und betrachtete diese gräßliche Herrlichkeit. Gott im Himmel, war ich damals krank!

Ich latschte also wieder zum Dom, stellte mich mit gespreizten Beinen auf die Plattform, nahm wie gewöhnlich die Millionen Touristen um mich herum nicht wahr und hob gemächlich den Kopf hoch. Doch jetzt fehlte etwas! Ich meine, es fehlte dieses größenwahnsinnige Gefühl, es eines Tages genauso weit zu bringen, wie dieser verdammte Dom. Der große Erfolg, die finanzielle Sicherheit, die Bewunderung der Massen für meine Kunstwerke waren mit einem Male ganz und

gar unwichtig geworden. Ich sah diesen Dom an und dachte, daß ihn gewöhnliche Menschen gebaut hatten und daß er nichts anderes war als blödes Gestein. In mir war tatsächlich eine Veränderung geschehen. Aber ich wußte nicht, woran das lag. Vielleicht an der Sache mit Christa und vielleicht daran, daß ich so tief gesunken war, Drecksarbeiten zu erledigen. Doch keiner der beiden Gründe konnte mich so richtig überzeugen, und weil das Gefühl für mich derart ungewohnt war, benannte ich es mit Anpassung oder mit Sichzufriedengeben. Im tiefsten Innern wußte ich jedoch, daß diese Worte total unpassend waren.

Mir fiel ein, daß ich für meine nächtliche Visite bei Christa noch kräftig turnen mußte. Aber dann sah ich irgendwo eine Uhr hängen, die mich auf halb fünf aufmerksam machte. Gleichzeitig spürte ich, daß es bald zu regnen anfangen würde. Ich hatte wirklich keine große Lust, in Gewitter und Donnerschlag im Park rumzuhängen und im Matsch meine beschissene Kondition oder wie das heißt aufzupolieren.

Ich nahm rasch die Straßenbahn, fuhr ausnahmsweise schwarz und befand mich innerhalb kurzer Zeit wieder zu Hause. Etwas später schlüpfte ich in die Gemeinschaftsbadewanne und begann, dämliche Lieder vor mich hin zu trällern. Ich sang ein Lied von der Gruppe »Genesis«. The musical box.

Play me old king cole, that I ...

Das Singen in dieser vom Dreck und Alter gezeichneten Badewanne bereitete mir große Freude. Gewöhnlich sang ich überhaupt nicht, und noch nie war mir der Gedanke gekommen, in der Badewanne zu singen.

Das warme Wasser hatte mich vollends in sich aufgenommen und ich schrie nun das Lied zu Ende:

I've been waiting here for so long And all this time has passed me by
It doesn't seem to matter now You stand there with your fixed expression
Casting doubt on all I have to say Why don't you touch me, touch me,
Why don't you touch me, touch me, touch me Touch me now, now, now, now ...

»Hast du schon gegessen?« fragte Christa lächelnd und schloß die Tür hinter mir zu.

Ach du lieber Gott, das hatte ich wirklich ganz vergessen. Andererseits, was hätte ich auch groß essen können? Schon wieder Spaghetti, die ich nie richtig hinbekam, Knäckebrötchen mit Schmierkäse und als Erfrischung Sprudelwasser? Seitdem ich von meinen Eltern gefeuert worden war, hatte ich mir ohnehin den Nachschick abgewöhnt und gab mich mit einer schlichten Selbstgedrehten zufrieden.

Christa hatte wieder diesen erwartungsvollen, bewillkommenden, lustigen Glanz in ihren Augen, der ihr eines Tages vollends verloren gehen sollte. Es hatte sich also seit der letzten Nacht nichts zwischen uns geändert. Auf dem Weg hierher hatte ich mir nämlich große Gedanken darüber gemacht. Ich dachte zwar nicht, daß sie mir diesmal ein müdes »Ach, du bist es« entgegengrinsen würde, aber mir graute davor, daß sie meinen erwarteten Besuch als etwas zum Fürchten Selbstverständliches und Alltägliches hinnehmen könnte. Ich war so frei und antwortete ihr: »Nein, ich habe noch nicht gegessen.«

Daraufhin lud sie mich zum Abendessen ein.

Die geräumige Küche glich einem Tummelplatz für Hausfrauen aller Nationen. Abgesehen davon, daß die beiden Freundinnen mit allerhand modernen Haushaltsgeräten und Werkzeugen bewaffnet waren, welche selbst die Ausrüstung meiner Mutter in den Schatten stellten, hatten sie in ihrer putzigen Küche zusätzlich übertrieben fraulich, selbsthergestellten Kokolores angebracht. Die Palette reichte da von

gestrickten Kaffeewärmern über braunes Eingemachtes, das aus den offenen Schranktüren förmlich hervorquoll, bis hin zu den gescheiten Sprüchen, die auf Tüchern und Kitteln eingestickt, und zu den selbstgeschreinerten Gewürzglasregalen, die bunt und bunter und am buntesten waren.

Der erste Gedanke, der in diesem Augenblick durch meine weiche Birne schoß, war dieser: »Aha! So ist das also. Christa ist im Grunde gar nicht das weltoffene, moderne, emanzipierte Mädchen, als das sie sich stets ausgibt. In Wirklichkeit ist sie vollkommen spießig, altmodisch, häuslich und zu meinem Glück eine durch und durch mütterliche Natur.«

Meine außergewöhnliche Genialität läßt sich schon daran erkennen, daß ich das alles wirklich allein der Einrichtung dieser Küche entnahm. Ich freute mich nun richtig, da ich mir seit eh und je eine Art Ehefrau gewünscht hatte und mir jetzt einbildete, eine gefunden zu haben.

Nachdem ich Inge begrüßt hatte, die mir gegenüber am Ende des Tisches saß, ließ ich mich gemächlich auf einem der Stühle nieder. Unterdessen bereitete uns Christa das Essen, weil sie, wie ich von Inge erfuhr, heute Küchendienst hatte. Ab und zu schlug ich vor, ihr ein wenig zur Hand zu gehen. So was muß man schon gelegentlich bringen, wenn man mit zwei Mädchen in einer Küche sitzt, die selbst angesichts einer *solchen* Küche eingeschriebenes Mitglied in einem Frauenverein sind.

Kurze Zeit später begann sie zu servieren. Sie hatte allerlei hübsche Sachen gezaubert: Koteletts, Püree mit Petersilie, Reis, Salat; es gab sogar Schokoladenpudding als Nachtisch. Ich machte wiederholt einige Anstalten, ihr behilflich zu sein, die ganz und gar mißlingen. Ein paar

Salatblätter fielen auf den Boden.

Dann fingen wir zu speisen an und ich erzählte ihnen dabei die Geschichte mit der Oper und gab unterschwellig mit dem Geld an, das ich dort verdienen würde. Sie fanden das alles ungeheuer toll. Das mit dem Geld fand ich auch toll, aber daß ich für dieses Geld schwer malochen mußte, fand ich wiederum weniger toll. Das gefiel ihnen beiden nicht, und Inge machte sich als erstes über mich her.

»Aber irgendwas muß man ja tun.«

»Ja, am Strand von Acapulco sitzen und Junghaie angeln.«

»Das finde ich nicht gut.« (Wenn ich das schon höre ›das finde ich nicht gut<!) »Du verarschst einen immer!«

»Bis jetzt hatte ich ja überhaupt keine Gelegenheit, dich zu verarschen. Schließlich sitze ich doch zum ersten Mal mit dir zusammen.«

»Christa hat mir erzählt ...«

»Was?«

»Daß du sehr zynisch bist.«

»Christa erzählt auch, der Papst hätte sexuellen Kontakt mit außerirdischen Lebewesen.«

Dann griff Christa ein.

»Jetzt hört auf damit! Sag mal, Akif, was machen wir nachher?«

Na was wohl!

»Aber halt, Moment mal - mir fällt gerade ein, daß ich noch was für die Uni erledigen muß. Dauert höchstens zwei Stunden. Kannst dich ja solange mit Inge unterhalten.«

Na dann Mahlzeit!

Inge sah nicht schlecht aus, war aber auch nicht gerade die Frau, die in den nächtlichen Visionen sämtlicher Männer rumspukt. Obendrein war sie noch mit einem gewaltigen sozialen Tick belastet, den zahlreiche Bürgermädchen abkriegen, wenn sie eines Tages feststellen, daß ihr eigenes seelisches Leid derart angewachsen ist, so daß ihnen bewußt oder unbewußt gar nichts anderes übrigbleibt, als es auf ihre Umwelt zu projizieren. Das heißt, sie verwechselte ihr psychisches Chaos mit dem des Erdballs.

Wir brachten so was Ähnliches wie ein Gespräch zustande:

»Weißt du, Akif, mir macht dieser Jurakram überhaupt keinen Spaß. Im Grunde will ich Sozialarbeiterin werden. Ich würde mich so gerne mit geistig behinderten Kindern beschäftigen und versuchen, ihnen zu helfen.«

»Ich finde, man sollte zunächst einmal sich selbst helfen, ehe man anderen hilft.«

»Aber mir geht es doch prächtig. Bin gesund, hab' einen Freund, meine Eltern bezahlen mir das Studium, und überhaupt bin ich mit allen guten Gaben dieser kaputten Welt gesegnet. Was will ich noch mehr?«

»So habe ich es nicht gemeint. Ich glaube, man sollte erst mal seine eigenen inneren Konflikte lösen, bevor man anfängt, anderen zu helfen.«

»Wieso? Ich habe doch gar keine inneren Konflikte.«

»Dann ist ja alles gut.«

Mein Gott, in der einen Stunde, in der ich hier saß, hatte sie mindestens zehn Zigaretten geraucht, fast eine

Schachtel Pralinen und eine Tafel Schokolade gefressen, sich dabei mit Kaffee und Cola gestärkt und behauptete nun tatsächlich noch, sie sei seelisch völlig intakt. Doch ich hatte keine besondere Lust mehr, ihr sinnlos zu widersprechen, da solche Hobbyrevolutionäre sehr schnell aufzuregen sind. Obwohl ich nur ein gelegentliches »Ja, ja« oder ein »So, so« herausbrachte, deckte sie mir trotzdem die bekannten, abgeschmackten Probleme unseres Globusses auf: die Unterdrückung der Frau; Folter in Südamerika; Ausbeutung des Arbeitervolkes; Hunger in der Dritten Welt; Gefahr der Atomkraftwerke und Ungerechtigkeiten gegen ihre Gegner; Rauschgiftsucht, Aufrüstung, Kriege, Umweltverschmutzung, Konsumzwang, Rassendiskriminierung und so weiter und so fort. Ich fand das alles unheimlich beschissen und gab ihr stets aufs neue recht und wieder recht. Dieser Erfolg munterte sie wiederum dermaßen auf, daß ich mit der Zeit überhaupt nichts mehr zu sagen brauchte und sie mir eine Protestrede nach der anderen hielt. Für sie bestand die Welt aus einem einzigen großen Leid, und nur sie, so schien es, wurde davon verschont und wollte deshalb helfen und helfen und helfen. Selbstverständlich waren diese Sachen, die wir wohl alle aus dem Sozialkundeunterricht kennen, ziemlich schlimm, aber wenn ich so objektiv, wie es nur ging, meine jetzige Lage betrachtete, engagierte ich mich lieber für meinen eigenen Kampf, als für den gegen einen imaginären Feind. Und soll ich euch was sagen, alles, was ich mir so dachte, erschien mir nicht im mindesten egoistisch.

Als sie plötzlich merkte, daß ich nicht mehr den Mund auftrat, fiel sie über mich her und machte unterschwellige Andeutungen, daß es für mich langsam an der Zeit wäre, ebenfalls etwas zu unternehmen.

»Ich habe zur Zeit andere Sorgen«, versuchte ich

abzuschließen, doch sie gab nicht auf und unterstellte mir »kapitalistisches Denken«. Ich wollte ihr nicht noch mal widersprechen und sie auch nicht kränken, denn schließlich war sie ja eine enge Freundin Christas, und wir alle wissen ein Lied davon zu singen, in welchem großen Ausmaß solche festen Freundschaften Einfluß auf das Liebesleben beider Partner nehmen können. Ich tat so, als ob ich mich wegen meines Desinteresses an der ungerechten Welt schämte und versprach ihr feierlich, daß es mit meinem Engagement nach dieser Aufklärungsstunde richtig losginge. Zum Abschluß des Ganzen beschenkte sie mich mit einem »Atomkraft? Nein Danke!«- und einem »Amnesty International«-Aufkleber, die ich auch sofort an meiner Jeansjacke befestigte und später wieder entfernte. Das besaß seine Gründe: Erstens laufe ich nicht für irgendso einen Verein als Litfaßsäule herum und zweitens, falls ich eines Tages mal so krank werde, mich mit so einem Club zu identifizieren, mache ich keine halben Sachen, sondern schmeiße gleich eine Bombe. Aufkleber können gar nichts verändern, soweit man überhaupt etwas verändern kann! Man kann höchstens sich selbst ändern, und wenn wenigstens die Hälfte der Arschlöcher auf dieser leidvollen Erde das tun würden, würde das schon genügen, die miserable Situation hinwegzufegen. Doch ich merke langsam, daß ich schon wieder wie ein gottverdammter Lehrer rede, am laufenden Band Manifeste liefere und dazu fehlt mir wirklich die geringste Lust.

Auf dem Weg zu Christas Zimmer dachte ich, daß ich mit diesem armen Mädchen schon wieder eineinhalb Stunden vergeudet hatte. Das ganze Gespräch war absolut sinnlos gewesen. Weder sie noch ich hatten was dazugelernt (womit ich nicht meine, daß man bei jedem Gespräch was dazulernen muß). Im Grunde waren auch

diese eineinhalb Stunden völlig gleichgültig, denn ich hatte in meinem Leben bereits so viel Zeit verschwendet, daß es nun auch auf diese Minuten nicht mehr ankam. Das ging mir nur so durch den Kopf. Ich dachte, man verschenkt im Leben lauter Zeit, verschenkt Zeit für nichts und wieder nichts. Dabei mußte ich mich unwillkürlich an »Yellow Submarine« erinnern. Mitten im Film hatte man da diesen Spruch reingeschnitten: »Ein Jahr hat 525600 Minuten. Und eine Minute ist eine verdammt lange Zeit!«

Das Zimmer befand sich, wie man so schön sagt, in einem unordentlichen Zustand. (Kehrt Liebchen auch?) Schmutzige Wäsche, Gläser, Bücher, Zeitschriften und verdreckte Aschenbecher lagen in einem wilden Durcheinander auf dem Boden herum. Ein dumpfer Mief schwebte im Raum. Sie saß noch am Schreibtisch und tippte irgendwelche Sachen aus einem der dicken Gesetzesbücher ab. Mir war völlig klar, daß sie für die Uni schwer büffeln mußte. Wahrscheinlich hatte sie seit heute morgen hier gegessen und gearbeitet und keine Zeit gefunden, das Zimmer aufzuräumen. Möglicherweise hatte sie in diesen Tagen vor lauter Gesetzepauken überhaupt keine Gelegenheit, sich dem Liebesleben zu widmen und bestand nur deswegen auf der Verabredung, weil sie mich nicht kränken wollte. Sie nahm sozusagen Rücksicht auf mich. Das alles wußte ich! Und dennoch, trotz dieser intelligenten Ahnungen und schnellen Einsichten hielten meine Triebe nicht an sich und verfluchten ihren ganzen scheiß Unikram. Ich war schon ein gewaltiges Schwein mit meinem ungeheuren Liebesbedürfnis und meiner uferlosen Lüsternheit, die sich eigentlich nur ein außergewöhnlich phantasievoller Pornodrehbuchautor einfallen lassen konnte.

Als ich das Zimmer betrat, drehte sie ihren Kopf blitzschnell über die Schulter und lächelte mir überrascht entgegen. Ihre Augen sahen überarbeitet und schläfrig aus, doch trotzdem waren es die gleichen zierlichen, hübschen, klugen Dinger, die ich schon beschrieben habe.

»Arbeitest du noch?« fragte ich.

Zugegeben, es war eine ziemlich bescheuerte Frage. Ihr

ganzer angestrenzter, vernachlässigter Anblick und der chaotische Zustand auf dem Schreibtisch mit den tausend aufgeschlagenen Büchern und Akten vermittelten nicht gerade den Eindruck, daß sie mit sich selbst Monopoly spielte.

»Ja. Ich bin aber in einigen Minuten fertig. Setz dich doch irgendwohin. Willst du Musik hören?«

Ich lehnte großzügig ab und setzte mich auf das Bett.

»Willst du Zeitschriften oder sonstwas lesen?«

Ich lehnte wieder ab und tat so, als ob ich tatsächlich imstande wäre, irgendwo in einer Ecke still vor mich hin zu liegen, ohne mich mit etwas zu beschäftigen. Ich wollte nicht, daß sie merkte, daß ich im Grunde nur auf das Eine wartete. Aber das merkte sie ja doch!

Sie wandte sich wieder zurück und versank tief in ihrer Arbeit. Währenddessen steckte ich meine Finger in die Hosentasche und kontrollierte die Packung Pariser. Durch das winzige Fenster sah ich draußen den goldenen Mond. Es war Vollmond. (Der Mond scheint hell!) Er war ganz gelb – wie immer –, und wenn man sich ein wenig anstrengte, konnte man ein paar Krater und Unebenheiten unterscheiden.

Plötzlich durchfuhr mich ein Ruck! Ich erinnerte mich an dieses blöde Gerücht, das in meiner beschissenen Pubertät wie ein Lauffeuer durch alle Knabenmünder gegangen war, als ob es so was wie die Relativitätstheorie wäre. Mein Freund Sigg, der bereits mit elf Jahren das Wachsen für sich neue erfand, hatte es mir seiner Zeit erzählt: »Frauen haben bei Vollmond ihre Tage!« Das war damals äußerst interessant, aber nun, da ich nach Christa hungerte, ziemlich unangenehm. Wahrscheinlich würde sie es mir nicht erlauben.

»Tut auch weh, wenn man dann bumst!« hatte Sigg

ergänzt.

Nehmen wir an, sie würde es mir erlauben, konnte ich dann eine derartige Aktion über mich bringen? Ich würde mir dabei wie ein Großschlachter vorkommen. Herr im Himmel, und ich hatte immer gedacht, daß ich wenigstens auf sexuellem Gebiet allen Ekel überwunden hätte!

Darauf folgte auch ein angenehmer Gedanke: Wenn sie nun, wie vorausgeplant, ihre Periode hatte, war das ein weiterer Beweis für ihre Weiblichkeit. Ich meine damit, selbstverständlich war Christa eine Frau, aber das mit dem Blut verstärkte noch die Sicherheit, daß sie eine Frau mit allem drum und dran war. Langer Rede kurzer Sinn: Alles, was ich in diesen Tagen über Christa sinnierte, lief auf die eine oder andere Weise auf Sex hinaus.

Dann schien sie mit den Hausaufgaben fertig zu sein. Sie schlug ihre Hefte und Bücher zusammen, tat die Schreibmaschine dorthin, wo sie hingehörte, und begann danach, das Zimmer wieder in Ordnung zu bringen. Während der ganzen Zeit beobachtete ich sie mit einem außergewöhnlich beknackten Grinsen in der Visage, was ihr sehr mißfiel. Zum Glück war die große Auf- und Umräumerei schnell beendet, da sie die Sachen eher in irgendwelche Ecken schmiß, als sie an ihre ursprünglichen Plätze zu stellen. Ich begriff rasch, daß ich mit der Hausfrauenmentalität so ziemlich daneben getippt hatte. Aber jetzt war es mir nur recht.

Als das Zimmer wenigstens einigermaßen anschaulich aussah, knipste sie die Leselampe aus, kam langsam zu mir und legte sich erschöpft auf meine Beine. Nun war alles dunkel, nur der Mond wollte nicht aufgeben und beharrte auf der spärlichen Beleuchtung, die er zu bieten hatte. Ich fing an, ihr Gesicht und ihre Haare zu streicheln und zwischendurch mit einigen Kußattacken nachzuhelfen. Bald gingen wir zum handfesten Knutschen

über. Siggi hatte damals auch recht gehabt, als er sagte:
»Das macht im Dunkeln mehr Spaß!« Zehn Minuten
später schien der Mond immer noch hell, und ich stellte
fest, daß mein Lieblingsparfüm den Firmennamen
»Christa Born« trug. (Vorher war es »Sweat Honesty«.)

»Sag mal, hast du deine Tage?« brachte ich es endlich
über mich.

»Nein. Wieso?« Dabei blickte sie mich an, als hätte sie
etwas falsch gemacht.

Mir dagegen fiel ein Stein vom Herzen.

»Ich meine, wegen dem Vollmond und so. Ich habe da
was mitgekriegt ...«

»Ach das ist nur bei manchen so. Bei mir ist es nie bei
Vollmond.«

»Ehm ... Wie lange, wie lange dauert es bei dir, wenn es
soweit ist?«

»Oh, unendlich lange, Herr Doktor. Das hört bei mir
überhaupt nicht mehr auf, wenn es mal anfängt.«

Sie schickte einen unheimlichen Lacher gen Himmel.
Ich knipste das Nachtlämpchen wieder an und verkündete
feierlich:

»Christa, ich habe eine Überraschung für dich!«

Du rücksichtsloses Schwein, das Mädchen ist sehr
müde!

»Was denn?«

Sie wartete nun wieder auf ein Buch oder sonstigen
Scheißdreck, den ich ihr am Anfang mitgebracht hatte. Ich
griff in die Tasche und kramte die drei Gummis in der
weißblauen Packung hervor. Zunächst wußte sie mit der
Schachtel nichts anzufangen, aber dann las sie die
Vorderseite durch. Ich war voller äffischer Erwartungen.
(Komisch, daß man alles auf die Affen zu schiebt!)

»Nein!« schrie sie.

»Wie?« bemerkte ich mit einem tollwütigen Ausdruck im Gesicht.

»Damit mach' ich's nicht! Das ist mir zu gefährlich!«

»Aber liebe Christa, die Dinger sind topsicher. Die hab' ich nicht aus einem verkommenen Automaten gezogen, die sind aus einer angesehenen Apotheke. Lies dir mal die Rückseite durch. Da steht es schwarz auf weiß: ›Elektronisch geprüfte Elektronisch geprüft! Weißt du, was das heißt? Da kann nichts schiefgehen, heißt das. Du darfst dann heute auch kein Flugzeug oder so was betreten, wenn du nicht daran glaubst. Maschinen werden nämlich heutzutage auch mit elektronischen Meßinstrumenten überprüft.«

»Selbst wenn sie atomgeprüft wären, mache ich's nicht mit den Dingen! Akif, hör doch auf, am Ende sind es doch unverlässliche Gummis!«

Ich war drauf und dran, sie zu vergewaltigen, aber selbst dagegen wußte sie sich zu wehren. Es half auch nicht viel, als ich ihr vorschlug, zwei Gummis übereinander anzuziehen. Wir rissen uns voneinander los, lehnten uns an die Wand und begannen zu schweigen. Nach einer Weile ergriff sie lächelnd meine Hand.

»Akif, warum wartest du nicht einfach, bis ich mir was Richtiges besorgt habe?«

»Bis du dir was *Richtiges* besorgt hast, bin ich überm Jordan!«

Sie stieß meine Hand zurück.

»Wenn das so ist ...«

Nein! Nein! Nein! Nur das nicht! Unterlasse alles, was du willst, meine liebe, süße, schöne Christa. Sag »Nie!«, sag »Ausgeschlossen!«, verbiete mir, was dir gerade in

den Sinn kommt, aber bitte stoße mich nicht fort von dir. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, wie der Satz enden würde: »... dann machen wir besser Schluß!« Was würde ich dann wohl anstellen? Unten auf der Straße die Pariser aufblasen und sie in der Hand kaputt knallen? Nur um mich zu behaupten, konnte ich doch nicht mein einziges Glück in dieser trostlosen Stadt, genauer gesagt, in meinem ganzen bisherigen Leben, sausenlassen.

Ich stürzte mich auf ihre Beine und grub mein Gesicht in ihren Bauch.

»Nein, Christa! Bitte, sprich den Satz nicht zu Ende. Ich habe auch überhaupt keine Lust mehr zum Bumsen.«

Jetzt war ich mit meiner Nase dicht an ihren »Zentralpunkt« gekrochen und nahm den herrlichen Geruch wahr.

»Wieso? Ich wollte nur sagen, wenn das so ist, wirst du dich totärgern müssen, denn mit den Präservativen werde ich es trotzdem nicht tun.«

Ich atmete auf (und dann gleich wieder ein, hehehe).

»Ach so. Und ich dachte, du würdest mit mir Schluß machen.«

»Hast du sehr Angst davor?«

»Nee, nicht im geringsten. Du gehst mir sowieso auf den Wecker!«

Nun versuchte ich, eine andere Taktik anzuwenden. Ich war eben ein Schwachkopf gewesen, denn ich hätte sie gar nicht erst lange fragen sollen. Zunächst mußte sie erregt werden. Jawohl!

Wir gingen wieder auf Knutschstellung und legten gemeinsam los. Bald darauf drückte ich mein linkes Bein zwischen ihre Schenkel und ließ es vibrieren. Das schien ihr gutzutun, denn mit einem Mal umschlang sie mich

noch fester als zuvor. Im nächsten Augenblick wanderten meine Hände unter ihr T-Shirt und begannen ihren Busen zu kneten. Auch das schien ihr sehr gut zu bekommen. Ich war also auf der richtigen Fährte. Das Küssen und Streicheln wurde intensiver und hingebungsvoller, während *er* wuchs und wuchs und wuchs ... Langsam glitten meine Lippen zu ihrem Hals hinunter und unternahmen dort einige Kußexperimente.

War es nun soweit? Ja, es war soweit!

Ich stützte mich mit den Händen hoch.

»Komm, Christa, laß es uns machen. Nur einmal!«

O Gott, wie ich diesen Spruch hasse, »Nur einmal«! Immer wenn ich mit Mädchen etwas zu tun hatte, tauchte irgendwann dieses beschissene »Nur einmal« auf. Man hat alles *nur einmal* von ihnen verlangt, und man mußte dafür bitten und betteln, bis man schwarz wurde. »Gehst du mit mir aus?«

»Nur einmal«; »Darf ich dein Gesicht streicheln?«

»Nur einmal«; »Laß mich dich küssen.«

»Nur einmal«; »Wie war's, wenn wir bumsen?«

»Nur einmal«; »Kann ich dir in die Fresse schlagen?«

»*Nur einmal!*« Wir, die im Liebesleben Benachteiligten, wissen allzugut, daß es für uns kein »Nur einmal« geben kann. Und unsere Liebespartner ahnen dasselbe.

»Hast du so große Lust?« sagte sie.

Vielleicht war sie Weltmeisterin im dumme Fragen stellen!

»Ja«, antwortete ich kurz und bündig, »du nicht?«

»Schon, aber ...«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Wirklich nicht. Ich passe auf. Okay?«

Wieder war ich der erste beim Ausziehen und beobachtete daraufhin, wie sie sich von ihren Klamotten befreite. Bald lag sie neben mir im Bett. Bevor wir mit den üblichen Spielereien loslegten, setzte ich den Plattenspieler in Betrieb und legte die »Year of the cat« auf. Danach fing der ganze Spaß von vorne an und wir trieben ihn soweit, bis wir es nicht mehr aushielten. Ich Ochse hatte aber die Hose derart weit in die Ecke geschleudert, daß ich mit dem knüppelharten Ding erst aufstehen, hingehen und diese verdammten Pariser in allen Taschen suchen mußte. Zu guter Letzt ging mir noch auf, daß ich sie ja vorhin in die Jeansjacke gesteckt hatte. Als ich die Packung dann endlich in der Hand hielt und sie vor Wut in Stücke zerriß, war unten wieder alles erschlaft.

Nach einigem Heckmeck mit Christa hatte ich mir schließlich so eine Apparatur fachmännisch übergestülpt und überließ ihr alles weitere. Sie nahm also das Ding in die Hand und begann, damit hin- und herstreifend, die bewußte Öffnung zu suchen. Mein Gott, wußte sie denn nicht, wo ihr eigenes Loch steckte! (»Laß mich! Laß mich!«)

Und dann war ich drin! Ich hatte nicht erwartet, daß sie mit einundzwanzig Jahren noch Jungfrau wäre und wurde in meiner Erwartung auch nicht getäuscht. Das Gefühl, das mich in diesem einzigartigen Augenblick ergriff, läßt sich vielleicht am besten mit einem Beatles-Titel beschreiben: Across the Universe! Es war so warm und eng dadrin. Ich spürte das trotz all des massiven Gummis. Komisch, daß man durch so was geboren wird. Für einen Moment stellte ich mir vor, wie ich als gewöhnliches Baby das grelle Licht dieser verfluchten Welt erblicke und entrüstet feststelle, daß es nun kein Zurück mehr gibt. (»Fräulein Hebamme, darf ich noch mal kurz zurück? Will mir nur ein paar Sachen holen. Komme auch gleich wieder.

Ehrlich.«)

Ich warf Christa einen flüchtigen Blick zu und bemerkte, daß sie mich ebenfalls anblickte. War das vielleicht peinlich! Rasch beugte ich meinen Kopf neben ihren und fing an, »dem Ruf der Natur zu folgen«. Dabei wartete ich auf das für männliche Ohren wohltuende Gestöhne und auf die anfeuernden Zurufe. (Hierbei nahm ich mir einen hervorragend inszenierten Pornofilm, »Blutjunge Mädchen«, zum Vorbild. In dem Streifen brachen die Mädchen, die alles andere als blutjung waren, bereits in ein grausames Geschreie aus, sobald man sie mit dem kleinen Finger antippte.) Doch nichts dergleichen. Kein Gestöhne, keine lüsternen Schreie, kein ›Jaa!Jaa!Jaa!‹, einfach gar nichts. Ich hörte nur ihren Atem, und wie er immer wieder stockte, wenn ich in sie eindrang. Ich fragte mich, ob sie wohl keine Luft mehr kriegen würde, wenn ich ihn ganz drin ließe. Später stellte ich fest, daß sie auch das überlebte. Weil sie nicht einmal leise Laute von sich gab, wollte ich es ihr sozusagen zeigen und vervielfachte nun meine Stöße auf das Tausendfache. (Hurra! Die Bühnenarbeiter der städtischen Oper reiten schnell!) Aber in der Eile bekam ich fast gar nichts mit und nahm nur dieses monotone Reinraus wahr. Zugleich war ich besessen von der Idee, möglichst schnell zu pumpen, damit mir die Ehre eines erstklassigen Zuchtbullen zuteil wurde. Da ich nun fast nichts mehr empfand, malte ich mir kolossale Sexszenen aus und geilte mich, statt an Christas wundervollen Körper, an diesen auf. Und was gab es da nicht alles zu sehen: polizeilich verbotene Massenorgien; nette Perversitäten aller Art; nach meinem Körper lechzende Frauen, lauter so einen Scheiß.

Nach zirka fünf Minuten war ich fertig. Ich zog ihn raus und schmiß mich erschöpft neben sie hin. Als ich mich japsend etwas zur Seite wandte, sah ich, daß Christa mich

mit erstaunten Augen anstarrte.

»Was war das?« fragte sie.

»War ich zu langsam?« antwortete ich ängstlich. »Ich meine, du hast bestimmt Schnellere getroffen, aber es hat doch trotzdem Spaß gemacht oder?«

»O Akif«, Sie nahm meine linke Hand und drückte sie an ihr Gesicht. Nach dieser eindrucksvollen Geste war ich mir endgültig sicher, daß ich nichts als eine verdammte Niete war. Ich ging nicht auf sie ein, reckte mich mit dem Oberkörper hoch und glotzte auf das mittlerweile zum Zwerg geschrumpfte Ding in dem glitschigen Gummi runter. Es sah erbärmlich aus. Es sah so aus, als ob es irgendwas wäre, aber kein Schwanz für einen Türken wie mich. Rasch befreite ich ihn aus seiner Verpackung und reinigte ihn mit einem Papiertaschentuch, das Christa bereits vor der Aktion für solche Zwecke zurechtgelegt hatte.

Plötzlich umschlang sie mit beiden Armen meinen Bauch.

»Aber Akif, du warst doch nicht zu langsam. Du warst zu schnell, Mensch! Und vor allem ohne jegliches Gefühl. Machst du das zum ersten Mal?«

Ich lächelte.

»Fast.«

»Nein, nein. Du mußt es mit viel Liebe tun. Paß auf ...«

Dann veranschaulichte Christa mir in einer einfühlsamen Form, wie so etwas in ihren Kreisen gehandhabt wurde. In der zweiten Aufklärungsstunde durfte ich meiner Biologielehrerin auf keinen Fall widersprechen und das Lehrreichste hierbei war, daß mir die kluge Person alles am lebenden Modell Christa erklärte. Sie machte mir alles vor, und so leichtgläubig wie ich war, machte ich ihr alles,

alles nach! Meine liebevolle Lehrerin hatte ihr Examen mit eins oder null Komma eins bestanden und war obendrein phantasie reich genug, einige eigene Ideen und Erfindungen in den Stoff miteinzubeziehen. Ach, und wie ich alles so schnell begriff und nach kurzer Zeit auswendig wußte. Ach, ach, wie mir der Leistungsdruck im wahrsten Sinne des Wortes einen orgiastischen Spaß bereitete. Ach, ach, ach, wie die tausend Hausübungen nichts, aber auch gar nichts für die Freizeit übrigließen. *Achhhhhhh ...* , wie ich die Schule von Herzen liebte (School of Christa!). *Achhhhhhhh ...* , wie ich glücklich und stolz mein Abitur machte!

Schließlich war ich ein erfahrener Perfektionist in meiner Sache geworden. Um mir dieses ganze Wissen einzupauken, hatte sich Christa tatsächlich breitschlagen lassen (ja, ja breit-schlagen lassen), die Packung leerzumachen. Nicht ich hatte es ihr gezeigt, sondern sie mir. Und das nicht zu knapp!

Es war nun drei Uhr geworden. Wir lagen ausgelaugt in-um-bei-auf-nebeneinander, und mir gingen einige Fragen durch den Kopf, die jeden Idioten wie mich nachts befallen: Aus welchem Grund war meine Lehrerin die beste, die ich je getroffen hatte? Warum beherrschte sie ihr Handwerk so gut? Bei welchem Professor hatte sie Unterricht erhalten? Oder war sie immer noch in der Lehre? Mein Gott, wenn ich mir das so vorstellte, wie sie mit einem anderen Kerl, womöglich einem Intellektuellen, im Bett lag, und er ihre zärtliche Liebe mißbrauchte und mißbrauchte und abermals mißbrauchte! O Gott, wenn ich nur daran dachte, wie ich gerade das Haus verließ und der Kerl, womöglich ein anderer Bühnenarbeiter der städtischen Oper, die Wohnung betrat und von ihr sämtliche Perversionen verlangte, die sie aus Angst oder aus Leidenschaft mitmachen mußte! Was hatte Christa

überhaupt für eine sexuelle Vergangenheit? Wenn sie dachte, ich sei ein dummer Schuljunge, mit dem man anstellen konnte, was man wollte (»Christa, ich bin ein dummer Schuljunge. Du kannst mit mir anstellen, was du willst.« Originalzitat vor einer Stunde), so lag sie aber ganz schön daneben. Ich ließ mich nicht von ihr lumpen und ging nicht mit ausgeleierte Ficknudeln ins Bett! Ich nicht!

Mein Versuch, einen skeptischen Blick aufzusetzen, scheiterte vollends.

»Sag mal, mit wieviel Jungen hast du bis jetzt geschlafen?«

»Ach, es waren so viele. Über fünfzig, schätze ich.«

»Was!«

Sie kriegte so was Ähnliches wie einen Lachkoller. Ich kam mir wie ein gutmütiger Esel vor, aber dennoch gab ich das Verhör nicht auf.

»Wieviel?«

Sie wurde wieder ernst, was ihr nicht ganz zu gelingen schien.

»Warum willst du das wissen?«

»Weil ich eifersüchtig bin. Zufrieden? ... Ich meine, wenn ein *Mädchen* anfängt, einem Jungen die bekannte Geschichte beizubringen, muß sie schon ungewöhnlich viele Erfahrungen gemacht haben.«

»Hab ich auch.«

»Wie?«

Sie lachte schon wieder, was mich nun total aus dem Konzept brachte.

»Christa! Christa, hör bitte auf zu lachen. Hör endlich auf damit! Und erzähle mir lieber, was bei dir bis jetzt mit Jungen so los war.«

»Mensch Akif, warum regst du dich so auf? Ich habe dir eben nur gezeigt, wie du es bei mir mit der Liebe anstellen mußt. Deshalb bin ich doch nicht gleich eine Hure!«

»Das habe ich auch nicht behauptet, Christa. Ich habe nicht gesagt, daß du eine Hure bist. Doch bleiben wir beim Thema. Was war zum Beispiel mit diesem Peter, von dem du mir im Café vorgeschwärmt hast?«

»Peter? Ach, Peter! Großer Gott, hat der aber einen Längen gehabt!«

»Länger als meiner?«

»Viel länger!«

»Wie lang?«

»Etwa so ...«

Sie demonstrierte es mir mit den Händen. Demnach war Peters Ding eineinhalb Meter lang. Sie fing erneut zu lachen an. Ich wurde bald wahnsinnig.

»Christa, entweder du redest anständig mit mir oder ...«

»*Was oder?*«

Sie blickte mich herrisch von der Seite an, das Lachen hatte sich mit einem Mal verflüchtigt. In diesem Augenblick hätte ich sie beinahe gehaßt, aber auch das wußte sie zu verhindern. Sie nahm meinen ganzen Körper in die Arme und vergrub mein Gesicht zwischen ihren Brüsten.

»Das war zu hart, was?« flüsterte sie mir ins Ohr.

»Ja, das war zu hart. Es gibt kein ›oder‹, das weißt du ganz genau. Selbst wenn du die Pest hättest, ich würde dich trotzdem lieben. Ich rede deshalb ununterbrochen Scheiße, weil ich Angst davor habe, dich zu verlieren.«

»Oh, armer, armer Akif. Ich verspreche dir, so etwas nie mehr zu tun. Gut?«

»Gut.«

»Wenn du so scharf auf meine sexuellen Erfahrungen bist, erzähle ich sie dir.«

Ich war nun auf so was wie »Memoiren der Gräfin Puff« gefaßt. Doch die Story entpuppte sich als kalter Kaffee. Außer ein paar nächtlichen Bekanntschaften, die ihr die Lust am Liebesleben gänzlich geraubt hatten, war bis jetzt weiter nichts Bedeutendes geschehen. Meine zwei oder drei Vorgänger waren regelrechte Arschlöcher gewesen, die für eine Nacht was zum Bumsen gesucht und Christa stets aufs neue enttäuscht hatten. Mit diesem Prinzen namens Peter war sie nicht einmal ins Bett gegangen. Entweder konnte oder wollte er nicht, das kam in der Unterhaltung nicht ganz raus.

Christa tat so, als sei sie eine Art Aussätzige. Das leuchtete mir nicht ganz ein, denn andererseits hatte sie oft erzählt, daß sie einen großen Freundeskreis besaß, vor allem in Mönchengladbach, wo sie herkam. Sollte bis zum heutigen Tage tatsächlich keine Sau ihre Schönheit, ihre unendliche Güte, ihr mütterliches Verhalten bemerkt haben? Sollte wirklich nicht einmal ein hinterhältiger Wichser (so wie ich) dieses holde Ding in Augenschein genommen und sie später in eine widerliche Falle gelockt haben? Für mich klang diese Erzählung ziemlich verlogen und absurd, doch wenn ich nun schon wieder mit meinen Gedanken herausgerückt wäre, hätte sie mir wohl diesmal eine Backpfeife verpaßt. Ich versuchte mir dieses »hier und heute« einzureden, aber es half nichts. Ich war schon ein erbärmliches Wesen mit meinen altertümlichen, verklemmten, kranken Idealvorstellungen von einer Frau!

Als das Märchen von der zu kurz gekommenen geschlechtlichen Vergangenheit beendet war, platzte ich doch damit heraus: »Stimmt das denn auch alles, Christa?«

Ich war nicht nur ungewöhnlich blöd, sondern obendrein noch bemitleidenswert. Und das war das Schlimmste! Sie blickte mich tief und lange an. Sie hatte nun einen triftigen Grund, mir böse zu sein. Bei Gott, ich wäre total einverstanden gewesen, wenn sie mir jetzt eine gescheuert hätte. Ich hätte es an ihrer Stelle getan, ich schon – aber sie, sie sagte nur:

»Ja, es stimmt alles«, und sank müde in meine Arme. Ich begann zu glauben.

»Bleib heute nacht hier. Ich will dich bei mir haben.«

Famos, einfach famos! Na ja, wurde auch bald Zeit, lange hätte ich die nächtlichen Spaziergänge zu der Vondelstraße nicht durchgehalten.

»Und Inge?« warf ich spitzfindig ein.

»Was geht das Inge an!«

Nanu, auf einmal so selbstsicher?

Wir stellten den Radiowecker auf sieben Uhr, löschten das Licht, umarmten uns, preßten unsere Körper aneinander und drückten Backe an Backe.

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

»Liebst du mich?«

»Ja.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Schlaf jetzt. Du hast nur drei Stunden Zeit zum Schlafen.«

»Ja, das stimmt ... Ich liebe dich.«

Keine Antwort.

»Ich werde dich immer lieben. Mein Leben lang. Ich ...«

»Akif!«

»Schon gut, schon gut.«

Ich gab ihr ein Küßchen und schloß endlich die Augen. Es war das erste Mal, daß ich mit einer Frau im wahrsten Sinne des Wortes schlief. Es war sehr ungewohnt, um nicht zu sagen unbequem, doch in diesem Augenblick hätte ich diese winzige Schlafstätte nicht einmal gegen ein Himmelbett aus Schlagsahne getauscht.

Gute, gute, gute Nacht, liebe Christa und schlafe leicht, mein Engel.

In der Nacht erwachte ich nochmals und fragte mich zuerst, wo ich eigentlich sei. Das Gefühl, mit jemand anderem und obendrein mit einem Mädchen in einem Bett zu liegen, war für mich derart neu, daß ich erst mal einen riesigen Horror bekam. Außerdem hatte ich in der kurzen Zeit, in der ich geschlafen hatte, etwas sehr Häßliches geträumt, an das ich mich allerdings nur gefühlsweise erinnern konnte. Irgendwelche gefährlichen Situationen, bei denen es um Leben und Tod ging. Als ich dann aufwachte, dachte ich erst, ich würde noch in dieser fürchterlichen Gegend rumirren und eine seltsame Last würde an mir haften. Aber gleich darauf, mit einem Mal, sah ich diese liebe, süße, schöne Last, die an mir hing, und ließ sie lästig sein, solange sie wollte. Sie hatte sich fest an mich geklammert und war ein bißchen naßgeschwitzt. Wie angenehm doch dieser Schweiß zuweilen duftet, wie gut einem doch diese warme Nässe manchmal bekommen kann. Herr im Himmel, war es denn wirklich wahr, daß mich jemand liebte (außer meiner Mutter)? War ich nun endlich ein Mensch, der lebenswürdig, ja lebenswürdig war, so daß andere Menschen an ihm Spaß und Gefallen finden konnten? Ich wußte auf all diese Fragen keine Antwort. Knacki hatte vielleicht recht gehabt, als er damals sagte, ich sei noch nicht reif. Doch reif für was? Für die Liebe? Konnte man für die Liebe, für das Glück, für menschliche Wärme, für das erste Grundrecht jedes Lebewesens, konnte man für das Gegenteil von Einsamkeit und Schmerz jemals *reif* werden? Sogar die kleinen Babys wollen gleich von der Mutter an die Brust genommen werden, sobald sie heraus sind. Und sofort tut

man ihnen den Gefallen und liebkost und herzt sie. Doch warum, aus welchen schizophrenen Gründen verändert sich das alles nachher? Wir gottverdammten Kreaturen, die wir sogar bis zum Mond gelangt sind und selbst dort nichts als trostlose Einsamkeit gefunden haben, stellen uns doch sonst bei allen anderen Sachen so geschickt und geschickt an. Sind wir wirklich alle unreif für die Liebe?

Ich sah Christa an, sah, wie sie wie ein junges Kätzchen schlummerte, nachdem es seine Milch ausgetrunken hat, sah diese leicht offenen, zarten Lippen, sah die geschlossenen Lider, die vor feiner Nässe im Mondlicht glänzten, sah dieses personifizierte Glück und plötzlich, ohne daß ich es verhindern konnte, überkam es mich: Ich fing zu weinen an. Nicht laut oder so. Es war kein bombastisches Geheule. Mir schoß nur unentwegt dieses salzige Wasser aus den verschlafenen Augen, das ihr auf den weichen Hals träufelte. Dabei spürte ich mehr Trauer als Erleichterung.

Danach deckte ich sie gut zu, weil es im Zimmer etwas kühl geworden war. Sie durfte sich nicht erkälten, kein Leid durfte in ihre Nähe kommen, solange ich da war.

Eine Weile später passierte noch ein Wunder: Als ich mich krampfhaft etwas zur Seite drehte, weil ich vor lauter Denken und Fühlen nicht einschlafen konnte und mich hierbei nur geringfügig von ihr entfernte, grabschte sie blitzartig nach meinem Körper und zog mich gewaltsam wieder in ihre Nähe. *Und das war wieder Liebe!* Man bedenke, diese lebensentscheidende Geste, diesen himmlischen Handgriff vollführte sie im Schlaf. Unbewußt sozusagen. Aber liebte sie mich auch bewußt? Vielleicht war es nur ein billiger Reflex gewesen. So was soll ja unwahrscheinlich spontan laufen. Vielleicht besaß dieses Verlangen einen rationellen Grund. Etwa so einen: Verlust einer Wärmequelle im Bett! Daraufhin die

notwendige, mechanische Reaktion, die Zurückeroberung der Wärmequelle durch eine leichte Anstrengung des rechten Armes.

Gewiß, der Erfolg blieb nicht aus. Sie war eine erfahrene Meisterin im Reflexausüben.

Aber das alles ging mir nur sekundenlang durch den Kopf. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben zufrieden mit mir selbst und mit dem, was ich fühlte und nickte sogleich ein, schlief tief, tief und angstlos.

»Wach auf! He, wach auf, Akif, wach auf! Es ist Zeit. Du mußt jetzt gehen.«

»Mensch, laß mich! Laß mich doch schlafen, verdammt noch mal!«

Das Schlimmste am Arbeiten ist wohl das grausame Aufstehen. Ich meine, da liegt man in einem warmen Bett, kostet die süße Droge Schlaf aus, pferzt gelegentlich und nur weil irgendwelche Superarschlöcher abends der »Madame Butterfly« oder »La Traviata« lauschen wollen, muß man das alles hinschmeißen und sich auf die Socken machen. Also, wenn ich etwas zu sagen hätte, könnte jeder zur Arbeit kommen, wann er wollte. Das wird auch der triftige Grund sein, warum ich nichts zu melden habe.

Aber warum schrie ich Christa an? Sie traf doch keine Schuld! Als Entschuldigung versuchte ich ein wenig zu lächeln, und sie verzieh mir, indem sie zurücklächelte. Voller Schmerzen und Unlustgefühle reckte ich mich in die Höhe. Sie war in ihrem Nachthemd und hielt in der Hand ein Plastiktablett fest, auf dem ein Schnellfrühstück lag. Täßchen Kaffee, zwei Wurstbrote. Ich guckte auf die unbarmherzigen Zeiger: zehn nach sieben! Warum mußte die Uhr ausgerechnet heute so genau gehen!

»Ach Christa, warum bist du aufgestanden und hast mir Frühstück gemacht? Ich bin doch nicht dein verdammter Ehemann.«

»Red nicht so viel! Iß lieber. Na los!«

Ich aß, zog mich danach geschwind an und gab ihr zum Abschied nur ein Küßchen auf die Wange. In der Fernsehreklame hatte ich so was mitbekommen, daß

Mundgeruch selbst Romeo und Julia auseinandergerissen hätte, wenn sie welchen gehabt hätten. Ich wollte kein Risiko eingehen.

Als ich schlafblöd die Tür verließ, sah ich noch, wie sie wieder in das weiche Bett fiel. In diesem Augenblick hätte ich mich selbst verfluchen können!

Ein seltsames Gefühl tat sich in mir auf. Seitdem ich in Köln wohnte, war ich eigentlich noch nie um diese Tageszeit aufgestanden. Mein gewöhnliches Erwachen hatte stets so zwischen zehn und zwölf Uhr geschwankt. Jetzt sah ich Menschen, die mein Leid mit mir teilten und ebenfalls zur Arbeit gingen. Alte, dumme Menschen mit Falten im Gesicht und mit Ledertaschen oder Freßtüten in den Händen, die ihr Leben für einen Scheißdreck verbrauchten. Manche unter ihnen hingen in Imbißbläden rum und pumpten sich mit Kaffee voll, damit sie einigermaßen speedy wurden. Menschen, die morgens um sieben mit den Kollegen und Kolleginnen faule Witze rissen, weil der ganze Mist für sie sonst unerträglich wurde.

Die Luft war feucht und rein und von der Sonne war noch nicht viel zu sehen. Arbeiterdämmerung! Ich stand nun nah am Ring und ich sagte mir, du bist jetzt auch einer von denen. Du bist jetzt auch ein gottverdammter Arbeiter geworden.

Am Ring sah es entschieden gräßlicher aus. Eine ewige Hektik. Da gab es Straßenbahnen zu erwischen, Geschäfte zu öffnen, in die Schule zu gehen, rote Ampeln zu verfluchen, Zeitungen zu kaufen, aus dem Rausch aufzuwachen, schon morgens aufzugeben und durchzudrehen. Irgendein hirnverbranntes Gerücht besagt, man soll immer in der Frühe aufstehen, damit man den einzigartigen, betriebsamen Morgen mitkriegt. Doch alles, was ich hier mitten im überbevölkerten Köln um sieben Uhr fünfunddreißig sah, kotzte mich nur an. Vielleicht lag das an mir, weil ich mich so elend und depressiv fühlte,

aber vielleicht auch nicht.

Durch die Hahnengasse gelangte ich endlich zum Neumarkt. Und dann einige Schritte auf der Schildergasse, scharf nach links abgebogen, und die städtische Oper stand leibhaftig vor mir. Ich meldete mich zunächst bei der Sekretärin, die sich diesmal an Häßlichkeit selbst zu übertreffen schien. Sie vermittelte mich an einen Herrn mit Schlips und Kragen, und dieser saubere Bursche überreichte mich wiederum anderen Flaschen, die dasselbe taten wie er. Mir selbst war die Uneinigkeit zwischen den Opernfritzen, wessen Aufgabe es nun wirklich sei, mich meinem Meister abzuliefern, nur allzu recht. Denn deswegen brauchte ich vierzig Minuten nicht zu arbeiten. Schließlich schaffte es tatsächlich einer, mich mit dem Meister bekannt zu machen, und verschwand eiligst wieder, als ob er etwas verflucht Verbotenes angestellt hätte. Der Meister sah so aus, wie ich mir einen Meister immer vorgestellt hatte: ansehnlicher Bierbauch, runzliges Gesicht, Glubschaugen, Batzen grauer Haare, Kölner Dialekt, ziemlich beschränkt, verdreckter Arbeiterkittel usw.

Als erstes klopfte er die üblichen Sprüche, die er möglichst schnell hinter sich bringen mußte, weil das alles auf Arbeitszeit lief. Ich solle ihn nicht so sehr als strengen Meister ansehen, sondern eher als einen Kumpel. (Hör mal, Heinz Kumpel, kannst du nicht heute für mich mitarbeiten? Ich bin zu sehr mit Christa beschäftigt.) Wenn ich mich so einigermaßen anstrenge, würden wir ausgezeichnet miteinander auskommen. Viel Arbeit gäbe es hier sowieso nicht. (Bei Christa habe ich aber auch Schicht, Heinz.) Ich würde hier bestimmt rasch viele Bekanntschaften schließen. Auf der Bühne hätten sie so eine Art Türkenkolonie. (Lieber Heinz, ich bin kein Türke. Ich bin Christianer!) Die Bezahlung sei ziemlich großzügig

in dem Laden und würde sich mit den Jahren noch steigern. (Eine Packung Kondome kostet gar nicht so viel, Heinz.) Innerhalb von fünf Minuten hatte er seine Rede beendet und schickte sich jetzt an, mit mir durch irgendwelche unterirdische Gänge zu laufen. Die Oper und das Theater waren miteinander verbunden, aber ich wurde nur für die Oper eingeteilt – also für die beschissenste Arbeit, die in diesem Haus existierte! So eine Oper ist unwahrscheinlich ulkig aufgebaut.

Der ideale Spielplatz für Kinder, die ums Verrecken gerne Versteck spielen. Schon nach den beiden hinteren Bühnenein- und -ausgängen fängt das wirre, ausgedehnte Labyrinth an. Damit man sich nicht verliert, hatten sie dort sogar irgendwo einen Hausplan hängen, den sich natürlich keine Sau merken konnte (nicht einmal der, der ihn gezeichnet hatte). Also, diese Korridore führten einen zu etlichen Räumen und umfangreichen Schuppen, in denen irgendein Scheißdreck für die Theaterarbeit gelagert war. Das Lustigste hierbei war, daß es noch endlos runter und höher ging. Unter der Bühne befanden sich noch viele andere Räume und Säle, und nach oben führten Treppen und Aufzüge vier Stockwerke hoch. Ein gescheiter Gangster auf der Flucht könnte sich in dem Kasten jahrelang verborgen halten.

Heinz schritt langsam vor mir her und machte mich auf jede Räumlichkeit aufmerksam, damit ich mir alles gut merkte: Kantine, Schuppen, Schlosserei, Schreinerei, Kostümlager, Depot für abgewrackte Bühnenbilder, Maskenräume und so fort. Natürlich merkte ich mir gar nichts und ließ Heinz sich totschwatzen.

Danach brachte er mich zu einem Lager, in dem Werkzeug und Material für die Bühnenarbeit aufbewahrt wurden und in dem ich vor Hitze beinahe erstickte. In Theatern läuft der ganze Mist mit den Heizungsrohren und

so mitten durch die Räume und deshalb ist es immer in den falschen Ecken warm oder kalt. Ein kurz vor seiner Pensionierung stehender, naßgeschwitzter Mann händigte mir einen gigantischen Gürtel aus. Den müsse ich immer tragen, sonst gäbe es Ärger, ergänzte Heinz.

Es war ein merkwürdiges Ding. Abgesehen davon, daß er etwa fünfzehn Zentimeter breit war, baumelte an seiner rechten Seite noch eine titanische Ledertasche für die Unterbringung irgendwelcher Schrauben, Nägel und anderem Krimskrams.

Ehrlich, es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß dieses Scheißpaket einem bis an die Knie reichte. Zusätzlich waren ein paar Lederringe daran angebracht, in die ich meinen Hammer und meine Kneifzange einklemmen konnte, die ich ebenfalls bald erhalten sollte. Man durfte den Gürtel nicht ablegen, bis die Arbeit beendet war. Doch, wie gesagt, das Ding war viel zu groß für mich, und diese Tasche schlug fortwährend auf meinen Schenkel, wenn ich zu latschen begann. Als später auch noch das Eisenzeug drin war, bekam ich regelrechte blaue Flecke am rechten Bein. Ich lief nun wie ein richtiger Cowboy rum, nur daß ich statt des Colts meine verdammten Werkzeuge mit mir herumschleppen mußte. Abschließend bekam ich auch noch Arbeitsschuhe, die übrigens ebenfalls nicht gerade aus Watte bestanden, und einen Schlüssel zum Spind, in dem ich das ganze Zeug über Nacht aufbewahren konnte. Wenn einem die Sachen verlorengingen, mußte man sie bezahlen.

Ich fand mich mit meiner dämlichen Kostümierung ab, reduzierte im Kopf meinen Aufenthalt an diesem Ort von sechs auf drei Monate und folgte brav dem Meister Heinz.

Dann standen wir endlich auf der Opernbühne, meinem eigentlichen Arbeitsplatz. Das Monstrum war zirka fünfzig Kilometer lang und genauso breit. Ich hatte mir

stets eingebildet, daß die Bühne hinter der Bühne zu Ende sei. Von wegen! Was dem Zuschauerblick mit Hilfe gewaltiger Eisentore und schwarzer Vorhänge verborgen blieb, war, daß links, rechts und hinter der Bühne auch noch weite Hallen lagen, in denen bereits für die nächste Vorstellung gebaut und gewerkelt wurde. Hunderte von Arbeitern richteten für irgend so einen Singsang Bauten her, schleppten sich an haushohen Holzwänden tot, hievten endlos weite, mordsschwere Hintergrundsegel, hämmerten, schlugen, stöhnten und verarschten sich gegenseitig in emsigem Tempo. Von oben sausten fortwährend diese tausend bleiernen Stangen herab, an denen die Hinterhängestücke befestigt waren. Man mußte deshalb die Augen immer aufhalten und aufpassen, daß einem die Dinger nicht auf die Birne knallten, wenn sie von oben heruntergeprasselt kamen. Helm war zwar Pflicht, aber ich sah keinen, der so was trug. Später erzählte man mir, das hätten sie damals wegen Kopfschmerzen und so allmählich abgeschafft, und falls irgend ein Idiot wirklich einmal aus der Nuß bluten sollte, würden sie ihm wegen der Versicherung seinen Helm wieder aufsetzen. Alles in allem wurde ich von meinen Vorahnungen nicht im geringsten enttäuscht.

Ich sollte zunächst einfach mal mit anpacken, meinte der Meister und verschwand eiligst wieder. Ich bekam ihn danach nie mehr zu Gesicht. Eine Weile betrachtete ich den gesamten Zirkus von der Ferne und half nachher einigen Kollegen, die versuchten, eine monströse Dekorwand abzustützen. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, diese ganze Traumwelt bestehe nur aus Pappmache und Styropor. Fast alles ist aus massivem, gewichtigem Holz hergestellt, ganz zu schweigen von den niedlichen Apparaturen aus Stahl und Eisen, die die Einzelteile unsichtbar stützen und zusammenhalten.

Kurze Zeit später stellten sich noch vier Typen vor, die behaupteten, ebenfalls meine Meister zu sein. Ich wußte gar nicht mehr, wem ich eigentlich dienen sollte, und beschloß deshalb, nur mir selbst zu dienen.

»Wir haben hier zwei Seiten!« sagte der eine. »Die linke Bühnenhälfte und die rechte. Du bist links!« Er machte noch ein paar unterschwellige Andeutungen, daß ich, sollte ich irgendeine Arbeit für die rechte Seite verrichten, von den Bühnenarbeitern der linken Seite zumindest erschlagen würde.

Zu guter Letzt versammelte sich die Türkenclique um mich herum, und wir veranstalteten eine lauthalsige Begrüßung. Unter ihnen befand sich auch ein ziemlich verbrauchter, geknickter alter Mann namens Hassan. Wie er mir später erzählte, kam er aus einer der finstersten Ecken Anatoliens, besaß dort eine Frau und sieben Kinder, die auf ihn warteten, und versuchte hier, wie alle anderen Gastarbeiter, sein Glück zu machen. Er war mir vom ersten Augenblick an ungeheuer sympathisch, weil er einerseits von einer außergewöhnlichen Vertrotteltheit war und andererseits wieder manchmal Dinge aussprach, die selbst Sartre nicht hätte besser formulieren können. Wir sprachen türkisch miteinander.

»Was hast du hier zu suchen, Sohn?« fragte er mich mit skeptischem Blick.

»Arbeiten! Was denn sonst?« sagte ich.

»Sohn, das ist keine Arbeit für dich. Nicht für einen jungen Menschen. Die Oper macht dich kaputt, das hältst du hier nicht aus. Schau mich an, Sohn! Ich arbeite seit siebzehn Jahren hier. So sieht ein Mann aus, der seit siebzehn Jahren hier arbeitet.«

»Ich habe ohnehin nicht vor, länger als ein paar Monate hier zu bleiben.«

»Aber das Geld, Sohn, das Geld! Es lockt, und man gewöhnt sich so schnell an das Zeug, und am Ende ist es einem völlig gleichgültig, was man dafür anstellt. Hast du ein Mädchen, Sohn?«

»Ja. Warum?«

»Ach nur so.«

Wir mußten zu dieser Zeit andauernd die Bühnenbilder für »Kiss me Kate« auf- und umbauen, da das Stück Weihnachten Premiere hatte und deswegen immer wieder geprobt werden mußte. Zur Information: »Kiss me Kate« ist eine ziemlich beknackte und obendrein musikalische Version von Onkel Shakespeares »Der Widerspenstigen Zähmung«.

Hassan sagte: »Hier wird viel getanzt. Kannst umsonst nackte Ärsche sehen.«

»Die sehe ich auch so«, antwortete ich.

»Das sind aber bezahlte Ärsche. Die sind was Besonderes.«

»Hassan, das interessiert mich alles nicht. Ich bin selbst Künstler.«

»Das ist noch lange kein Grund, keinen Gefallen an nackten Ärschen zu finden! ... Ist dein Mädchen hübsch, Sohn?«

»Ja. Warum?«

»Ach nur so.«

Damals führte ich einen regen Briefverkehr mit meiner Mutter. Ich erzählte ihr in beschönigender Form, wie es mir in Köln so erging und bat sie auch gelegentlich um etwas Geld. Doch einen bestimmten Brief habe ich ihr *nie* geschrieben, weil sie möglicherweise gänzlich daran zugrundegegangen wäre:

Liebe Mutter!

Wie geht es Dir? Und wie geht es Vater? Um mich brauchst Du Dich nicht mehr zu sorgen, denn mit mir geht es ab nun tatsächlich bergauf. Ich arbeite zur Zeit in der städtischen Oper als Bühnenarbeiter und habe mittlerweile dort zahlreiche Kumpel gefunden, die wie Du und Vater für das Eigentumshaus sparen und allmählich aufhören, Menschen zu sein. Einer meiner besten Freunde heißt Hassan. Er gibt mir stets wertvolle Ratschläge, weil er ein weiser Mann ist und außer seiner Ehefrau in Anatolien noch eine fünfundfünfzigjährige Freundin hier in Köln sein eigen nennt. Doch auch mir wurde inzwischen das Glück vergönnt, eine Freundin zu besitzen. Sie wohnt im Wayerthal 40 und heißt Christa Born. Sie hat lange, schwarze Haare, einen traumhaften Körper und riecht immerzu nach Glück und Geborgenheit. Sie gleicht etwas einer Japanerin, obwohl sie eine deutsche Geburtsurkunde besitzt. (Ich habe es nachgeprüft!) Aber ich fresse trotzdem einen Besen, wenn ihre Mutter in Hongkong oder in Tokio nicht etwas verflucht Unanständiges angestellt hat.

Mutter, der Weg zwischen Wayerthal 40, *Klein/Born* und der städtischen Oper Köln ist für meine Verhältnisse

sehr kurz. Doch zwischen der städtischen Oper Köln und Wayerthal 40, *Klein/Born* liegen Welten. Gedankenwelten! Ich denke nämlich unterwegs intensiv über unsere Liebe nach und kriege es immer wieder mit der Angst zu tun. Ich liebe Christa, Mutter. Aber sie liebt mich nicht! Zwar behauptet sie des öfteren, daß sie mich auch liebt, doch das tut sie sehr ironisch. *Mit ironisch* ist gemeint, daß sie das »Ich liebe dich« deswegen so ironisch ausspricht, damit ich mir einbilde, sie würde sich nicht trauen oder nicht in der Lage sein, ein »Ich liebe dich« auszusprechen. Vielleicht ist das auch wahr. Es gibt viele Menschen, die kein anständiges »Ich liebe dich« aussprechen können und deshalb diesen Satz als kitschig oder verlogen abtun. Doch bei der duftenden Christa bin ich mir nie so ganz sicher.

Und zwischen der Oper und dem Wayerthal liegen Gefühle, Mutter. Gefühle mit Hochzeitsglocken:

»Christa, komm, laß uns heiraten.«

»Du hast wohl einen Knall!«

»Aber wir werden sehr glücklich sein. Und Kinder, und Kinder ...«

»Ich heirate niemals! Mein Gott, wenn ich daran denke, was ich noch alles unternehmen will.«

»Was denn?«

»Alles! Erlebnisse, Reisen ...«

»Nimmst du mich mit auf deine Reisen, Christa? Bitte, nimm mich mit.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Ich brauche kein Hotel. Nimm mich nur mit auf deine Reisen.«

»Ich will aber allein und unabhängig reisen und andere Menschen kennenlernen.«

»Es reicht mir schon, wenn wir uns einmal im Monat am Strand in der Umkleidekabine oder im Flughafen in der Bedürfnisanstalt begegnen. Ehrlich.«

Ach Mutter, die Entfernung zwischen der städtischen Oper Köln und den Pyramiden in der Wüste ist zu groß für mich. Und warum muß ich andauernd den Kamelen hinterherlaufen, nur weil Christa auf einem ihrer Höcker sitzt!

Mutter, dazu kommt, daß ein Gefühlserlebnis nicht zum anderen paßt. Morgens macht sie immer Frühstück für mich und bestraft mich mit Küssen, wenn ich etwas Falsches tue oder ihr mit meinem unstillbaren Liebesverlangen auf die Nerven gehe.

Sie hat sich allerdings immer noch nicht »was Richtiges« besorgt und versperrt mir ihren himmlischen Eingang. Aber das alles ist mir so egal (Erinnerst Du Dich, Mutter? Das erste deutsche Wort, das ich beherrschte, war »egal«), so egal, so unendlich egal, wenn ich sie nur eng bei mir haben kann und das Gefühl in mir aufsteigt, der Körper, der da neben ihr liegt, ist dein Körper, und sie hat diesen Körper gern. Und zwischen Körpern und Körpern existieren Unterschiede, Mutter. Sie sagt nicht einmal: »Du liebst mich nur wegen meinem Körper und nicht wegen meiner Seele!«

Weil sie genau weiß, daß ich das Phänomen »Christa« als ein Ganzes sehe. O Gott, wie ich diesen Spruch hasse! Kann man Seele und Körper getrennt lieben? Kann man Menschen überhaupt lieben, wenn das eine oder das andere fehlt?

Und zwischen Hassans Belehrungen über Mädchen und Christas Belehrungen über das »Singleleben« liegen Straßen:

»Ich bin eine arme Sau, Hassan, weißt du das! Ich bin

nur ein niedriger Bühnenarbeiter und ziemlich beschränkt obendrein. Und sie, Christa, meine Freundin, sie studiert Jura und schafft es eines Tages sogar bis zu einer Richterin. Kann das je gutgehen?«

»Sohn, ich glaube, du machst dir da allzu viele Gedanken. Du mußt dir vorstellen, Frauen wollen alle gebumst werden. Wenn sie das ordentlich kriegen, dann ist ihnen alles egal.«

»Nein, Hassan, nein. Die will nicht nur gebumst werden. Die ist was Besonderes. Die ist mit deiner Elfriede nicht zu vergleichen. Wirklich nicht.«

»Doch, Sohn. Frauen wollen alle gebumst werden. Immer wieder! Aber manche Frauen wollen gelegentlich auch geschlagen werden.«

»Glaub mir, Hassan, Christa möchte auch nicht geschlagen werden. Die mag so was nicht.«

»Hast du's schon versucht?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil es keinen Grund dafür gab. Außerdem kann sie Jiu Jitsu!«

»Was ist das denn schon wieder?«

Hassan ist für mich so eine Art Psychotherapeut, Mutter. Aber manchmal versteht er mich eben nicht, und das Leiden wird immer stärker, und wir bauen immer noch »Kiss me Kate«.

Und in der Hitze der Nacht kommt es manchmal soweit, daß Christa für Sekunden anfängt, mich wirklich zu lieben. Ich spüre das, Mutter. Dann tut sie Dinge, die sie niemals tut. Dann beginnt sie meinen Körper zu streicheln, zu küssen, zu lecken, zu massieren, zu lieblosen, zu verändern, ja zu verändern! Bei solchen Liebeleien

fuchteln ihre Haare an meiner Nase herum und ich muß niesen. Und das Niesen bei Christa ist etwas ganz Besonderes, Mutter!

Gutherzige Mutter, zwischen der städtischen Oper Köln und Wayerthal 40 hat sich mittlerweile ein Siebeneck abgebildet: Christa, Arbeit, Liebe, Schmerz, Denken, Schlafen, Leben ... Und der Weg nach Tibet ist immer noch so weit. Und immer noch will ich ein Kind von ihr ...

»Christa, warum magst du keine Kinder?«

»Weshalb sollte ich keine Kinder mögen? Ich mag sie sehr. Zeitweise habe ich sogar in einem Waisenheim gearbeitet. Ein kleines Mädchen – es hieß Sonja – hing so stark an mir, als sei ich seine richtige Mutter. Immer wieder hat es mich umarmt und umschlungen und vor Liebe gezittert, wenn ich bei ihm war. (O Sonja, ich kann es dir nachfühlen!) Ich kam nicht umhin, es einige Male zu uns nach Hause einzuladen.«

»Laß uns auch so was anstellen.«

»Was? Lieben?«

»Nein – Ja, das auch. Aber laß uns dabei auch ein Kind zur Welt bringen.«

»Wie oft soll ich dir sagen, ich möchte noch keine Kinder haben! Ich will erst einmal leben, bevor ich mich um mein Kind kümmern muß. Außerdem könnte ich niemals eine gute Mutter sein. Dafür bin ich zu egoistisch.«

Selbstverständlich will ich sie mit dem Kind festnageln, damit sie sich nicht von mir trennen kann, wenn es ihr gefällt. Andererseits weiß ich ganz genau, daß so etwas nie gutgeht. Ich bin mir auch völlig darüber im klaren, daß mir an diesem nichtexistenten Kind gar nichts liegt. Doch in verzweifelten Situationen tun verzweifelte Menschen

total verzweifelte Dinge.

Und zwischen der Morgenchrista und der Abendchrista liegen verstohlene Blicke, die wahrhaftig töten können. Soll ich dir das mit den Gezeiten im Wayerthal 40 erklären, Mutter? Bist du interessiert daran, den stinknormalen Tagesablauf eines glücklichen, unertragbar glücklichen Menschen zu hören? Dann hör zu: Früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht oder nicht aufgeht oder so tut, als würde sie aufgehen, am Morgen, wenn draußen wieder irgendwelche Kreaturen anfangen, sich sinnlos zu bekämpfen, am Morgen, wenn nicht nur der Nebel nicht erlaubt, Dinge zu sehen, die man besser sehen sollte, an einem Morgen wie jedem anderen zerre ich langsam meine Augenlider auseinander. Aber die Morgen von heute gleichen nicht den Morgen von gestern, verständnisvolle Mutter. Wenn ich gestern aus dem ohnehin nie tiefen Schlaf erwachte, riet ich zuerst einmal, wie viele Pickel ich heute wohl ausdrücken würde. Gestern war jeder Morgen ein immer sinnloser werdender Anfang. Doch in diesen Tagen, in »The Year of the Cat«, beginnt für mich der Morgen völlig neue philosophische Aspekte auf zu werfen. Als erstes grabsche ich nach dem Stück Fleisch, von dem ich mittlerweile vollends abhängig geworden bin und von dem ich Entzugserscheinungen kriege, wenn ich es nicht dort finde, wo es hingehört.

»Du bist sehr besitzergreifend!« sagt das Stück Fleisch zu mir. Das sagt es fortwährend, den ganzen Tag, mit oder ohne Sonne.

»Christa, weißt du überhaupt, was das ein Gefühl für mich ist, wenn ich dich morgens so splitter nackt neben mir finde?«

»Ich kann's mir schon vorstellen!« Sie lacht und denkt dabei gleich an so was, Mutter, und ich habe dann wirklich große Mühe, sie von dem völlig anderen Gefühl zu

überzeugen. Aber sie scheint mir nicht zu glauben, sie denkt immer, daß ich andauernd an das eine denke, weil sie nicht in der Lage ist, mich zu verstehen (und meinen kranken Nachbarn auch)!

Und dann: »Willst du Kaffee oder Tee?«

Also alles im Leben hätte ich erwartet, aber das bestimmt nicht! Da fragt mich doch tatsächlich ein nacktes Mädchen früh am Morgen, ob ich zum Frühstück Kaffee oder Tee möchte. Das ist genauso, als ob der Henker fragt: »Soll ich Sie zwanzig oder dreißig Minuten an dem Strick hängen lassen?« Doch ich schaue durch das kleine Fenster, richte mich allein nach der Sonne, wünsche mir einen »Tee« oder einen »Kaffee« und gelegentlich auch einen »Orangensaft«, setze noch mein übliches »Ich bin doch nicht dein verdammter Ehemann!« hinterher und werde endlich das, was ich immer sein wollte: ein Holzwurm im Möbelladen.

Und manchmal sagt sie, ich solle in die Küche kommen und dort essen. Das mit der Küche hat seine Besonderheiten, Mutter. Ich sitze nämlich da vor ihr und tue so, als würde ich essen. In Wirklichkeit beobachte ich, wie sie ißt. Sie hat morgens einen außergewöhnlichen Appetit und verschlingt alles, was ihr zwischen die Finger kommt. Beim Essen beachtet sie mich überhaupt nicht, so sehr ist sie dann beschäftigt. Oft mache ich sie auf mich aufmerksam, frage sie, wie es mit der Uni steht oder ob sie letzte Nacht gut geschlafen hat. Aber sie antwortet mir mit extrem kurzen Sätzen und ißt weiter. Und beim Essen erkennt man den wahren Menschen. Sie ißt deswegen so intensiv, weil es Morgen ist, mit viel oder wenig Sonne, und sie morgens immer Hunger hat. Dagegen ich ... Ich könnte gerade überfahren werden und dabei an »Vom Winde verweht« denken. Ich bin nie bei der Sache, weil ich unentwegt denken und träumen muß und permanent

Angst davor habe, daß jeden Augenblick etwas Unerwartetes passieren könnte.

Liebe Mutter, zwischen dem deutschen Fräulein Christa und dem türkischen Mann Hassan liegen an die zweitausend Schritte, das Stolpern nicht mitgerechnet. Ehrlich, ich habe Maß genommen. Nun bin ich auf dem Weg zur Arbeit. Zülpicherstraße, der Ring, Hahnengasse, Neumarkt, Schildergasse. Letzte Nacht habe ich wieder kaum geschlafen, aber ich bin nicht müde. Um mich herum gehen Menschen. Sie sind sehr freundlich zu mir, da sie ahnen, daß ich genau wie sie zur Arbeit gehe. Seltsam, wenn man arbeitet, sind die Menschen sehr freundlich zu einem. Man gehört dann sozusagen zu ihnen. Lonely people! Versehentlich stoße ich einige Leute an, weil ich in Gedanken wieder mit ihr beschäftigt bin und meine Augen blind spielen. Das Anstoßen macht den arbeitenden Menschen nichts aus, kann ja jedem mal passieren. Ich stoße übermäßig viele Menschen an, doch habe ich dabei das Glück, daß es nie dieselben sind. Die Sonne entschließt sich, doch noch aufzugehen. Mutter, wußtest du, daß man in einer Großstadt die Sonne fast niemals sieht? In einer Großstadt versteckt sich die Sonne immerzu. Gewiß, ich bin nie ein fanatischer Sonnenanbeter gewesen, doch wenn jemandem nicht vergönnt ist, die Sonne auch nur einmal am Tag zu sehen, dann beginnt sie einem zu fehlen. Die Sonne ist dann wie ein alter Kumpel, der plötzlich gestorben ist. Man weint nicht gleich deswegen, so unerläßlich war er auch nicht. Aber es ist immer schön, wenn man die Sonne am Himmel sieht, weil man dann weiß, daß sich nichts verändert hat.

Der Umkleideraum in der Oper besitzt für mich wenig Bedeutung. Wenn ich dort stets genau fünf vor acht antanze, stecke ich bereits in diesen verfluchten Arbeitsklamotten. Das gefällt meinen Kollegen nicht, auch

nicht Hassan.

»Sohn, zieh dir was Anständiges an, wenn du hierhin kommst und wieder gehst. Was sollen die Leute denken! Die denken dann, alle Türken laufen so rum und sind dreckig.«

»Red keinen Mist, Hassan. Ich sehe gar nicht aus wie ein Türke. Außerdem haben es die Leute gern, wenn blutjunge Männer in Arbeitertracht rumlaufen. Sie kriegen dann den Eindruck, daß alles funktioniert. Ich müßte Christa auch sieben Minuten vorher verlassen, wenn ich die Kleider hier wechseln würde.«

»Apropos Christa, wie geht es ihr?«

»Wie soll's ihr schon gehen, wenn sie jeden Tag mit mir zusammen ist.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist Punkt acht Uhr, Hassan.«

»Scheiße!«

Allmählich kenne ich mich in dem Opernlabyrinth aus, Mutter. Also keine Panik. Außerdem bin ich ein Typ, der irgendwie niemals verlorenght. Ich bin zu gewitzt dafür. Es gibt hier Tausende von Türen, die zur Bühne führen. Dort arbeiten wir, die Bühnenarbeiter, unter sogenanntem Bühnenlicht. Aber wenn die Lichtleute so eine richtige Beleuchtungsprobe durchziehen, kann ich mich nicht mehr halten. Diese zahllosen Strahler schießen dann wahnsinnige Farben in die Gegend und malen alles bunt. Mit einem Speziälscheinwerfer können sie sogar Sonne und Mond vortäuschen und vieles andere mehr.

Hassan sagt dann immer, ich solle nicht so blöd rumschauen und mich um meine Arbeit kümmern, wegen der Meister und so. Der gute Hassan hilft mir, wo er nur kann, doch manchmal geht er mir auch auf die Nerven.

»Sohn ...«

»Warum nennst du mich andauernd ›Sohn‹, Hassan? Ich bin nicht dein verdammter Sohn!«

»Aber ich habe einen Sohn in deinem Alter.«

»Dein Pech!«

»Laß mir doch meinen Spaß. Er sieht dir sehr ähnlich und muß in unserem Dorf Ziegen hüten.«

»Warum bringst du deinen Sohn nicht hierher, wenn du ihn so lieb hast?«

»Und wer soll sich um die Ziegen kümmern?«

»Wieviel Ziegen hast du denn?«

»Drei.«

»Herr Gott, Hassan, die drei Ziegen kannst du verkaufen oder schlachten oder sonstwas mit ihnen anstellen.«

»Aber ich hänge doch auch so sehr an meinen Ziegen.«

»Was kann dein Sohn noch, außer Ziegenhüten?«

»Nichts!«

Vorläufig werde ich nur bei Tag beschäftigt und kriege von den Vorstellungen und von dem donnernden Applaus nichts mit. Ich baue auf und ab. Zum Beispiel den »Ring des Nibelungen«. Jeden Tag eine andere Episode: »Götterdämmerung«, »Rheingold«, irgendwas mit einem Schwert und einem Amboß und lauter solchen schweren Sachen. Dabei arbeite ich sehr wenig im Verhältnis zu den anderen und erlaube mir hundertmal mehr Pausen als sie. Die Meister schauen vorläufig darüber hinweg und meinen, ich würde es mit der Zeit noch lernen. Mir leuchtet das irgendwie nicht ein. Was soll ich mit der Zeit noch lernen? Schuften?

Auf der Hinterbühne bauen wir gleichzeitig »Arabella« auf. Das Szenenbild scheint mir so eine Art Bordell um

die Jahrhundertwende zu sein, in dem sich die Gentlemen und Barone mit Champagner und Sperma bekleckern oder Elfjährige entjungfern. Das Arschloch, das diese Oper komponiert hat, muß auch so ein Treppenfanatiker gewesen sein, denn die Siegfriedscheiße ist dagegen nur ein fauler Witz. Noch doller geht es in der »Zauberflöte« zu. Die Herren Bühnenbildner wollten diesmal ein wenig modernisieren und haben die Dekoration deshalb etwas abstrakter gestaltet. Das Abstrakte besteht darin, daß wir mordsschwere Holz- und Stahlvorhänge, auf denen das Universum abgebildet ist, hochhieven und sie unter den unmöglichsten Platzumständen an Schienen aufhängen müssen. Auch in diesem Singsang wird an Treppen nicht gespart und an Leid und Schmerzen auch nicht. »Kiss me Kate« ist ein verhältnismäßig erträgliches Stück. Die gesamte Show ist auf Rädern aufgebaut, und wir brauchen die einzelnen Szenen nur rein- und rauszufahren. Dafür besitzt sie wiederum eine Unmenge Hintergrundprospekte, die jeden Tag erneut auf- und abgehängt werden müssen. Alles in allem, liebe Mutter, ist die hohe Kunst nicht immer das, was man sich darunter vorstellt.

Und wenn die Arbeit endlich erledigt ist, fühle ich mich auf die eine oder andere Weise einfach zu alt, um mir einzubilden, ich sei nun ein freier Mensch. Ich habe mich längst damit abgefunden, daß Idioten meinesgleichen niemals frei sein können, und mache mir seit meiner zum Trauern lächerlichen Politphase nichts mehr vor. Ja, Mutter, du wirst es mir nicht glauben, aber auch ich war einmal »politisch aktiv«! Seinerzeit kannte ich einen Chefdeppen mit dem rührenden, selbstgetauften Namen »Che«. Che war immer in derart linke Angelegenheiten und Prozesse verwickelt, daß man ihn gleich als Flagge in Moskau hätte aufhängen können. Doch etwas fehlte Che wirklich: ein menschliches Aussehen! Ich will hier den

guten alten Che nicht vor aller Welt schlechtmachen, Mutter, aber offen gesagt, war er das häßlichste Lebewesen, das ich je gesehen habe. Verpickelt bis zu den Zähnen, hyperlange Arme und Beine, eine feine Andeutung von einem werdenden Buckel, alles krumm, was bei einem im Gesicht und am Körper überhaupt krumm sein kann, Brille mit zirka drei Zentimeter dicken Gläsern, unaufhörliche Schweißausbrüche, schiefe Körperhaltung und lauter solche Kleinigkeiten, auf die es bei einer innigen Liebe nicht ankommt, wie man überall so hört. Mutter, ich habe mir damals diesen vom Schicksal häßlich getroffenen Che angesehen und gedacht: Mein Gott, Che, dich wird auch in deinem Karl-Marx-Staat keine Frau anfassen. Alle werden dann vielleicht glücklich sein und in Maozitate reden, aber du, Che, der du geglaubt hast, nach der großen Revolution würden die zierlichen Mädchen das mit deinem »nur Äußerlichen« übersehen, du wirst dann wieder auf der Strecke bleiben. Danach dachte ich noch, alles ist Bockmist und gab's auf.

Zwischen vier Uhr zehn und vier Uhr sechsunddreißig liegen die Minuten auf den Straßen und werden vom strömenden Regen naß. Vorfreudeminuten, Minuten der Entspannung und des Andersseins. Minuten in Gedanken an sie, Minuten in Gedanken an uns und an alles, was vergehen und erlöschen wird.

O Mutter, dann öffnet sie mir die Pforten ihres Palastes, und ich trete, nein, ich springe hinein!

»Bist du müde?«

»Ja.«

»Sehr müde?«

»Ja.«

»Soll ich dich massieren?«

»Jaaa!«

»Oder möchtest du dich vorher duschen?«

»Ja.«

»Soll ich solange das Essen vorbereiten?«

»Ja.«

»Willst du ...«

»Ja.«

»Aber du weißt doch gar nicht, was ich sagen wollte!«

Wie du siehst, ist die ganze Geschichte etwas absurd, Mutter. Auf der einen Seite, Christa, das aufgeschlossene, emanzipierte, moderne Mädchen von »hier und heute« und auf der anderen Seite, Christa, das mütterliche, naive, verständnisvolle Mädchen von Anno dazumal. Da soll sich noch ein Türke auskennen! Aber mittlerweile kenne ich mich einigermaßen in *ihr* aus. Ich mache nämlich regelmäßig Fressegucken. Das heißt mit anderen Worten, bei Christa schlägt sich das Innere immer im Äußeren nieder und man weiß ungefähr, woran man ist. Wenn sie gerade eine reaktionäre Phase durchmacht, tue ich so, als würde ich in Kürze nach Kuba emigrieren. Wenn sie gerade einen auf Mutter macht, werde ich zum frühreifen Säugling. Wenn sie gerade über Frauenemanzipation spricht, stelle ich mich doof. Wenn sie gerade hurig wird, spiele ich »Lord Porno und seine teuflischen drei Hände«. Wenn sie gerade auf Philosophietrip geht, bringe ich den alten Käse mit Gott und dem Universum. Ja, ich muß zugeben, Christa ist für mich eine Art Schauspielschule. Doch wenn wir endlich einmal Semesterferien haben, können wir wieder ganz wir selbst sein: King Kong und die weiße Frau!

Ach Mutter, ach, du weißt aber auch, daß ich nicht zum Schauspieler geboren bin, und des öfteren platzt der wahre Jakob aus mir heraus oder besser gesagt, Unkraut vergeht nicht. Diese kleinen Kataströphchen scheinen stets in

Gegenwart ihrer bescheuerten Freunde und Freundinnen auszubrechen. Der einzige Fehler, den Christa in meinen Augen besitzt, ist die schlechte Auswahl ihrer Freunde. Alle kotzen mich an und treiben mich bald zum Wahnsinn.

»Wie heißt du noch mal? Akip, nicht?«

»Akif.«

Ein bärtiger Alternativer hockt vor mir und schlürft an seinem Tee rum. Christa lacht andauernd und hofft tatsächlich, daß wir mit der Zeit gute Kameraden werden.

»Wieso schreibst du nicht einige kritische Zeilen gegen Atomkraftwerke, Akit?«

»Weil ich zur Zeit ausgiebig mit Christas Atomkraftwerk beschäftigt bin. Außerdem heiß' ich nicht Akit, sondern Akif!«

Christa wird nicht rot. Ein Mädchen wie sie versucht sich das Erröten abzugewöhnen. Statt dessen lacht sie wieder, aber unecht.

Bärtiger: »Ich finde es nicht gut, in welcher Weise du zu argumentieren versuchst, Akük.«

»Ja, du hast Recht, *Hiöurböert*, ich versuch's erst gar nicht.«

»Bist du ein Feigling?«

»Nein, eine kritische Hausfrau.«

»So kann man keine Diskussion führen. Ich ziehe mich zurück.«

»Jetzt gleich? Bleib doch noch ein bißchen hier.«

Natürlich weiß ich, daß mir nicht das Recht zusteht, in Christas eigenem Heim Leute anzumotzen. Warum halte ich nicht einfach meine dummlabernde Fresse, statt andauernd Christa und ihre netten Kumpel zu schocken. Doch ich bringe es nicht über mich, plötzlich platzt mir der Kragen.

Bärtiger: »Was ist mit unserer Fahrradtour, Chris?«

»Du, mir fehlt die Zeit dazu. Hab' zuviel am Hals.«

»Mein Gott, nur weil du jetzt einen Freund hast, kannst du doch nicht die alten Traditionen über den Haufen schmeißen!«

»Das ist nicht wegen dem Akif ...«

»Ach, hör auf!«

Siehst du Mutter? Ich fühle mich in meiner Liebesexistenz bedroht. Bei so was drehe ich immer durch.

»Mensch Typ, du hast wohl Scheiße in den Ohren! Sie sagte, sie kann nicht!«

»Typisch, sehr typisch. Schon hat ein Mädchen einen Freund, beginnt sie auch gleich die Ehefrau zu spielen. Außerdem spreche ich mit Chris, nicht mit dir, Akig!«

»Es gibt Leute, die kriegen einfach keine Ruhe, wenn sie nicht aus der Fresse bluten!«

»Schlägt er dich, Chris?«

»Nein!«

»Lüg doch nicht so unverschämt. Natürlich schlage ich dich. Dreimal am Tag. Und am Sonntag gibt es eine Tracht Prügel extra.«

»Wie hältst du es mit dem bloß aus, Chris?«

»Sie hat vor drei Monaten vierzig Leute überfahren. Ich war Zeuge und erpresse sie jetzt damit.«

»Hört auf! Hört endlich beide auf damit!«

Danach tritt eine häßliche Stille in den Raum und wir spielen »sich abregen«. Diese Saftärsche kennen auch keinen Anstand, wissen überhaupt nicht, wie man sich nach einem Streit zu benehmen hat und bleiben noch bis in die tiefe Nacht im Haus. Und wenn sie endlich mal weg

sind, ist es Christa, die über mich herzieht:

»Sag mal, warum hast du dich wieder eingemischt? Ich habe dir doch ausdrücklich ...«

»Hör auf, Christa! Das sind allesamt neidische Wichser, deine Freunde!«

»Das geht dich überhaupt nichts an! Schließlich sind es *meine* Freunde und nicht deine!«

»Sag ich *ja*: *Deine* Freunde sind allesamt neidische Wichser! Sie sind neidisch auf unser Glück.«

»Wir werden nicht lange glücklich sein, falls du so weiter machst!«

»Soll das eine Drohung sein, Christa? Ja? Ist das eine Drohung?«

Sie ist fast am Heulen. Plötzlich umarmt sie mich.

Leise: »Nein ... Akif, verstehe doch, ich habe mir in den zwei Jahren hier einen Bekanntenkreis aufgebaut (Bekanntenkreis der neidischen Wichser!), und den will ich nicht verlieren. Ich mag viele Menschen um mich herum. Bitte, halte dich etwas zurück. Nur ein bißchen.«
Kuß.

Im Wayerthal 40 *Klein/Born* erlöschen um drei Uhr nachts allmählich die Lichter, und Christa läßt die Platte einfach zu Ende laufen.

»Christa, warum stöhnst du nicht, wenn wir bumsen?«

Keine Antwort.

»Warum nicht, he?«

»Ach ...«

»Wie>Ach<?«

»Warum stöhnst *du* nicht?«

»Ich bin doch ein Mann.«

»Wirklich?«

»Christa!«
»Das geht bei mir nicht.«
»Bist du frigide?«
»Bist du impotent?«
»Christa!«
»Ich kann das nicht.«
»Ja, aber warum kannst du das nicht?«
»Stöhnapparat ist defekt.«
»Du solltest vielleicht zum Arzt gehen.«
»»Herr Doktor, ich kann nicht stöhnen.« »Mein liebes
Fräulein, wenn's weiter nichts ist. Legen sie sich hier auf
meinen Gynäkologenstuhl, ich versuche mal mein
Glück.««
»Du hast recht, geh lieber nicht zum Arzt.«
»Gute Nacht.«
»Gute Nacht.«
Pause.
»Christa.«
»Ja?«
»Ich werde mir was antun, wenn du mich verläßt.«
»Gut, ich denke daran. Nacht.«
»Gute Nacht – und ...«
»Akif!«
»Gutenachtgutenachtgutenacht.«

Dein entehrter Sohn Akif

Schluß mit dem Briefe schreiben! Mit der Zeit begann ich wieder übermäßig zu saufen, obwohl dafür kein Anlaß bestand. Zwar wurde ich in der Oper derart in die Mangel genommen, wie nie zuvor in meinem kurzen Leben, doch dafür entschädigte mich meine liebe, süße, schöne Christa am Abend. Nein, ich war noch nicht so weit, daß ich in geheimen Ecken Flachmänner für den Notfall versteckte, und auch nicht in dem Zustand, wo ich morgens, vormittags, mittags, nachmittags, spätnachmittags, abends und erst recht in der Nacht eine kleine Stärkung zur Brust nehmen mußte. Kurzum, ich war kein Alkoholiker! Aber nichtsdestotrotz veranstaltete ich alle drei Tage ein handfestes Besäufnis in ihrem Zimmer. Zunächst schaute sie darüber hinweg, versuchte die Situation zu verharmlosen, indem sie mitsoff und dem Ganzen eine Party-Atmosphäre gab. Doch später fiel sie mit ihren skeptischen Heilsarmeeblicken über mich her.

»Mensch, Akif, du stinkst wieder stark nach Alkohol!«

»Das kann gar nicht sein, ich habe mir eben erst die Zähne geputzt.«

»Du stinkst aber trotzdem.«

»Sag mal, was willst du mir eigentlich einreden? Daß ich ein Alkoholiker bin? Ich bin kein gottverdammter Alkoholiker, und ich werde auch niemals einer werden! Du gönnst mir nur nicht das bißchen Spaß. Das Saufen ist für mich genau dasselbe wie für dich Jiu Jitsu oder die netten, intellektuellen Plaudereien mit deinen netten, intellektuellen Freunden.«

»Laß meine Freunde aus dem Spiel! Die saufen

wenigstens nicht so viel wie du!«

»Ach so ist das! Du unterscheidest also Menschen nach der Promille!«

»Nein!«

»Schon gut, schon gut, ich bin im Bilde.«

»Arschloch!«

»Engel!«

»Blödmann!«

»Liebling!«

»Nichtsnutziger Säufer!«

»Süße!«

»Holzkopf!«

»Goldschatz!«

»Akif?«

»Christa?«

Danach das altbekannte Spielchen, das die Menschheit am Leben erhält.

Dann kam Weihnachten. Ich will mich hier nicht über die Geschenke auslassen, die ich ihr zukommen ließ. Man macht kein großes Gerede über Geschenke. (Ich Eierkopf muß reden!) Sie beschenkte mich auch mit allerhand Sachen, die ich nicht brauchte. Was brauchte man schon. (Na?) Eine ihrer mit viel Liebe verpackten Bescherungen gefiel mir besonders gut. Es war eine fünfzehn Zentimeter lange Stoffpuppe, die eine Bäuerin oder sonst so ein rustikales Wesen darstellen sollte und obendrein eine täuschende Ähnlichkeit mit der schönen Christa besaß. Sie trug am Kopf eine von diesen 1800-Frauenhäubchen, und die farbige Kleidung war auch danach gestickt. Ich weiß, daß solche kitschigen Details nicht hierhin gehören, aber ich erwähne das mit dieser billigen Stoffpuppe nur deshalb, weil es sich um die einzige Reliquie von Christa handelt, die mir bis heute geblieben ist.

Den heiligen Heiligabend verbrachte ich jedoch nicht mit meiner Süßen, sondern mit mir selbst. Das mit dem Beschenken brachten wir bereits eine Woche vorher hinter uns, weil sie danach rasch zu ihren Eltern nach Mönchengladbach fahren wollte. So was müsse man jährlich vollbringen, wenn man sein Studium auf Kosten von Papa und Mama unterhielte, meinte sie. Einige Tage vor Weihnachtsabend verabschiedete sie sich von mir mit tausend Küßchen und »Keine Sorge, ich komme bald wieder«-chen und versprach hoch und heilig, so um Silvester zurückzukehren.

Eineinhalb Wochen ohne Christa! Zehn Tage ohne die Liebesdroge! 240 Stunden ohne »Nein, nein, nein! Ich mache nichts ohne was Richtiges!« und ohne reflexhafte

Wärmezufuhr in der Nacht und ohne »If it doesn't come naturally, leave it«. Warum ließ sie mich überhaupt an so einem feierlichen Tag allein zurück? Ein wirklich verliebtes Mädchen ruft in solchen Fällen ihre Eltern an, sagt ihnen, entweder er oder sie würde im Verlauf der zehntägigen Trennung sterben und trällert das »O Tannenbaum« in den Hörer hinein. Ihre Eltern waren wichtiger als ich! Jawohl, so war das und nicht anders! (»O Mutter, wie bin ich froh, daß ich den Trottel wenigstens für zehn Tage vom Hals habe!«

»Ist er etwa ein Türke, Kind?«)

Aber dann dachte ich wiederum: Akif, warum bist du so ein widerlicher Liebesfanatiker? Warum nimmst du dir diesen gottverdammten Shakespeare mit seinem bescheuerten »Romeo und Julia« zum Vorbild? Glaub mir, mein Junge, die wahre Liebe hat mit dem, was in den Kunstwerken steht, nicht das geringste zu tun. Diese Federfuchser müssen halt so einen Scheiß schreiben, damit die Leute was zum Kotzen haben, die müssen einfach übertreiben. Die echte, natürliche Liebe dagegen (daß ich nicht lache, *natürliche!*) ist die, welche dir die verständnisvolle Christa klarzumachen versucht. Sie ist locker und ungezwungen. Daraufhin schoß der andere, der ganz andere Gedanke durch meinen erhitzten Kopf: Du Depp! Bilde dir bloß keine Schwachheiten ein! Die Frau liebt dich nicht! Basta! Sei zufrieden mit dem, was du bis jetzt bei ihr erreicht hast!

Aber an diesem bestimmten Abend, an dem ich aus allen einsamen Ecken diese grauenhaften Lieder vernahm, als es wieder fast wie früher war, wurde mir ganz schön mulmig. Sie war bereits seit fünf Tagen nicht bei mir gewesen und idiotischerweise versuchte ich mir einzubilden, daß ich sie mittlerweile vergessen, ja sogar ihr Aussehen vergessen hätte. Auf einmal begann ich wieder zu weinen. Erst ganz

leise, dann ziemlich laut. Herr im Himmel, das schien langsam gewohnheitsmäßige Züge anzunehmen!

Nach der gigantischen Heulerei und der darauffolgenden Schluchzerei fühlte ich mich einigermaßen erleichtert und mehr oder weniger von den folternden Zweifeln erlöst. Ich hatte Christa wieder vollständig in Erinnerung und begann, geduldig auf sie zu warten.

Sie kehrte wieder zurück! Genau einen Tag vor Silvester. Freitag.

Nach der Arbeit war ich sofort zum Wayerthal gewetzt, hatte wie ein Bekloppter gebimmelt und gebimmelt und gedacht, daß dieses ganze Elternweihnachtsmärchen eine Art Flucht vor mir war, die vielleicht noch Monate dauern würde.

Trotzdem hatte ich im Regen ungefähr eine Stunde vor der Haustür gewartet und mir unentwegt eingeredet, daß sie jeden Augenblick mit ihrem roten R4 vorfahren würde. Schließlich wurde ich so ziemlich naß und begab mich schwer deprimiert nach Hause zurück. Dort saß ich zwei, drei Stunden auf dem Bett und fragte mich ernsthaft, ob die Befürchtung eintreffen würde. Sie traf jedoch nicht ein. Abends klingelte es plötzlich. Ich lief in einem Affentempo zur Tür, brach mir hierbei fast ein Bein ab, schloß die Tür weit auf und sah sie. *Sah meine liebe, süße, schöne Christa!* Wir umarmten uns sofort und verfielen schon an der Türschwelle in eine heftige Knutscherei. Christa war aus dem tausendjährigen Krieg heimgekehrt. Dabei schien sie den aufrichtigen Eindruck zu machen, daß sie sich auf dieses Wiedersehen genauso freute wie ich. Die Küsse, die sie mir nun verabreichte, die Streicheleien, mit denen sie mich jetzt beglückte, waren viel intensiver als je zuvor und gingen allein von ihr aus.

Ich führte sie in mein Zimmer und kochte ihr eine Tasse Kaffee.

»Mensch, Christa, mir ist es sauelend gegangen, als du weg warst.«

»Was ist denn passiert?«

»Nichts ist passiert. Du warst halt weg, deshalb.«

»Ich habe dich auch vermißt.«

»Wirklich?«

»Ja, sehr sogar. Der ganze Weihnachtszirkus zu Hause hat mir überhaupt nicht gefallen. Immer dasselbe. Tannenbaum und Plätzchen. Ich habe den ganzen Heiligabend an dich gedacht und mir gewünscht, wir wären zusammen.«

»Wirklich?«

»Ja, natürlich. Am nächsten Tag wollte ich eigentlich wieder weg, aber meine Eltern meinten, ›da du schon mal hier bist‹, und so.«

»Und du wolltest am nächsten Tag wirklich gleich zu mir, ich meine, nach Köln?«

»Wirklich, Akif. Oder hast du gedacht, ich hätte dich vergessen, Schatz?«

Und das war schon wieder Liebe! Endlich hatte sie es ausgesprochen: Schatz! Das mit dem »Schatz« hat seine besondere Bewandtnis. Genaugenommen kann ich solche dämlichen Kosenamen wie Schatz, Mäuschen, Putzel, Herzblatt und so fort ums Verrecken nicht ausstehen. Und dann gibt es noch diese schwachsinnigen Betoner, die solche Sachen außergewöhnlich deutlich und laut aussprechen, damit auch jeder mitbekommt, daß es sich hier um die große Liebe handelt. Doch wenn man schon das Liebesgefühl mit einem Namen versehen möchte, dann sollte das möglichst ehrlich und ungezwungen kommen. Und das hatte Christa getan. Ich glaube nicht, das ihr dieses Wort so sehr bewußt war, als sie es aussprach. Sie sagte es einfach, weil ihr danach zu Mute war. Sonst nichts.

»Ich habe dir eine Überraschung mitgebracht!«

Ich wartete auf das zweite Weihnachtsgeschenk. Sie kramte aus ihrer Tasche eine große Schachtel hervor, die verflucht nach Doktor roch.

»Was ist das?«

»Das ist ›Patentex oval‹, was *Richtiges!*«

»Ist das so was wie die Pille?«

»Ja, ein Verhütungsmittel ist es schon, aber nicht die Pille.«

»Um Gottes willen, doch nicht eins von diesen grausamen Eisendingern, die man sich in irgendeine Ecke einbauen lassen muß! Vor so was habe ich einen riesen Bammel. Ich hab' Angst, daß ich mir beim Stoßen weh tue.«

»Nein, nein. Das sind Zäpfchen.«

»Zäpfchen?«

»Ja. Das Zäpfchen kommt in die Scheide rein und nach zehn Minuten ist es zu einem Schutzschaum geschmolzen.«

»Schutzschaum?«

»Ja, ein Schaum, der den männlichen Samen tötet.«

»Mit anderen Worten, danach bin ich impotent!«

Sie lachte und ließ die Schachtel wieder in der Reisetasche verschwinden. Ich blickte immer noch nicht durch, wie das Ganze funktionieren sollte.

»Hör mal, fang mir bloß nicht mit töten und so an. Das mache ich nicht mit!«

»Du Holzkopf, mit töten meine ich, das Zeug macht deinen Samen unfruchtbar. Es hat überhaupt keine Nachwirkungen.«

»Das sagen sie alle. Und später kriege ich keinen mehr

hoch oder bekomme womöglich wieder Pickel!«

Zu nächtlicher Stunde, nachdem wir unsere Bäuche in einem spanischen Fischlokal vollgeschlagen und dann in ihrer Wohnung im Fernsehen »Der Regenschirm« angesehen hatten, wurden wir langsam wieder intim. Sie steckte sich eins von diesen Patentex-oval-Dingern rein, und gemeinsam ließen wir nun die zehn Minuten verstreichen, bis das Zeug wirkte. In der Zwischenzeit versuchte sie das Liebesspiel weiterzutreiben. Ich jedoch hatte blödsinnigerweise etwas anderes vor. Ich richtete mich vom Bett auf und begann, an einer Zigarette rumzubasteln. Daraufhin ging sie auch in die Höhe, schlang sich um meinen Körper, biß und lutschte an meinen Ohren, streichelte mir die Brust und liebte mich einfach. So spitz hatte ich sie noch nie gesehen! Ob das wohl von dem chemischen Zeug herrührte?

»Warte, warte mal, Christa. Ich möchte einige Dinge mit dir besprechen.«

»Was denn?«

Sie lächelte zärtlich und machte ungestört weiter.

»Wir müssen uns einmal aussprechen, Christa, sonst droht eine Gefahr.«

»Aha!«

Das stimmte natürlich, doch der Zeitpunkt für dieses Unterfangen war schlecht gewählt.

»Christa, sag mir ganz ehrlich, was dir an mir nicht gefällt.«

»Du hast eine dicke Nase!«

Sie verpaßte mir ein Küßchen auf dieselbe.

»Bitte, hör zu. Es ist wirklich sehr wichtig für mich. Sehr, sehr wichtig.«

Sie umarmte mich fest und begann zu lauschen.

»Christa, ich kann dir keine Sicherheit bieten, nicht? Ich meine damit, schau dir meinen Körper an. Er ist so schwächlich. Ich bin kein starker Mann oder so. Wenn eines Tages tatsächlich diese Parkgeschichte passiert ...«

»Was für eine Parkgeschichte?«

»Ach ich meine diesen blöden Kriegsdienstverweigererwitz: ›Angenommen, Sie gehen mit Ihrer Freundin im Stadtpark spazieren und plötzlich steht vor Ihnen eine Horde Rocker oder noch schlimmer Russen oder am schlimmsten Türken. Diese Herren lassen im Verlauf der Unterhaltung durchsickern, daß sie gerne mal Ihre Freundin vergewaltigen möchten. Was würden Sie da tun?‹ So was meine ich.«

Sie kicherte lustig und vergrub ihr Gesicht in meinem Bauch. »Bitte, lach nicht. Das ist kein Scherz. Weißt du, was ich da tun würde? Ich würde schon vor dir abhauen. Ehrlich, so ein großer Feigling bin ich. Und selbst, wenn ich für dich kämpfen würde, ginge es mit Sicherheit schief.«

»Akif, ich brauche keinen Kleiderschrank zum Mann.«

»Ach, hör auf! Einen Kleiderschrank brauchst du natürlich nicht, aber trotzdem wünschst du dir einen kräftigen Freund, der dich in seine behaarten, muskulösen Arme nimmt, an die behaarte, muskulöse Brust drückt und dich vor allen Gefahren beschützt. Also einen starken Vater, bei dem du dich sicher und geborgen fühlst. Das wollen alle Mädchen.«

»Ha-ha-ha!«

»Ja, lach nur. Du willst es dir nicht eingestehen, aber es ist so. Doch abgesehen davon, daß ich dir keine physische Sicherheit bieten kann, bin ich auch nicht in der Lage, dir psychologisch weiterzuhelfen. Mensch, Christa, ich bin ja so doof. Ich bin selbst unsicher wie nur was, zapple mich

durch das Leben hindurch wie ein Stück Scheiße und weiß immer noch nicht, wohin mit mir.«

Sie wurde sichtlich tiefsinnig.

»Meinst du, bei mir sieht's anders aus? Auch ich habe Angst vor dieser großen Welt, weiß nicht, was mich noch alles erwartet, was ich tun soll und suche immerzu nach einem Weg.«

»Aber Christa, ich habe diesen Weg selbst nicht gefunden. Die endgültige Wahrheit, die du suchst, hat sich mir leider auch noch nicht offenbart. Mein Gott, ich bin nun einmal kein starker Charakter. Ich bin froh, wenn ich mit mir selber fertig werde. Mir kommen dauernd diese beschissenen Fragen in den Sinn: Wohin gehst du? Was machst du? Wo ist das Ende? Wo ist der Anfang? Warum bist du immer so unzufrieden mit dir selbst? Ich kann dir überhaupt nichts bieten, Christa. Gar nichts! Kein Geld, keine Sicherheit, keine Wahrheit, keinen Weg, nicht einmal eine Sackgasse.«

Sie lachte frech, tat so, als ob sie nichts gehört hätte, schnappte sich den Radiowecker und hob ihn demonstrativ in die Höhe. Die zehn Minuten hatten wir längst überzogen, und weder ich noch sie wollten mit dieser Dummphilosophie, die keiner von uns beiden so recht begriff, noch mehr Zeit vergeuden. Also machten wir uns schnellstens an die Arbeit. Das Patentex oval schäumte zwar ein wenig über, doch die eigentliche Sache gefiel uns so sehr, daß wir nicht einmal aufgegeben hätten, wenn der Raum auch vor Schaum auseinandergeborsten wäre. Dieses Mal ließ sie auch ein paar Töne vom Stapel und versuchte hin und wieder das Ruder selbst in die Hand zu nehmen. (»Christa, nimm mein Ruder in die Hand!«) Ich bin mir nicht sicher, ob das kümmerliche Gestöhne echt war oder ob sie mir damit etwas Gutes antun wollte, aber im Grunde war das auch egal. Übrigens, die Sache ein Tag

vor Silvester hier, war gleichzeitig auch das erste und das letzte Mal, daß Christa aus eigenem Antrieb nach Sex drängte. Ansonsten überließ sie stets mir das Kommando, und ich mißbrauchte meine Macht, so gut ich konnte.

Bevor wir uns schlafen legten, besprachen wir noch einige interessante Dinge. Christa sagte: »Weißt du, die zufriedensten Menschen, die ich kenne, sind meine Großeltern. Sie wohnen in einem kleinen Häuschen in Kruft und bearbeiten am Tag den Garten. Den ganzen Abend durch wird Fernsehen geguckt, bis zum Testbild. Es sind sehr bescheidene Leute, sie machen auch keinen Urlaub, nicht einmal Ausflüge, obwohl die Landschaft dort wirklich schön ist. Sie haben ihren Garten und ihren Fernseher und das reicht ihnen aus. Sie sind sehr zufrieden mit ihrem Leben, jedenfalls machen sie auf mich immer einen glücklichen Eindruck, wenn ich sie besuche. Das sind zufriedene Menschen für mich.«

»Und wir, Christa? Sollen wir auch einen Garten bearbeiten und ewig fernsehen?«

»Nein, so habe ich es nicht gemeint. Ich wollte damit sagen, das sind die einzigen zufriedenen Menschen, die ich je in meinem Leben getroffen habe.«

»Sie sind glücklich, weil sie alt und dumm geworden sind.«

»Ich weiß nicht. Und wenn, Hauptsache, sie sind glücklich.«

»Vielleicht waren sie mit ihrem Leben auch sehr unzufrieden, als sie so alt waren wie wir und haben sich im Laufe der Zeit mit dem abgefunden, was sie waren und was sie besaßen.«

»So wird's wohl sein. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Wir umschlangen uns eng und preßten unsere Wangen aneinander. Ja, in solchen Momenten, ich meine, neben Christa, die Hände voll Liebe und Erfüllung, war ich auch sehr zufrieden mit mir selbst und mit dem, was ich besaß. Wenn wir in dieser Nacht von Zufriedenheit und so einem Zeug laberten, so darf man das nicht falsch verstehen. Wir maßen die Zufriedenheit nicht an irgendwelchen Dingen, die man sich kaufen konnte. Es ging in keinsten Weise ums Geld. Die Unzufriedenheit bezog sich allein auf unser Gefühlsleben.

»Christa.«

»Ja, Liebling?«

Schon wieder so was! Ich wurde bald wahnsinnig vor Freude. »Vielleicht riecht das verdammt nach Professor Karl Strammsack, was ich dir jetzt sage. Aber findest du nicht, daß diese quälende Unzufriedenheit, wie wir sie fühlen, ein typisches Zeichen unserer Zeit ist?«

»Waren die Menschen früher glücklicher und zufriedener?«

»Keine Ahnung. Entweder waren sie wirklich glücklich, oder sie konnten sich besser und glaubwürdiger etwas vormachen als wir.«

Wir schwiegen, doch aus unerklärlichen Gründen konnten oder wollten wir immer noch nicht einschlafen. Beide dachten wir ernsthaft über dieses Problem nach, obwohl es etwas komisch aussieht, wenn ein junges Paar splitternackt im Bett liegt, sich aneinander preßt wie ein Saftapparat an Apfelsinen und sich dabei tiefschürfende Gedanken über die Probleme dieser Erde macht.

Plötzlich seufzte sie ein langes, abgrundtiefes, wehmütiges »Ach!« in die Luft.

»In der Kindheit, ja, da war ich sehr glücklich.«

»Du auch?«

»Du auch?«

»Als ich noch ein Kind war, das war schön damals. Immer schön! Und die Zeit ...«

»Ja, die Zeit, sie verging nicht so rasch. Das wolltest du doch sagen, nicht?«

»Ja. Aber heute ... Mein Gott, ich brauche meine Augen nur einmal auf- und zuzuklappen, und da ist schon wieder ein verdammtes Jahr vorbei. Alles geht so schnell vorüber, Christa. Und man kann nichts halten. Keine Freude, keine Liebe, kein Glück. Und ich kriege es allmählich mit der Angst zu tun. Grausame Angst.«

»Warum?«

»Das Leben ist doch so kurz, Christa. Und man versäumt so viele schöne Dinge im Leben, ohne sich darüber Gedanken gemacht zu haben. Alles flitzt an einem vorbei und man wird immer älter und verbitterter und doofer, ohne etwas Schönes erlebt zu haben. Ich habe Angst vor dem Alter. Aber nicht, weil ich dann sterben werde oder weil ich dann schneeweiß am Schädel bin, nein, das sind alles Nebensächlichkeiten für mich. Oder warte mal – du kennst doch bestimmt das Theaterstück ›Der Hauptmann von Köpenick‹? Das wurde mit Rühmann verfilmt und so.«

Sie nickte.

»Weißt du, da ist eine Stelle drin, die hat mir so gut gefallen, daß ich mir sofort das Textbuch kaufen und diese Sätze auswendig lernen mußte. Das mit meiner Angst vor dem Alter kommt besonders gut raus an so einer Stelle, wo Wilhelm Voigt – der selbsternannte Hauptmann – gerade mit seinem Schwager Hoprecht über seine beschissene Lage spricht. Das geht so:

›De innere Stimme. Da hatse jesprochen, du, und da is alles totenstill jeworden in de Welt, und da hab ick's vernommen: Mensch, hatse jesagt – einmal kneift jeder 'n Arsch zu, du auch, hatse jesagt. Und denn, denn stehste vor Gott dem Vater, stehste, der aliens jeweckt hat, vor dem stehste denn, und der fragt dir ins Jesichte: Willem Voigt, wat haste jemacht mit dein Leben? Und da muß ick sagen – Fußmatte, muß ick sagen. Die hab ick jeflochten im Jefängnis, und denn sind se alle druff rumjetrampelt, muß ick sagen. Und zum Schluß haste jeröchelt und jewürcht, um det bißchen Luft, und denn war's aus. Det sagste vor Gott, Mensch. Aber der sagt zu dir: Jeh wech! sagt er! Ausweisung! sagt er! Dafür hab ick dir det Leben nich jeschenkt, sagt er! Det biste mir schuldig! Wo is et!‹‹

›Seit wann glaubst du an Gott?‹ fragte sie erstaunt.

Die Rede, die ich beinahe so gut hinkriegte wie Rühmann oder Rudolf Platte, schien ihr sehr gefallen zu haben. ›Es geht dabei doch gar nicht um Gott. Und so arm wie Wilhelm Voigt bin ich auch nicht dran. Diese Geschichte ist symbolisch, verstehst du? Doch ich kann mir schon sehr gut vorstellen, daß ich mir im hohen Alter ungefähr dieselbe Frage stellen werde. Und was werde ich wohl dann – oder was wirst du dir dann antworten? Auch ›Fußmatte?‹‹

›Wir sind doch noch so jung, Akif.‹

Das war natürlich Blödsinn. Gewiß, wir waren noch sehr jung, uns erwarteten noch tausend Abenteuer, vor allem tausend Schmerzen, tausend Schweinehunde, die nur darauf aus waren, uns zwischen die Finger zu bekommen. Aber ich dachte, das alles würde sie vielleicht nicht verstehen und als Besserwisserei abtun.

›Ja, du hast recht. Wir sind noch so jung.‹

›Ist das nicht irgendwie seltsam, Akif? Wir haben heute

so viele Möglichkeiten, um glücklich zu werden: Psychoanalyse, Zen-Buddhismus, Vergnügungspaläste, Drogen, Geld, Luxus, Sex (ja, ja Sex!) und so weiter. Aber fast niemand ist wirklich glücklich.«

»Du hast etwas ausgelassen – Frauenemanzipation!«

»Blödmann!«

Das sagte sie ungefähr in dem Ton, als hätte ich sie bei irgendeiner Schweinerei erwischt. Allmählich sank der Schlaf über uns. Unsere Augen waren längst geschlossen, wir atmeten tief und langsam, der Mond ließ sich nirgendwo blicken, die Zeit verrann im Flug, unwegsame Pfade waren noch zu gehen. »Aber ich bin jetzt wirklich glücklich, hier, bei dir, schöne Christa. Wenn ich einmal achtzig bin, werde ich wahrscheinlich nicht nur ›Fußmatte‹ sagen, sondern, daß ich irgendwann auch sehr, sehr glücklich gewesen bin ...«

Sie war längst eingenickt und schlummerte zwischen meinen Armen und Beinen. Ich küßte sie am Hals.

»Gute Nacht, Christa. Träume was Süßes.«

Silvester veranstalteten wir gemeinsam eine riesige Fete und luden alle unsere Freunde und Freundinnen ein. Während ich am Samstag in der Oper meine letzte Schicht vor Neujahr hinter mich brachte, rief sie ihre und meine Kumpel an, kochte und schmierte allerlei Leckerer für den Abend und machte sich zum Vergewaltigen schön. Voller Freude und Erwartung kam ich von der Arbeit heim.

»Hallo, Christa! Hast du dich gewaschen?«

»Was soll das denn heißen! Sehe ich sonst immer ungewaschen aus?«

»Nein, so hab' ich es nicht gemeint. Lassen wir das. Du siehst wunderschön aus, wenn du mit nassen Haaren rumläufst.«

Sie umarmte mich.

»Nein, nein, jetzt nicht, Christa. Bitte nicht küssen. Ich bin ganz dreckig. Nachher wirst du auch wieder dreckig. Und wir wollen doch wenigstens sauber bleiben, bis die Gäste kommen.«

Sie liebte mich trotzdem und lächelte dabei listig.

»Wieso? Türken sind immer dreckig!«

»Ich liebe dich, Christa. Ich werde niemals aufhören, dich zu lieben, auch wenn wir uns eines Tages trennen.«

»Wir werden uns nicht trennen. Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Wir werden uns trennen und werden sehr traurig sein.«

»Warum?«

Es wurde eine köstliche Fete und alle, alle kamen: ihre bescheuerten Freunde und Freundinnen, die selbst im

besoffenen Zustand in ernsthafte politische und gesellschaftskritische Wortgefechte verfielen und am Ende der Diskussion immer noch nicht wußten, wo es lang geht, Rolf und Mayer kamen, und sogar Hassan bemühte sich mit seiner Elfriede für eine halbe Stunde zu uns hoch, um Christa endlich einmal vor die Augen zu bekommen. Später empfahl er mir, daß ich das Prügeln bei so einem hübschen Mädchen unterlassen, dafür jedoch mit Liebe nicht sparen sollte. Er war nicht der einzige Türke auf der Welt, der auf diese Idee gekommen war. Selbstverständlich wurden auch Laszlo und Knacki herbeigerufen, aber Laszlo hatte wohl bereits eine Woche vorher begonnen, Silvester zu feiern und war in irgendeiner Kneipe versackt, und Knacki verbrachte den 1. Januar auf einem Polizeirevier, wegen Verführung Minderjähriger.

Zum Glück platzte mir um zwölf Uhr so eine Miniaturhandgranate zwischen den Fingern und deshalb brauchte ich drei Tage nicht zur Arbeit.

»Rolf, ich sterbe!«

»Was ist denn los, Mann? Was ist passiert?«

»Das Ding ist mir in der Hand explodiert! Ich kann nicht hinsehen. Schau bitte mal nach, wieviel Finger mir fehlen. Bitte, als Freund mußt du das tun.«

»Red keinen Quatsch! Du bist wieder besoffen! Es ist nur eine kleine Schramme. Wir gehen hoch und lassen sie von deiner Freundin verbinden.«

Wir liefen geschwind hinauf und Christa bekam einen Schock fürs Leben.

»*Ist es sehr schlimm?*«

»Ja, Christa. Der Rolf will mir nicht die Wahrheit sagen. Bitte, tue du es. Ich kann sie vertragen.«

Sie verband liebevoll die kleine Wunde und verbot mir, jemals wieder mit feuergefährlichen Elementen zu spielen. Dabei betrachtete ich vom Fenster aus das Feuerwerk, das ihr Gesicht bunt erleuchtete.

»Christa, alle sagen, daß ich sehr einsam sterben werde. Was meinst du?«

»Mach dir nichts daraus. Das sagen sie mir auch immer.«

»Können wir uns nicht zusammentun, wenn wir sterben?«

»Von mir aus. Ruf mich an, wenn es soweit ist. Oder ich rufe dich an. Ja, so machen wir es.«

Warum sie wegging.

Ich hatte die Nase gestrichen voll von der folternden Opernarbeit, von Hassans ewigem »Sohn ...« und des Meisters »Er wird's schon noch lernen«. Ich brauchte das Geld, allein Gott weiß wie sehr, sah aber auch nicht ein, warum ich täglich acht Stunden meines kostbaren Lebens in dieser dumpfen Hölle verschwenden sollte. Ich war verzweifelt und zugleich machtlos. Zum Schreiben kam ich wegen dieser Angelegenheit und wegen Christa überhaupt nicht mehr. War das das Ende? Dumme, schwere, vernichtende Arbeit? Gleichzeitig wußte ich, daß es auch mit Christa nicht mehr so weitergehen würde, wenn es tatsächlich so weiterging. Sie eines Tages Richterin oder Anwältin und ich ein bekloppter Holzkopf von einem Bühnenarbeiter. Das paßte hinten und vorne nicht zusammen! Sekretärin zu Christa: »Frau Born, da ist ein Herr von der Müllabfuhr.«

»Nein, nein, das ist doch mein Ehemann!« Rolf hatte mich bereits vor einigen Wochen darauf aufmerksam gemacht.

»Das läuft doch nicht so weiter, Mann! Vergiß nicht, du bist Künstler! Immer kreativ bleiben und nicht zu vergessen, produktiv. Jetzt hör' auf mit dem Job und versuch, dich anderswie durchzukämpfen. Und wenn du auch deine Alte ausnehmen muß!« Bei Gott, er hatte recht! Ich mußte wieder etwas produzieren. Denn der große Durchbruch wartete auf mich, Beverly Hills wartete auf mich, eiskalte Drinks unter Palmen warteten auf mich, die gesamte Weltgeschichte erschien als ein einziges Warten auf mich.

In der Oper hatte ich ohnehin sehr wenig getan, aber nun begann ich wirklich nichts mehr anzurühren, damit sie mich so schnell wie möglich rausschmissen. Wenn man mich fragte, warum ich nicht mehr arbeitete, gab ich die aufrichtige Antwort, ich hätte keine Lust oder wäre müde. Solche Erwidierungen waren jedoch für die Meister, ja selbst für die Kollegen derart ungewohnt und unbegreiflich, daß sie mir gleich ein Bier spendierten, weil sie meinten, sie hätten noch nie so einen köstlichen Witz gehört. Auf alle Fälle wußte ich, daß ich hier möglichst schnell raus mußte, um mich wieder meiner Karriere zu widmen.

Doch mittlerweile hatte ich nicht nur Schwierigkeiten mit den Meistern und deren Meistern, sondern auch mit mir selbst und mit Christa. Womit sollte ich meinen sogenannten Lebensunterhalt eigentlich bestreiten, wenn die Oper flachfiel? Wieder meine gutherzige Mutter anschreiben und alle vier Tage um einen Fünfiger betteln? Das war keine Lösung auf Dauer. Natürlich hätte ich mich durch Eintagsjobs über Wasser halten können, aber wo fand man heutzutage noch so was? Nichtsdestotrotz redete ich mir allerhand Zeug ein, damit das Zukunftsbild nicht allzu schwarz ausfiel. Vielleicht würde ich dann mit Knacki gemeinsame Sache machen. Oder ich würde dann wirklich zu den Zeitungsheinis gehen. Schließlich war ich noch sooo jung, und junge Menschen schlagen sich immer durch.

Aber nun zu der unangenehmen Sache mit Christa. Mit der Zeit kam es immer häufiger zu Kurzschlüssen zwischen uns. Die Gründe für solche sich wiederholenden Störungen waren genaugenommen sehr banal, um nicht zu sagen geradezu lächerlich. Zunächst war da die große Kotze mit dem Sex. Ich wollte immer, sie eigentlich nie. Ich konnte nicht begreifen, warum sie plötzlich einen auf

frigide machte, sie war doch früher nicht so zurückhaltend gewesen. Schließlich war sie es ja auch gewesen, die vor Neujahr bereitwillig mit den Patentex-Zäpfchen angekommen war. Damit meine ich nicht etwa, daß sie mir nun alles verbot. Das wußte ich schon zu verhindern: »Hast du keine Lust?«

Keine Antwort.

Sie lag im Bett und starrte gelangweilt an die Decke.

»So sag doch was.«

»Ich will nicht, daß du es immer so machst.«

»Wie soll ich's denn anders machen? Das sind die Regeln der Mutter Natur. Sogar die Elefanten machen es so.«

»Blödmann!«

»Christa, sag doch endlich, was du wirklich meinst. Bitte! Du machst alles nur noch schlimmer.«

»Hast du schon mal was von Zärtlichkeit gehört?«

»Willst du mir etwa unterstellen, daß ich nicht zärtlich zu dir bin? Das ist Unsinn, Christa. Ich bin zärtlich zu dir. Weil ich dich so liebe.«

»Das wollte ich auch nicht sagen – ach, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Alles ist so zwanghaft und erdrückend.«

»Aber wieso?«

»Ich weiß es doch nicht, Akif. Wirklich. Alles ist so anders geworden. Ich frage mich ja selber, warum es nicht mehr wie früher ist.«

»Meinst du nicht, daß wir das Ganze ändern sollten?«

»Ja.«

Nach derartigen Unterhaltungen brachte ich sie zu guter Letzt doch zum Bumsen. Aber dadurch wurde alles noch

tausendmal schlimmer und unerträglicher. Im tiefsten Innern glaubte ich zu wissen, was sie mir vorwarf. Ich war in diesen Tagen einfach zu viel mit meinen eigenen Problemen beschäftigt und benützte sie sozusagen als Ablenkung. Wenn ich abends heimkam, wollte ich alles vergessen und nichts als glücklich sein. Nun begann ich erst recht zu saufen, und Christa sagte immer wieder, ich sei ein richtiger Rammler wie mein Vater. Dabei hatte ich ihr nur das eine von meinem Vater erzählt: »Christa, mein Vater ist ein richtiger Rammler!«

Das zweite Verhängnis bestand darin, daß sie mich mittlerweile als eine Art Störung empfand, weil sie so sehr mit ihrem Unikram beschäftigt war. Obwohl ich gar nichts von ihr verlangte, wenn sie etwas erledigen mußte, fühlte sie sich aus unerklärlichen Gründen verpflichtet, die Geliebte zu spielen und ließ alles liegen, sobald ich ihre Nähe betrat. Auch diesen Blödsinn warf sie mir ungerechtfertigterweise vor. Und als letztes folgte die große Scheiße mit ihren verdammten netten Freunden. »Sag mal, was war denn heute abend schon wieder?«

»Was meinst du damit, Christa?«

»Warum hast du mit Herbert und Sybille kein Wort gesprochen?«

»Ich dachte, ich soll neben ihnen ›meine streitsüchtige Klappe‹ halten.«

»Das heißt doch nicht, daß du gar nichts sagen sollst. Das ist viel schlimmer, als wenn du dich mit ihnen streitest.«

»Also, ich verstehe nicht, was du möchtest. Wenn ich etwas sage, soll ich still sein, und wenn ich schweige, soll ich wieder reden.«

»Ach, warum gibst du nicht zu, daß du meine Freunde nicht magst!«

»Ich gebe zu, daß ich deine Freunde nicht mag! Sie sind zum Kotzen! Allesamt, wie sie da stehen! Verlogene Bürgerkinder, die glauben, ein Vorrecht auf großes Maulaufreißen zu haben, nur weil sie Soziologie oder sonst so einen gescheiten Mist studieren! Entweder streite ich mich mit ihnen, oder ich sage kein Wort, oder ich werde wahnsinnig und bringe sie alle um!«

»Du bist unmöglich, Akif! Einfach unmöglich!«

Aber das alles war es nicht, warum die Lage immer miserabler wurde. Ich fühlte es. Irgend etwas war kaputt, irgend etwas ließ die Dinge nicht mehr wie früher laufen. Ein Leck ließ das Glücksschiff allmählich sinken und einen der Passagiere ertrinken. Doch was für Salze fehlten in der Suppe? Welche böartigen Winde wehten nun plötzlich aus allen Himmelsrichtungen? Die Gründe schienen mir allzu verständlich und primitiv zu sein. Und obwohl ich die Ursache der bevorstehenden Katastrophe nicht kannte, bemühte ich mich mit allen Kräften diese allgegenwärtige Spannung, die heimlichen Aggressionen zwischen uns, das sinnlose Du-hast-recht – Ich-hab-recht abzubauen. Ich gebe zu, ich tat es vollkommen ungeschickt.

»Christa, Schluß jetzt mit den Streitereien. Laß uns bitte wieder lieb zueinander sein. Wie früher.«

»Du bist selbst schuld, wenn es nicht mehr wie früher ist!«

Hier hatte Christa jedoch unrecht. Schuld war niemand daran. Daß das Glück in Unverständnis, Unzufriedenheit, zeitweise sogar in offenen Haß umschlug, lag weder an ihr, noch an mir, weder an meinem aufdringlichen Sexverlangen, noch an ihren netten Freunden. Vielleicht lag es an der Zeit. Die Zeit war kaputt.

Mit all diesem Geschwätz meine ich natürlich nicht, daß

wir uns nun gegenseitig ankotzten und uns nichts mehr zu sagen hatten. Auf keinen Fall! Es war noch alles wie früher, aber es lief nicht mehr so problemlos und fröhlich wie früher.

Ich schmiß die Arbeit eines Tages hin, behauptete, ich sei todkrank und kehrte danach nie mehr in die Oper zurück. Jetzt wurde mir zwar genügend Zeit zum künstlerischen Schaffen zuteil, doch dafür fehlte die geborgene, angstlose Atmosphäre bei Christa. Von dem Geld, das ich in der Oper verdient hatte, konnte ich mich ungefähr zwei Monate einigermaßen über Wasser halten. Ich begann, mittelmäßige Sachen zu schreiben. (Nicht zu übersehen!) Meistens arbeitete ich in meiner eigenen Bude, aber manchmal auch in ihrer Wohnung.

»Kommst du mit deinem Hörspiel voran?«

Das sagte sie ziemlich gleichgültig. Wahrscheinlich weil sie sich verpflichtet fühlte, etwas zu sagen. Es war Abend, und von Schnee war lange nicht mehr die Rede.

»Nein. Überhaupt nicht. Wem sollte der ganze Quatsch auch nützen.«

»Wieso? Was ist denn los?«

»Ich hab' keinen Spaß mehr am Schreiben. Ich bin traurig.«

Ich saß am Schreibtisch und schaute leer vor mich hin. Nun umschlang sie mich von hinten mit einem verlogenen, bemitleidenden Gesichtsausdruck. Dann legte sie ihr Kinn auf meinen Kopf.

»Warum bist du traurig?«

»Frag nicht so bescheuert, das weißt du ganz genau!«

»Was kann ich denn dafür, wenn du dich ewig mit mir streitest? Ich fange ja nie an damit.«

»Daß ich nicht lache! Wer ist es denn, der sich im Bett

dauernd beklagt?«

»Ach, auf einmal bin ich an allem schuld. Du meinst also mit anderen Worten, daß ich eine neurotische Zicke bin!«

»Das hast du gesagt.«

Sie entfernte sich im Nu um einige Meter von meinem Standort und begann, auf und ab zu gehen. Stille füllte den Raum und machte wieder alles kaputt. Sie steckte sich eine Zigarette an und tat so, als bliebe sie cool.

»Akif, soll ich dir die Wahrheit sagen? Du bist ein aggressiver, arroganter, unverbesserlicher Nörgler! Du bist zum Schlechtwerden intolerant und nimmst dir alle Rechte heraus, ohne Rücksicht auf andere! So, jetzt weißt du's! (Große Pause) Und du willst mich lieben?«

»Siehst du, deshalb bin ich traurig.«

»Sehr witzig!«

»Gehe ich richtig in der Annahme, daß sich diese harmlose Unterhaltung wieder zu einem Streit entwickelt hat?«

Sie blickte gespielt hoffnungslos an die Decke und trat vorsichtig in meine Nähe.

»Du verstehst mich nicht, Akif ...«

»*Nein, du verstehst mich nicht!* Du verlangst von mir, daß ich Rücksicht auf dich nehmen soll. Im Klartext heißt das nämlich, wir sollen gute Kumpel bleiben, wie du es von deinen scheinheiligen Freunden verlangst, und uns ja vom Bett fernhalten! Du verlangst von mir verlogene Toleranz! Man kann aber nicht alles tolerieren, Christa! Du verlangst von mir, daß ich lügen und alles, was in mir an Gefühlen und Trieben da ist, unterdrücken soll! Du verlangst von mir, daß ich ›Du‹ werde! Aber ich bin nicht das Bürgermädchen Christa Born, das zu jedem Vollidiot

nett und lieb ist und auf alles eine passende, schwachsinnige Antwort parat hat! Ich bin Akif! Ich sage und tue, was mir gefällt, weil ich noch einigermaßen klar im Kopf bin! Du hast doch selber einmal behauptet, daß heuchlerische Anpassung Scheiße ist.«

Sie spielte weiterhin die coole Tour, ungeachtet dessen, was ich ihr soeben ziemlich laut an den Kopf geschmissen hatte.

»Ich habe nicht verlangt, daß du so werden sollst wie ich. Niemals habe ich das verlangt. Darum bin ich ja immer noch mit dir zusammen. Weil du nicht wie die anderen bist. Weil du verrückt bist.«

Ich hatte noch nie in meinem Leben neben einem Mädchen geweint und hatte es eigentlich auch jetzt nicht vor. Doch ihr letzter Satz traf mich wie ein Blitz. Es war genauso, als hätte ich jahrelang an einem Kartenhaus gebaut und es plötzlich mit einer nichtigen, aber falschen Bewegung zusammengeschmissen. Was hatte sie da gesagt? Sie sei mit mir zusammen, weil ich verrückt bin? Also keine Liebe? Akif, das verrückte, exotische Tier? Akif, die Sensation vom Wayerthal?

»Und nur deshalb bist du mit mir zusammen?«

Ich erhob mich langsam von meinem Platz, um gegen meine Tränen anzukämpfen. Sie schwieg für eine Weile und betrachtete mich reglos. Dann schritt sie zu mir und drückte ihren Kopf gegen meine Brust. Sie wartete nun auf meine Umarmung, doch ich blieb hart wie Pudding.

»Nur deshalb, Christa?«

Sie blickte weg.

»Nicht nur deshalb. Ich liebe dich auch, falls du das wieder hören willst.«

Nein, ich wollte das nicht hören. Mir war eigentlich

schon immer klar gewesen, daß sie mich nicht liebte. Sie mochte mich nur! Ja, das Wort »mögen« nahm sie öfter und bereitwilliger in den Mund, als das bessere Wort »lieben«.

»Akif, laß uns nicht mehr streiten.«

Sie zog mich nun gewaltsam an das Bett heran.

»Komm, laß uns hinlegen und lieben. Ja? Bitte. Versuchen wir es mit Liebe.«

Ich wußte, das Bumsen war keine Lösung, und dennoch glaubte ich fest daran, daß ich mit Zärtlichkeit viel mehr ausdrücken konnte, als mit hitzigen Sprüchen. Wir schliefen miteinander. Aber alles war so lustlos, so fremd, alles ohne Hoffnung und ohne Liebe.

Plötzlich erkannte ich den Ernst der Lage. Was tat ich da? Ich stocherte doch glatt in meinem einzigen Glück auf dieser Welt herum und verwüstete es allmählich. Dieser sinnlose Szenen-einer-Ehe-Quatsch brachte nichts ein, sondern verschlimmerte alles nur noch. Dem ewigen Streiten und der damit verbundenen Unlust mußte ein Ende gesetzt werden. Es mußte wieder alles werden wie in den ersten Tagen: unendlich glücklich. Aber dann hätte einer von uns beiden aufgeben und sich dem anderen anpassen müssen. Ich gebe zu, das war eine häßliche Lösung, doch es ging nicht anders. Die große Liebe meines Lebens, die unerläßliche Wärme, die ich täglich brauchte, mein in Erfüllung gegangener Sehnsuchtstraum und viele andere bitternotige Dinge standen auf dem Spiel. Kurz und gut, ich beschloß, mich selbst für die gute Sache zu opfern. Christa war einfach zu schwach, mit der gesamten Menschheit auf Kriegsfuß zu stehen, obwohl auch ihre kleine Welt alles andere als heil war.

Also mußte ich jetzt umschwenken, mußte mit »ein ausgefülltes Leben« spielen, mußte daran glauben, daß ich das verdammte Glück in fremden Ländern finden würde, und von großen Reisen träumen, mußte an Zen-Buddhismus Gefallen finden, mußte verlogene Schwachköpfe bejahren, die rot, rechts, zum Kotzen witzig, fernöstlich eingestellt, alternativlebend, intellektuell oder sonstwas waren und vor Dummtoleranz und Heuchelei geradezu eingingen, kurzum, ich mußte zusehen, wie ich immer kleiner und weniger und durchsichtiger wurde. Aber dieses Opfer erschien mir sehr gering im Vergleich dazu, was ich dafür erhielt. Ich schwor mir, nie mehr mit

Christa zu streiten und wollte von nun an ihr gehorsamer Diener sein. Bei Gott, ja!

Ich bekam auch sogleich eine Gelegenheit, um diesen unerträglichen Zustand zu beenden und mich ihr von meiner ganz und gar anderen Seite vorzustellen. Am Wochenende war bei einer ihrer Freundinnen in Duisburg ein chinesisches Essen geplant. Wir hatten bereits am Silvesterabend zugesagt. Seit unserem schwersten Streit vor drei Tagen – um ein Haar hätten wir noch Schluß gemacht – war ich nicht bei Christa gewesen und hatte nun vor, sie mit meiner völlig neuen, sprich heuchlerischen Art zu überraschen. Einen Tag zuvor ließ ich mir eine funkelnagelneue Frisur stutzen, die in der Tat noch bescheuerter als die alte aussah und ein Symbol der wundersamen Wandlung darstellen sollte. Um mittag wusch ich mich, zog pikfeine Klamotten an, kaufte ihr auf dem Weg zum Wayerthal eine Schallplatte – die neueste von Elton John – und stand nach einem kurzen Sprint vor ihrer Tür.

Doch es war Inge, die mich empfing, und nicht Christa. Sie meinte, Christa sei noch kurz was für das geplante Essen besorgen gegangen und lachte danach von ganzem Herzen über meinen eleganten Schnitt. Ich gönnte ihr das spontane Lachen, denn als ich das Endprodukt im Friseurladen gesehen hatte, war ich selbst fast ausgeflippt. Aber, wie gesagt, die unglaubliche Veränderung des Akif Pirinçci sollte sich auch rein äußerlich manifestieren, selbst wenn die Wirkung ziemlich beschissen war.

Als uns beiden nachher in der Küche nichts anderes übrigblieb, als zu warten, ging mir plötzlich auf, daß die engagierte Inge ein exzellentes Versuchskaninchen für mein Experiment mit Christa war. Bei ihr konnte ich meine neue Tour erst einmal ausprobieren, bevor ich bei Christa Liebkind machte. Sogleich warf ich ein komplexes

Urthema auf, und sie fiel prompt darauf herein. Das Thema hieß, wie nicht anders zu erwarten, Liebe! Zunächst erklärte sie mir lang und breit, wie die Liebe bei ihr vonstatten ging, danach bei ihren Freunden und Freundinnen, hinterher bei ihren Eltern, daraufhin bei ihren Großeltern, dann bei Menschen, die sie zwar nicht kannte, aber so sehr kennenzulernen wünschte (schon wegen der Liebe), folgerichtig auch bei Menschen, die sie besser nicht gekannt hätte und zum Schluß ihres Vortrages kam sie endlich auf mich zu sprechen. Christa beichtete ihr nämlich hinter meinem Rücken jedes kleine Liebesdelikt und dem Anschein nach war die hilfsbereite Inge an unserer Beziehung erheblich mehr interessiert als wir selbst. So ratlos wie ich war, verlangte ich einige Ratschläge von ihr und wie mein Hauspsychiater legte sie auch gleich los. Es fielen zahllose bedeutende Worte. Wie zum Beispiel: »Das Prinzip ›Rücksicht‹ in der Partnerschaft« oder »Rücksicht im Sexualleben«

(Christa, nun nimm doch endlich Rücksicht *auf mein Sexualleben!*) oder noch besser »Intakte Partnerschaft durch permanente Rücksichtnahme beider Geschlechter« (Du Schwein, du hast mir meine Rücksicht geklaut!) oder am besten »die Bedeutung der Rücksicht im Berufsleben und deren übergreifende Folgen für die Rücksicht im Sexualleben der Arbeiterklasse« (Ich esse meine Rücksicht nicht! Meine Rücksicht esse ich nicht!) Solche und ähnliche Gedankenkomplexe schnitt Inge fortwährend an und kam am Ende zu dem wacker ausdiskutierten Standpunkt, daß ich lieber die Wichspfoten von Christa lassen sollte. Alles in allem gab ich ihr stets recht, wo ich nur konnte, obwohl mir der logische Schluß nicht so ganz einleuchtete. Aber das war ja auch egal, sie verstand nicht, was ich meinte, und ich verstand nicht, was sie meinte. So redeten wir an uns vorbei und ich konnte das Experiment

als geglückt ansehen. Ich hatte nun endlich ihr Herz gewonnen, weil ich fast alles bejahte, was sie von sich gegeben hatte und konnte mich ab jetzt als Inges netter, nein, überaus netter Kumpel rühmen. Das war alles, was ich von ihr gewollt hatte.

Dann kam Christa. Sie war der Ernst und die Zurückhaltung in Person. Sie verpaßte mir einen diskreten Kuß auf die Wange und raffte sich zu einem müden Lachen wegen meiner Frisur auf. Das frühere eigentümliche Christalachen war ihr bis zur Unkenntlichkeit verlorengegangen. Seltsam, wie Menschen sich ändern können. Ich überreichte ihr die in Geschenkpapier eingewickelte Schallplatte und bat sie um ein Gespräch unter vier Augen.

In ihrem Zimmer, das stets menschenwürdig aussah, wenn ich nicht da war, legte sie die Platte auf und begann, sich für die Reise zurechtzumachen. Im langen Spiegel sah ich ihre vollständige Anmut, ihre himmlische Erscheinung, die nur durch die Strenge des Gesichtes zerstört wurde. Und hinter ihr, hinter der zaubervollen Schönheit, die noch vor einigen Wochen nichts als Liebe, Verständnis und Geborgenheit ausgestrahlt hatte, hinter ihr stand ich – wie ein Unglücksrabe! Wie ein Leichenfledderer aus einer steinzeitlichen Horrorproduktion, wie einer, dem man, wenn es hoch kam, nur »Guten Tag« oder »Guten Abend« oder »Hau ab!« sagte. Hinter ihr stand mein armseliges Ich, das für das bißchen Liebe sein Leben umkrepeln wollte, und tief in den Spiegel sah, das sah, daß sie ihn ansah, sah, daß sie am liebsten wegesehen hätte, als es sie ansah.

»Christa, dieses Geschenk mußt du symbolisch verstehen. Das ist ein Geschenk der Versöhnung. Ich will mich nämlich nie mehr mit dir streiten.«

»Meinst du, das schaffst du?«

»Bitte Christa, werd nicht wieder zickig. Warum sollte ich das nicht schaffen? Meinst du, mir macht dieser fortwährende Krach etwa Spaß? Nein, ich will aufhören damit. Ich werde mich jetzt von Grund auf ändern.«

Blitzschnell drehte sie sich zu mir und schaute besorgt drein. Nun sah ich sie im Spiegel von hinten und verfiel wieder in die Betrachtung ihrer langen, schwarzen Haare, die ihr bis zum Hintern reichten.

»Nein! Du darfst dich nicht ändern! Ich möchte nicht, daß du dich änderst! Ich kenne das, daran gehen Menschen kaputt. Nun gut, wir werden uns nicht mehr streiten, aber nicht, weil du dich dafür ändern wirst. Wir werden uns nicht mehr streiten, weil wir ab jetzt Rücksicht aufeinander nehmen werden. (O Inge, was hast du ihr bloß erzählt!) Du wirst meine Launen und überhaupt mich selbst besser verstehen lernen. Wir werden Kompromisse schließen müssen, und wir werden uns nicht mehr kränken. Weißt du, Akif, wir sind noch sehr jung und unerfahren (reiner Schwachsinn!), doch wie du schon einmal sagtest, gemeinsam werden wir es schaffen.«

Sie drückte ihre Lippen fest auf meine und streichelte mir die Haare. Aber jede Bewegung, die sie tat, jeder Ausdruck in ihrem Gesicht war leer und lieblos. Das verstand ich nicht. Gerade eben hatte sie mir dieselbe Rede gehalten, die ich eigentlich ihr halten wollte, und jetzt, da das Eis auftaute, da wir den zeitlosen Frieden mit einem Kuß besiegelten, jetzt, da wir uns wenigstens für eine kleine Weile »ein Herz und eine Seele« vorspielen konnten, ausgerechnet jetzt setzte sie diese Friedhofsmiene auf. Es war einfach unbegreiflich.

»Aber du könntest dich auch gar nicht ändern – selbst, wenn du es wolltest. Du bist, was du bist.«

»Du irrst dich, Christa. Ich bin nicht, was ich bin.«

Auf dem Weg nach Duisburg diente ich Christa als Wegweiser, weil ich im Auto vorne neben ihr saß. Die Straßenkarte zwischen den Beinen aufgeschlagen, gab ich ihr andauernd irgendwelche unsinnigen Anweisungen und ließ sie in sämtliche falschen Straßen und Landwege abbiegen, die auf dieser Strecke überhaupt existierten. Inge und ein Cheftrottel namens Ingo begleiteten uns dorthin. Ingo studierte auch irgend etwas, doch leider ist mir dieses Fach zur Zeit entfallen, da es außergewöhnlich uninteressant und unnütz ist. Im Grunde sah Ingo selbst aus wie sein Fach. Er war einer dieser bemitleidenswerten Fußballfanatiker und hielt nebenbei sehr viel vom Saufen, soweit ich das am Silvesterabend feststellen konnte. Ja, in der Beziehung war er schon in Ordnung, aber als er mir an dem benannten Abend ausführlich die Weltmeisterschaft prophezeite, hatte ich alle Mühe, mich aus seinen Klauen zu befreien. Als Zeichen dafür, daß ich Christas Freunde nun zu akzeptieren begann, riß ich Ingos Lieblingsthema an.

»Wer gewinnt die Weltmeisterschaft, Ingo?«

»Deutschland natürlich, wer denn sonst?«

»Das glaube ich nicht, die Amerikaner sind im Kommen.«

»Die spielen doch gar nicht mit!«

Christa schritt ein:

»Was verstehst du von Fußball, Akif!«

»Natürlich verstehe ich etwas davon. Hab' doch selber mal gespielt.«

»Ja? Wo denn?«

»Na, bei uns, in Weißenthurm.«

»In einem Verein?«

»Nicht direkt in einem Verein, aber in so was Ähnlichem.«

»Kennst du überhaupt einen deutschen Spieler, lieber Akif?«

»Jetzt hör aber auf! Ich kenne die ganze Mannschaft! ... Ehm ... Beckenbauer ... ehm ... Paul Breitner ...«

Ingo wurde mißtrauisch.

»Die spielen doch auch nicht mit!«

»Ja, die spielen natürlich nicht mit. Aber die anderen, die spielen doch, oder?«

Sie brachen in ein derart fürchterliches Gelächter aus, daß ich im ersten Augenblick dachte, im Auto wäre irgend etwas explodiert. Zum Glück schloß Christa die sinnlose Unterhaltung mit einem »Du und Fußball!« ab.

Ungefähr um vier Uhr befanden wir uns in Duisburg, in der Wohnung des Mädchens, das uns eingeladen hatte. Außer ihrem überfetten Bruder war noch niemand im Haus. Inge und Christa eilten bald in die Küche, um Doris – so hieß das Mädchen – etwas zur Hand zu gehen. Unterdessen schleppte der Dicke kistenweise Bier aus dem Keller hoch. Die geräumige Wohnung war zum Kotzen spießbürgerlich eingerichtet. Es sah dort schlimmer aus als bei meinen Eltern. Ich fragte mich ernsthaft, was ich hier zu suchen hatte. Ich wollte von Anfang an nicht hierhinkommen und ihren Scheißdreck essen. Aber Christa ... Was hätte sie wohl gesagt, wenn ich nicht mitgekommen wäre? »Du kannst meine Freunde nicht ausstehen!« hätte sie gesagt. Daraufhin hätte ich ihr geantwortet: »Jawohl, ich hasse sie!« Und dann schon wieder Krach, schon wieder erstickende Totenstille, schon

wieder unwillige Liebe, und wieder grausame Angst. Sie hatte heute mittag zwar große Worte über Individualität und »so bleiben, wie man ist« gesprochen, aber wenn ich all das ernst genommen hätte, hätten wir uns auf der Stelle trennen müssen.

Ingo und ich verlangten nach Bier, das uns sofort serviert wurde. Währenddessen kriegte ich mit, daß bald noch andere Gäste kommen würden, und konnte mir auch gleich sehr gut vorstellen, was das für Gäste waren: sogenannte Progressive, die nur Scheiße im Kopf haben und ein Mädchen so zu bumsen verstehen, daß es sich am nächsten Morgen erleichtert einreden kann: »Na ja, immerhin hat er ganz schön lange und nett mit mir geredet, bevor er mich gebumst hat« ; stockverklemmte Studentinnen, die erst um ein Uhr in der Nacht James Last auflegen, weil dann jeder total besoffen ist und ihn nicht mehr von Pink Floyd unterscheiden kann. Meine Vorahnungen gefielen mir nicht, mir gefiel überhaupt nichts in dieser idiotischen Wohnung.

Innerhalb von zehn Minuten stand meine Flasche leer auf dem Tisch. Während ich bereits an der nächsten nuckelte, kam Christa herein und nahm neben mir Platz.

»Bis zum Essen dauert es noch zwei Stunden. Außerdem wollen wir warten, bis die anderen Gäste kommen.«

»Ja, das wollen wir. Laßt euch nur Zeit. Wir können doch hier schlafen, nicht?«

»Natürlich. Was trinkst du denn da?«

»Orangensaft.«

Sie warf mir einen lustigen Blick zu. Sie schien meine Lage zu verstehen.

»Hör mal, Christa, würdest du mir einen großen Gefallen tun?« Sie nickte.

»Gehst du morgen nachmittag mit mir ins Kino, wenn wir wieder in Köln sind?«

»Klar. Ich weiß ohnehin nicht, was wir morgen sonst anstellen könnten. Was läuft denn?«

»Citizen Kane«! Ich hab' dir schon tausendmal davon erzählt, mein Lieblingsfilm und so. Da mußt du unbedingt mit rein, bitte.«

»Ja, natürlich gehen wir da rein. Aber warum liegt dir so viel daran, daß ich diesen Film sehe?«

»Weiß nicht. Vielleicht kannst du mich dann besser verstehen. Ach, du mußt diesen Charles Forster Kane einfach gesehen haben.«

»Wenn du morgen noch mal in den Film reingehst, wie oft hast du ihn dann gesehen, Akif?«

»Zweiundzwanzigmal!«

Wir küßten uns ein wenig, dann verschwand sie wieder in die Küche. Ich legte eine gute Platte auf, soweit es hier überhaupt gute Platten gab. Simon and Garfunkel, so was kann man immer hören, aber es haut einen nicht gerade aus dem Sattel. Schwachsinnigerweise begann ich erneut mit Ingo über Fußball zu fachsimpeln. Dabei kam ich mir wie ein Computer vor, den man auf Reden programmiert hatte. Immer, wenn er seinen Monolog beendet hatte, legte ich mit meinem los und dann war er wieder dran. So was nenne ich perverse Kommunikation.

Plötzlich bemerkte Ingo etwas:

»Hee, deine Flasche ist ja schon wieder leer! Soll das eine Herausforderung zu einem Wettsaufen sein?«

»Nee.«

»Wie wär's, wenn du, nur mal so aus Jux, mit mir mithalten würdest? Und wer am Ende die Sauferei überlebt, hat gewonnen.«

»Was denn?«

»Na die Wette, was denn sonst?«

»Von mir aus.«

Eigentlich kam mir dieser Bockmist sehr gelegen. Denn nun konnte ich Christa endlich einen triftigen Grund für mein Besäufnis vorweisen. Wenn sie mich wegen des Alkohols wieder anschieß, konnte ich ihr diesmal mit Männerehre oder so was ankommen. Für solche Scherze haben Frauen viel Verständnis, obwohl sie deren Sinn nicht begreifen. Ich begreife ihn auch nicht. Ingo fing sofort an, eine Flasche nach der anderen herunterzukippen und zwang mich durch höhnische Blicke, dasselbe zu tun. Die ohnehin sinnlose Fußballdiskussion wurde unterdessen immer absurder.

»Paul Breitner, Beckenbauer, Gerd Müller, warum sind sie von uns gegangen, Ingo? Warum haben sie uns das angetan? Warum nur?«

»Wegen dem Geld natürlich, warum denn sonst?«

»Nein, nein, Ingo. Die sind wegen den Frauen weg, wegen den Frauen, sag' ich dir! Die haben von den deutschen Frauen die Nase vollgekriegt. Das haben sie nicht mehr verkraftet hier! Diese gottverdammte Rücksichtnahme, das ›hier und heute‹, die hintenrumverklemmte Emanzipation, das ewige Reisen nach Indien und nach Tibet, deshalb sind sie geflohen. Die Frauen sind schuld am Ruin des deutschen Fußballs, glaub mir das, Ingo!«

»Aber die drei sind doch verheiratet!«

»Ach, wer will das schon so genau wissen.«

Mittlerweile hatten wir beide viereinhalb Flaschen intus und unsere Stimmen klangen merklich ausgeleiert. Die ersten Gäste trafen ein und ließen meine bösen

Vorahnungen Wirklichkeit werden. Sportstudenten, Soziologiestudenten, irgendein Arsch wollte Lehrer werden und den Kindern beibringen, wie man es richtig macht, angehende Mediziner, Politologen, einige rechts, einige links und einige Mitte, damit das Gleichgewicht wieder hergestellt wurde, und viele andere mehr. Ich hätte beinahe gekotzt, als ich sie alle begrüßen mußte, doch zum Glück drückte mir der gute Ingo eine volle Flasche in die Hand und meinte irgend etwas von »auf Ex!« Sie hockten sich hin und begannen, mich stumm anzustarren. Man hatte sie bereits am Eingang davon unterrichtet, daß sich im Wohnzimmer ein türkischer Künstler in besoffenem Zustand aufhielt. Das war für sie genau dasselbe wie Affe im Zoo. Zum Erwürgen freundlich und zugleich eifrig fragten sie mich nach einer Weile die üblichen Daten zu meiner Person ab: Alter, Name und das Herstellungsland des Klopapiers, das ich benutzte. Aber selbst im Rausch wußte ich noch, was ich mir heute mittag vorgenommen hatte und antwortete auf ihre dämlichen Fragen mit gespielter Zuneigung. Ingo schien das herkömmliche Bier nicht mehr auszureichen; er verlangte nach Schnaps. Ich tat dasselbe. Daraufhin erschien Christa mit einer Cognacflasche an der Tür und warf mir einen ausschwitzähnlichen Blick zu. (Christa, meine unbarmherzige Gauleiterin!)

»Wolltest du Schnaps trinken?«

»Ich?«

»Ja du!«

»Weiß nicht. Ingo wollte, glaube ich ...«

Ingo ließ sich die Anschuldigung nicht gefallen:

»Wir wollten beide.«

Die Studenten spielten Zirkuszuschauer und brachen in ein grölendes Lachen aus. Sie hatten es wieder einmal

geschafft, eine Eintrittskarte für einen Jerry-Lewis-Film zu sparen.

»Du hast jetzt genug getrunken, Akif! Wir essen gleich, du trinkst nichts mehr!«

Ihre Stimme klang zum Fürchten eisern. Ich kam mir ekelhaft lächerlich vor. Warum tat sie so etwas vor allen Leuten! Warum rief sie mich nicht in die Küche und erzählte mir das alles dort! Statt dessen diese Entwürdigung vor dem Publikum. Als ob ich ein Alkoholiker wäre! (Mittlerweile war ich einer.) Nein, das konnte ich mir nicht gefallen lassen! Ich ließ mich nicht vor Leuten anschreien und mich lächerlich machen!

»Ich werde von dem Cognac etwas probieren, wenn du nichts dagegen hast«, sagte ich gleichermaßen eisern und riß ihr die Flasche aus der Hand. Unter dem Publikum wurde nun Popcorn verteilt, doch es fiel immer noch kein Applaus. Sie warteten wohl auf die Pointe. Christa schaute mich entsetzt an, sie konnte es einfach nicht fassen.

»Du trinkst nichts mehr, sag' ich!«

Der Typ, der Lehrer werden wollte, eilte mir mit einem Schnapsglas entgegen. Er hegte wohl die Hoffnung, daß er im Ring als Trainer engagiert werden würde. Alles wurde still, sogar die in der Küche schwiegen. Christa schien nicht recht daran zu glauben, daß ich mir von dem Cognac etwas einschenken würde.

»Christa, ich werde nur ein Gläschen trinken. Danach werde ich überhaupt nichts mehr trinken.«

Ich schüttete mir etwas ins Glas und schluckte es runter. Jetzt endlich applaudierte das Volk. Ich war der Sieger! Gedemütigt ließ Christa das Haupt sinken und schleppte sich beschämt in die Küche zurück. Sofort wetzte ich ihr nach. Sie setzte sich auf einen Hocker und blickte traurig und leer in die Töpfe hinein.

»Christa, ich ...«

»*Hau ab, Mensch!*«

Sie war nun imstande, mich umzubringen. Ich fühlte es.

»Aber Christa, es war doch nur ein Scherz. Schau, ich trinke auch gar nichts mehr.«

»*Ich habe gesagt, du sollst abhauen!*«

Ich haute ab.

Als ich in das Wohnzimmer zurückkehrte, klopfen sie mir alle auf die Schulter. Sogar die Mädchen. Doch es war eher Lob für die gute Unterhaltung, die ich ihnen geboten hatte, als Verständnis für meine Situation. Nach einer kleinen Weile des Trauerns tat ich mich mit Ingo zusammen und kippte einen Cognac nach dem anderen. Zwischendurch ging ich regelmäßig pissen, brachte es jedoch nicht über mich, zu kotzen.

Die anderen überschlugen sich unterdessen vor Dummlaberei, soweit ich es mitbekommen konnte. Irgendein Mädchen verzapfte so einen Scheiß von wegen Männer würden sie nur als Lustobjekt betrachten und so. Ich konnte das beim besten Willen nicht verstehen, denn sie war derart häßlich und doof, daß ich sie nicht einmal für eine Billion gefickt hätte. Aber wahrscheinlich mußte sie sich diesen Quatsch einreden, um sich nicht einzugestehen, warum die Männer nicht mit ihr schlafen wollten. Ich sagte ihr, sie habe vollkommen recht, sie solle sich ja nicht mit Männern einlassen, die hätten nur Pumpen im Sinn – mich inbegriffen! Ehrlich, so schnell hatte ich noch keine Frau verschwinden sehen. Irgendein anderer Eierkopf, der Theologie studierte, belästigte mich andauernd mit seinem Gott, der ihn eines Tages erlösen würde. (Wahrscheinlich vom Wichsen.)

»Warum diese ewigen Zweifel an der Existenz Gottes? Schauen wir uns die vielfältige Natur an! Schauen wir uns

die Tiere und die Kinder dieser Welt an! *Das ist Gott! Ja, das ist Gott!* Gott existiert in uns! Wir sind das Ebenbild Gottes!«

»Mag sein, aber wenn Gott so 'ne Fresse hat wie du, dann tut er mir echt leid.«

Aus unerklärlichen Gründen entfernte auch er sich unverzüglich.

Als ich dann endlich meine Ruhe hatte, mußte ich wieder an Christa denken. Sie würde mir diesen Fehltritt nie und nimmermehr verzeihen. An meine Zechtouren war sie zwar mittlerweile gewöhnt, aber daß ich meine guten Vorsätze so rasch und in so einer brutalen Form über den Haufen warf, ließ sich nicht mehr entschuldigen. Erst heute mittag hatten wir uns beide einen Neubeginn vorgenommen, wir wollten dem Psychoterror künftig aus dem Weg gehen, wir wollten uns nicht mehr sinnlos streiten und kränken, wir hatten versprochen, uns gegenseitig ein wenig anzupassen und somit das Glück der früheren Tage wiederherzustellen. Es war einzig und allein meine Schuld, daß nun alles erneut in die Brüche ging, und das bißchen Liebe, das übriggeblieben war, sich in Luft auflöste. Dennoch hatte ich keine Schuldgefühle und wurde auch nicht von Gewissensbissen geplagt. Überhaupt kann ich mir heute keinen Menschen vorstellen, der an Schuldgefühlen leidet. Vielleicht hat es früher mal welche gegeben, und selbst für damals kommt mir dieser Geistesakt etwas spanisch vor. Ich glaube eher, daß Schuldgefühle ein dramaturgischer Trick der Schriftsteller und Stückeschreiber sind. Jedenfalls fühlte ich an diesem Abend eher Scham als Schuld. Ja, alles war mir so peinlich. Mit Peinlichkeit ist aber auch nicht gemeint, daß ich mich fragte: »Mein Gott, was wird sie jetzt von mir denken?«

Ich schämte mich nur deshalb, weil ich nicht imstande

gewesen war, diese große Scheiße zu meistern.

Plötzlich erblickte ich wieder Christa an der Tür. Sie hatte keinen bestimmten Ausdruck im Gesicht. Sie hatte so ein neutrales Gesicht. Konnte nun eine professionelle Entschuldigung die miserable Kriegslage ändern? Ich glaubte nicht daran, rief sie aber trotzdem zu mir. Und als hätte sie auf ein Zeichen von mir gewartet, nahm sie sofort neben mir Platz. Offenbar wollte sie mir etwas beichten.

»Christa, ich ... Was soll ich dir noch sagen, Christa?«

»Sag doch einfach, du wärst ein Arschloch, wenn du unbedingt etwas sagen willst.«

»Ich bin ein Arschloch, Christa.«

»Jawohl, das bist du!«

»Christa, die Welt wird untergehen.«

»O Gott, hast du eine Fahne!«

»Wollen wir nicht wenigstens lieb zueinander sein, bevor die Welt untergeht?«

»Das einzige, was untergehen wird, bist du, lieber Akif.«

»Warum sagst du so etwas?«

Sie wurde nun sichtlich ernst und statt dem neutralen erschien ein ehrlicher Ausdruck in ihrem Gesicht.

»Akif, hör mir gut zu! Wir beide leben in getrennten Welten. Es gibt nur wenige Dinge, in denen wir uns wirklich verstehen. Von Anfang an haben wir ein Schauspiel gespielt. Ich gebe zu, es war ein sehr schönes Schauspiel und es hat mir großen Spaß gemacht. Aber man kann nicht immer spielen, man muß auch einmal man selbst sein.«

»Kommt nun die Sache mit ›dem Sein und dem Nichts‹ oder wollen wir den ›Kurzen Brief zum langen Abschied proben?«

»Siehst du, du hast mich wieder nicht verstanden.«

Gemeinsam mit Ingo genehmigte ich mir noch einen Cognac, und dann kippte ich endlich vom Sessel. Ich lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Teppich und ließ es mir gefallen, daß sie mich alle auslachten. In diesem Moment war mir alles so unendlich egal. Ich war ein Wahnsinniger und sie waren Wahnsinnige. Es war unwichtig, wenn viele Irre über einen anderen Irren lachten. Mein Magen glich einer Müllhalde und langsam setzte der Karussell-Effekt ein. Nun bildeten sie einen Kreis um mich herum und riefen mir irgendwelche blöden Bemerkungen zu. Ich könne noch einen vertragen, Türken wären in der Regel hartgesottene Männer und so. Ingo überreichte mir ein volles Glas, und ich schüttete mir den Saft eher ins Gesicht als in den Mund. Sie kamen jetzt in Karnevalsstimmung und verlangten mehr. Noch einen und noch einen. Ich tat ihnen den Gefallen, soff, soff und soff.

Auf einmal wurde mir so sauübel, doch das große Kotzen schien immer noch nicht loszugehen. Meine Augen konnten fast nichts mehr erkennen. Nur schemenhafte Umrisse von grölenden Gesichtern, die Wölfen ähnelten. Wölfen, die einen aus ihrem Rudel zerfleischten. Jetzt konnte ich nichts mehr schlucken, bald war es soweit. Für einen kurzen Augenblick sah ich diesen Theologiestudenten neben mir. Es schien, daß er den Rest der Cognacflasche in mich hineingieß.

»Er will mich umbringen! Er will mich umbringen, Christa! Christa! Christa! Hilf mir! Bitte! So hilf mir doch!«

Da spürte ich ihre kleinen Hände, die mich behutsam hochzogen. Aber waren es überhaupt ihre Hände? Waren es die mitfühlenden Hände meiner lieben, süßen, schönen Christa?

»Bist du das, Christa? Bist du das?«

Ich fing an zu heulen. Ich heulte wie ein kleines Baby nach seiner Geburt. Das Weinen kam von einem Schmerz, der irgendwo tief in meinem Körper ruhte und nach Befreiung suchte. Doch je mehr ich schrie und weinte, desto unerträglicher wurde der Schmerz. Nun stand ich einigermaßen auf den Beinen. Ich ertrank fast in den Tränen, die mir förmlich aus den Augen schossen. Wessen Hände hielten mich von hinten fest und stützten mich?

»*Bist du das, Christa?*«

»Ja, ich bin's. Komm, wir gehen ins Klo, du mußt kotzen.«

»Nein, ich will nicht kotzen. Ich will doch nur, daß du mich liebst.«

»Ich liebe dich. Ruf einer mal den Arzt an. Na los doch!«

Niemand rührte sich und das Lachen war längst verstummt. Ich vernahm etwas von Abwarten. Sie wollten nicht, daß die Fete in den Eimer ging. Unwillkürlich begann ich plötzlich zu zittern. Jetzt weinte und zitterte ich wie ein Verrückter. Ich nahm die gesamte Partygesellschaft als Wachsfigurenkabinett wahr. Tote Augen starrten mich aus allen Ecken an. Und hinter mir, die Hände um meinen Bauch geschlungen, befand sich die einzige Lebende, die außer mir noch in diesem Raum weilte. Ich hatte vor, den Toten noch einiges zu sagen, bevor ich mit Christa in die Toilette kotzen ging. Ich wollte nicht mit ihnen schimpfen, das Schimpfen würde sowieso nichts nützen, ich wollte ihnen nur meinen Haß deutlich machen. Den Haß gegen sie, gegen alle anderen, meinen Haß gegen die ganze bösertige Welt, die einem andauernd Knüppel zwischen die Beine schmiß. Ein undenkbar vernichtender Haß, den ich stets in meinem

Innern trug, dessen Ursprung ich nicht kannte und den ich auch nicht so ohne weiteres loswerden konnte. Aber mir fiel beim besten Willen nicht ein, wie ich diesen unerträglichen Haß, der obendrein mit Schmerzen verbunden war, ausdrücken sollte. Deshalb sagte ich:

»Hört mal her, ihr Wichser! Wenn ihr glaubt, daß ich euch brauche, dann seid ihr ganz schön auf dem Holzweg! Ich brauche euch nicht, versteht ihr! Keinen von euch! Ihr könnt mir nicht helfen, weil ihr mich haßt. Genauso wie ich euch hasse. Der einzige Mensch auf der Welt, den ich wirklich brauche, ist Christa. Und sie haßt mich mittlerweile auch. Genauso wie ihr.«

Unweigerlich schloß ich die Augen. Ich spürte, daß ich langsam wieder auf den Boden sank und daß um mich herum alles dunkler, trostloser und schlechter wurde.

»Also habe ich niemanden auf der Welt. Ich bin allein ... allein und tot ... tot und hilflos ... helft mir ...«

Danach weiß ich nicht mehr, was mit mir geschah. Ich glaube, da war noch so eine Szene, wo ich für einige Sekunden die Augen aufklappte und die Kloschüssel mit meiner kunterbunten Kotze darin erblickte. Ich kniete vor ihr wie vor einem Altar.

Sie küßte mich wach. Ich war in eine Decke gewickelt und befand mich offenbar in einem waschechten Ehebett.

»Wie fühlst du dich?«

Sie befreite sich soeben von ihren Kleidern und guckte mich dabei aus Gute-Besserung-Augen an.

»Wo bin ich hier?«

»In Doris' Schlafzimmer.«

Ich blickte vorsichtig umher, aber da das klitzekleine Nachtlämpchen das Zimmer ziemlich dunkel hielt, konnte ich nicht viel erkennen.

»Ist die Party vorüber?«

»Sie endet soeben. Viele sind auch schon heimgegangen. Ingo und Doris werden diese Nacht auch hier schlafen.«

»Und was ist mit dem chinesischen Essen?«

»Weg bis zum letzten Krümmel. Soll ich dir Brote machen?«

»Nein.«

Sie zog sich ein Nachthemd an, das sie von zu Hause mitgebracht hatte. Dann legte sie sich neben mich hin und wandte mir den Rücken zu. Wir berührten uns nicht. Der Raum war angenehm kühl. Ich wußte zwar, was vorgefallen war, fragte sie aber trotzdem danach. Das schien mir ein guter Anfang für eine lächerliche Entschuldigung zu sein.

»Weißt du das selbst nicht mehr?«

Ich bereute nichts!

»Es tut mir leid, Christa, ich habe dich vor deinen

Freunden lächerlich gemacht.«

»Sie sind nicht meine Freunde.«

»Warum sind wir dann hier?«

Keine Antwort.

»Ich kann mich nicht mehr so gut daran erinnern, was passierte danach?«

»Wonach?«

»Na, nachdem ich zusammengebrochen bin?«

»Nachdem du geweint und geschrien hast, meinst du.«

»Ist Weinen eine Schande, Christa?«

»Nein.«

»Also?«

»Was soll danach schon groß passiert sein. Ich habe dich ins Klo gebracht, oder besser gesagt getragen, und du hast dich dort totgekotzt. Zusammen mit Ingo habe ich dich dann ins Bett gelegt und abwechselnd neben dir Wache geschoben, damit du nicht an deiner eigenen Brühe erstickst.«

»Du hast nur Ärger mit mir, nicht?«

Als sie sich plötzlich über mich beugte, dachte ich im ersten Moment, sie wolle mit mir knutschen. Ich schaute ihr tief in die Augen und legte einen Arm um sie. Doch sie knipste nur das Lämpchen aus und zog sich danach in den vorherigen Abstand zurück.

»Was denkst du jetzt von mir, Christa?«

»Ich denke überhaupt nichts. Ich bin nur traurig.«

»Ich auch.«

Wir lagen ungefähr zehn Minuten wortlos nebeneinander und regten uns nicht. Vom Wohnzimmer her vernahmen wir das Gegröle der letzten Besoffenen. Sie hatten nun tatsächlich »James Last« aufgelegt (Theo, wir fahr'n nach

Lodz). Dann hörte ich Christa Borns Schluchzen. Sie weinte nicht so donnernd und flehend wie ich vorhin. Es war ein außergewöhnlich stilles, inniges Weinen, ein Weinen, das kaum auffiel. Ich sah, daß sie sich dabei in die Lippen biß. Sie wollte nicht, daß ich es merkte, aber das heftige Schluchzen legte es an den Tag. Zuerst wußte ich nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Sollte ich sie einfach in Ruhe ausweinen lassen oder sie besser trösten? Ich tat beides nicht, sondern umarmte sie und hielt sie stumm fest.

»Akif, ich mag dich sehr, weißt du. Ich will dich gar nicht verlassen.«

»Das weiß ich doch, Christa. Ich weiß das und schäme mich so.«

Sie hob mit beiden Händen meinen Kopf in die Höhe und blickte mich halb weinend und halb lächelnd an. Ich hatte sie niemals zuvor weinen sehen und stellte jetzt fest, daß es ihr auch nicht stand.

»Laß uns jetzt schlafen, ja? Morgen wird alles anders sein.«

»Ja, Christa, laß uns schlafen. Ich hoffe, daß morgen alles anders sein wird.«

Sie drückte sich fest an mich, legte das kleine Köpfchen auf meine Brust und schlief auf der Stelle ein.

In der Nacht wachte ich durch das Gestöhne, das Ingo und Doris verursachten, nochmals auf und konnte danach nicht mehr einschlafen. Christa hatte sich fest an mich gepreßt und umkrallte mich noch fester, wenn sie etwas Schlechtes träumte. Das mit dem Schlechträumen wußte ich, weil sie es mir einmal erzählt hatte und weil man bereits an ihrem Gesichtsausdruck ablesen konnte, wenn sie wieder tausend Türken sah, die sie vergewaltigen wollten. Das war der gleiche Ausdruck, den sie beim Bumsen besaß. Ich lauschte ein wenig den beiden Nachtarbeitern neben mir. Keine Sorge, ich bin wirklich kein Spanner oder so. Ich hörte den beiden nur zu, weil ich nicht schlafen konnte und weil mir nichts anderes übrigblieb, als ihnen zuzuhören. Ingo war unermüdlich, er versuchte es immer wieder, von Doris bekam ich nicht viel mit. In den Pausen rauchten sie gemeinsam an einer Zigarette, ohne etwas zu sprechen, und legten hinterher aufs Neue los. Mit der Zeit weckten die zwei auch in mir die berühmten Gefühle. Da kann man wirklich nichts dafür, plötzlich überkommt es einen. Ich begann, ein bißchen an Christa zu knabbern, wollte sie jedoch nicht aufwecken. Vorsichtig streifte ich ihr das Nachthemd hoch und fuhr mit der Hand über ihrem Körper spazieren. Aber als ich dann etwas zu weit ging, wurde sie doch wach.

»Hör auf, nicht jetzt.«

»Doch, jetzt, jetzt!«

Zunächst versuchte sie mich mit Liebe abzuschütteln, gab mir Gutenachtküßchen, glotzte mir erschöpft und unschuldig in die Visage und vollführte Abschlußstreichleien. Doch ich blieb hart (!). Mein Gott,

jetzt, wo sie aufgewacht war, konnte ihr ein wenig Sex auch nicht schaden. Ich probierte es mit gespielter Gewalt. Dabei kam ich mir wie ein Kind vor, das bei der Bonbonverteilung der Mutter eine Kamelle zu wenig abbekommen hat. Obwohl sie mir nun wütend den Rücken zudrehte, ließ ich nicht locker, sondern versuchte mit allen akrobatischen Mitteln in ihre Mitte zu gelangen.

»Akif, laß mich endlich ruhig schlafen, Mensch!«

Sofort ließ ich ab von ihr, aber es dauerte nicht lange, bis ich sie abermals mit raffinierten Attacken belästigte. Dieses Spiel trieben wir die ganze Nacht hindurch. Ich versuchte andauernd reinzukommen, daraufhin verpaßte sie mir eine, schlief zirka eine halbe Stunde und spürte dann wieder mein Ding zwischen ihren Beinen.

Doch nachträglich bin ich mir bewußt, daß es ganz schön gemein von mir gewesen ist, was ich in dieser Nacht veranstaltet habe. Sie war wirklich total müde und hätte den Schlaf dringend gebraucht. Heute würde ich mein damaliges Verhalten sogar als unmenschlich bezeichnen. Ich will derartige Mätzchen auch nie und nimmermehr machen, ich schwöre es. Und ich würde mich deswegen sofort bei ihr entschuldigen, wenn ich sie heute wieder sehen sollte. Aber ich habe jetzt nicht vor, diese Sache schlimmer darzustellen, als sie in Wirklichkeit war. Irgend jemand hat mal so was gesagt, ich glaube der Herr Gandhi war es, er sagte also: »Was ich gestern getan habe, kann man mir heute nicht vorwerfen. Denn zwischen gestern und heute habe ich dazugelernt.« Der Gandhi mußte es ja wissen.

Abgesehen vom Motorengeräusch herrschte auf dem Heimweg eine merkwürdige Stille im Auto. Seitdem wir uns von den Duisburger Idioten verabschiedet hatten, hatten weder Christa noch Ingo, noch Inge ein Sterbenswörtchen gesprochen, und das zwang mich zu der Annahme, daß sie wegen mir schwiegen, damit ihnen in dem Gelaber, in das ich mit Sicherheit verwickelt werden würde, nicht in Erinnerung kam, was gestern vorgefallen war. Also hielt ich ebenfalls das Maul, denn ich hatte mehr Schiß als sie. Es war eine heilige Ruhe und niemand vermochte sie zu zerstören – außer Christa:

»Inge, wann werden wir von Köln wegfahren können?«

Bitte? Ich hatte wohl nicht richtig gehört!

»Aber wohin wollt ihr denn fahren, Christa? Ich dachte, wir gehen in ›Citizen Kane‹.«

»Tut mir leid, das geht leider nicht. Mir ist nämlich heute morgen eingefallen, daß ich meine Eltern seit fünf Wochen nicht besucht habe. Inge und ich werden deshalb sofort nach Gladbach fahren, nachdem wir Ingo und dich in Köln abgesetzt haben. Wirklich, ich hätte mir den Film auch sehr gerne angesehen, ist aber nichts zu machen.«

Und das, liebe Freunde, war das sogenannte Ende! Das endgültige Ende eines sagenhaften Paradoxons! Ich fühlte es, schon seit heute morgen fühlte ich es, hatte jedoch einfach nicht gewagt, es mir einzugestehen. Und alles, alles war meine Schuld.

»Und das fällt dir ausgerechnet heute ein, Christa?«

»Ja, ausgerechnet heute!«

Sie hatte also die Nase voll von mir und wollte jetzt so

schnell wie möglich weg aus meiner Nähe. Ich wußte, sie würde sehr lange in Mönchengladbach bleiben und mich nicht wiedererkennen, falls sie wieder zurückkehrte. Aber weshalb hatte sie mir dann gestern abend das nette Märchen von »Morgen wird alles anders sein« erzählt? (Zugegeben, ein bißchen zweideutig war der Satz schon.) Andererseits konnte ich mir recht gut vorstellen, daß sie noch gestern abend mit ihrem Entschluß gewankt, aber sich wegen der lästigen Nacht anders entschlossen hatte. Dennoch war ich mir nicht sicher. Das mit dem endgültigen Entschluß mußte ich irgendwie herausbekommen, bevor sie zu ihren Eltern fuhr.

Als wir uns nach einer Stunde schweigender Autobahnfahrt am Anfang der Zülpicher Straße befanden, fragte sie mich netterweise, ob sie mich sofort nach Hause fahren sollte. Ja, ja, so hart konnte sie sein, meine liebe, süße, schöne Christa. Aber so einfach, wie sie sich das vorgestellt hatte, wollte ich es ihr nicht machen und bat sie um ein kurzes Gespräch in ihrer Wohnung. Sie akzeptierte meine Bitte, zog aber dabei ein derart zerknirschtes Gesicht wie ein Niggersklave, der jahrelang für seinen Freikauf von der Herrschaft gespart hat, dem jedoch durch irgendwelche Mißstände das Geld abhanden gekommen ist. (Christa, meine weiße Niggersklavin!) Im Wayerthal verabschiedete sich Ingo von uns, nachdem er sich bei Christa für das Mitnehmen bedankt hatte. Wir drei mühten uns schleppend die tausend Stufen hoch, ohne uns dabei auch nur ein einziges Mal anzusehen. Man konnte nun das bevorstehende Unheil förmlich riechen.

Während wir stumm in Christas Zimmer marschierten, begab sich Inge in ihres, um einige Sachen für den offenbar ungeheuer langen Aufenthalt in Mönchengladbach einzupacken. Auch Christa fing gleich an, schmutzige Wäsche, Bücher, Toilettenzeug usw. in

einer großen Reisetasche unterzubringen, während ich, ich weiß nicht aus was für einem Zwang, die Versöhnungsplatte von gestern auflegte.

Dann war sie mit dem Packen fertig und hockte sich neben mich auf das Bett. Zufällig besaß ich noch eine Gedrehte im Tabaksbeutel und gab sie ihr. Sie begann, einigermaßen nervös zu rauchen. Sie war deshalb nervös, weil sie wohl vermutete, daß ich ihr möglicherweise eine große Szene machen würde, bevor sie abhaute. Aber daran war ich wirklich nicht interessiert, da mir für so ein sinnloses Unternehmen sowohl die Kraft als auch die Lust fehlte. Selbstverständlich hätte ich mir in diesem Augenblick zwei Beine ausgerissen, um sie nicht zu verlieren, doch genauso wie sie sah ich selbst keinen Ausweg, dieses Liebesdilemma friedlich und ohne Verluste zu beenden. Ich schaute sie an, und mir ging wieder alles durch den Kopf, was ich mit ihr erlebt hatte.

»Christa, erinnerst du dich noch ...?«

»Hör auf, Akif, hör bitte auf damit, ja!«

Gott weiß, sie hatte ja so recht. Als ich das mit dem Erinnern wehleidigblöd aussprach, wußte ich nicht einmal, an was ich sie eigentlich erinnern wollte. Doch ich hätte schon irgend etwas erfunden, um sie zum Weinen zu bringen. Denn wofür war ich auch sonst so ein genialer Schriftsteller? Vielleicht hätte ich sie daran erinnert, wie wir eineinhalb Wochen vor Weihnachten im »Naschmarkt« spazierengingen und das ganze heilige Glitzerzeug bestaunten. Uns war derart kalt gewesen damals, daß wir unsere Körper, so fest wie es nur ging, aneinanderpressen mußten. Damals hatte ich ihr tief in die lächelnden, hübschen Augen gesehen und das große Glück in ihnen erkannt. Damals hatte ich dieses Glück sozusagen wissenschaftlich festgestellt, das konnte sie niemals bestreiten. Aber was sollte überhaupt dieser

hirnverbrannte Gedanke? Na gut, damals war sie also glücklich gewesen und heute war das eben vorüber. Das ist nun mal so. Ehrlich, der liebe Gott (falls es ihn tatsächlich gibt) muß das schwer beschissen geregelt haben. Warum existiert kein ewiges Glück oder so was? Weshalb kommt eines schönen Tages der Moment, wo man langsam aber sicher anfängt, Schopenhauer oder sonst so einen Unglücksraben zu lesen? Wieso kann die verdammte Zeit nicht einfach stehenbleiben, und es gibt nichts als Wiederholungen, Wiederholungen und Wiederholungen?

Stumm und nervös rauchte Christa ihre Zigarette weiter. Draußen begann es jetzt zu regnen, und die Wasserperlen schlugen fortwährend auf das Fensterglas.

»Was möchtest du mit mir besprechen?« sagte sie.

Seit meinem letzten Satz waren ungefähr fünf Minuten vergangen.

»Gehst du weg?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt. Weißt du, meine Eltern machen sich große Sorgen um mich, wenn ich sie nicht alle paar Wochen besuche. Und mein Vater ...«

»Gehst du für immer weg?«

»Was soll denn das, Akif? Ich studiere in Köln. Mach doch kein Drama daraus.«

Ich legte meinen Wasserkopf in ihren Schoß und blickte zu ihr auf. Sie sah aus wie eine Heilige, eine Heilige, die nach Patschuli und allem möglichen roch, das einen glücklich macht. Sie schaute auf mich herab, aber nicht, weil sie große Lust danach verspürte. Sie wollte mir lediglich einen Gefallen erweisen. Und als sie das tat, als sie ihren zarten Hals herunterknickte und mir tief und anhaltend in die Visage glotzte, als wäre ich Kaspar Hauser oder sonst so ein Dorfdepp, als sei sie die

Hebamme, welche die Mißgeburt aus dem Schlitz zieht, als sie das alles so zwanghaft und idiotisch brachte, da war es mir im Grunde ganz egal, was noch passieren würde. Mein Gott, dieser häßliche Glanz in ihren Augen, diese Trauer, dieses Du-kotzt-mich-an-Typ-Gesicht, dieses dazugehörige unvermeidliche Mitleid, das sie ausstrahlte. Sie streichelte dabei meine Haare, aber etwa so, als würde sie am Fließband stehen und Kofferfernseher verpacken.

»Liebst du mich, Christa?«

Keine Antwort.

»Liebst du mich, Christa?«

Nach langem Überlegen brachte sie schließlich ein »Ich weiß nicht« heraus.

Ich stand auf und ging einige Schritte auf und ab. Danach drehte ich mich entschlossen zu ihr um.

»Du brauchst keine große Show wegen mir abzuziehen, Christa. Wenn der Film zwischen uns gelaufen ist, so sag's mir bitte. Ich kann die Wahrheit vertragen.« (Gerade ich.)

Nun erhob auch sie sich von ihrem Platz und kam mit einem unterdrückten Grinsen auf mich zu. Am liebsten hätte ich ihr eine gescheuert. Was sollte das!

»Akif, ich weiß nicht, ob ich dich noch so liebe wie früher. Ich bin mir über meine Gefühle nicht im klaren.«

»Ach, hör doch auf! Warum weißt du nicht, ob du mich liebst? Hast du Gedächtnisschwund oder was?«

Sie packte mich fest am Ärmel und ich wartete auf eine richtige Keilerei.

»Sei doch nicht so aggressiv, Mensch! Meinst du, ich bin wirklich zu feige, dir die Wahrheit zu sagen! Glaub mir, ich kenne die Antwort selbst nicht. Deshalb fahre ich in Wirklichkeit zu meinen Eltern – um mich zu besinnen.«

Ach du grüne Neune! Sie fuhr also zu ihren Eltern, um sich zu *besinnen*! Warum lief sie nicht gleich in die Wälder? Warum stimmte sie nicht gleich unter ihren verdammten, netten Freunden darüber ab, ob sie mich noch liebte? Warum schrieb sie nicht gleich irgendeinem Zeitschriftendoktor, um ihn um Rat zu bitten? (So wie ich die kannte, würden sie ihr womöglich raten, daß wir wieder an Jesus Christus glauben sollten.) Nein, ich hatte schon immer gehaßt, wenn mir Mädchen auf diese Tour kamen, und mich seit jeher bei solchen Späßen wie ein Testäffchen gefühlt. Ich glaube überhaupt nicht daran, daß man in Sachen Liebe erst groß denken muß. Entweder man liebt, oder man läßt es bleiben. Basta! Doch wenn ich versucht hätte, meiner lieben, süßen, schönen Christa diese Liebestheorie zu verdeutlichen, wäre es ganz aus gewesen zwischen uns. Andererseits war auch dieser Gedanke Bockmist, weil die große Liebe zwischen uns ohnehin ziemlich am Arsch war. Nichtsdestotrotz beendete ich meine Überlegungen mit dem berühmten »Man weiß ja nie«.

»Aber gestern Nacht, im Bett, da hast du doch gesagt, daß du mich liebst.«

»Das war geschwindelt. Ich habe es mir dort etwas zu einfach gemacht. Entschuldige.«

Sie schlüpfte in ihren Pelz und versuchte, sich in einem rasanten Tempo zu schminken. Ich zog mich auch an und gemeinsam trotteten wir in die Küche, wo Inge uns schon erwartete. Sie war sehr auf das Endergebnis gespannt und blickte uns beide fragend an. Doch als sie mein leichtentuchbleiches Gesicht sah, schien sie etwas erleichtert zu sein.

»Soll ich dich nach Hause fahren?« fragte sie.

Christa saß am Lenkrad und blickte mich schwermütig an. Es dauerte ungefähr eine viertel Stunde, bis wir alle Koffer und Köfferchen hinuntergetragen und im Wagen verstaut hatten. Ich war ihr nicht im geringsten böse, daß sie jetzt wegfuhr, denn diese blöde Geschichte hatte sie auch ziemlich mitgenommen. Sie tat mir sogar leid. Warum tat sie mir leid? Ich weiß nicht. Vielleicht weil ich (Botschafter des Unglücks und des Niedergangs) aus einem sorglosen und fröhlichen Mädchen ein problembeladenes und trauriges Mädchen gemacht hatte.

»Nein, danke. Ich mag so ein Wetter und laufe lieber noch ein bißchen – ich muß mich *besinnen*. (Ha-ha-ha.) Nein, Spaß beiseite. Bist du rechtzeitig zurück, um mit mir Karneval zu feiern?«

Sehr komisch, als ob man mit mir irgendwas feiern könnte! Dennoch sagte sie: »Ich werde es versuchen.«

Ich streckte meinen Kopf ins Auto, um sie zu küssen. Vielleicht war das der letzte Kuß. Vielleicht würde ich sie nie mehr wiedersehen. Vielleicht würde ich an der Einsamkeit, am Verlust der Christa Born sterben. Aber vielleicht, und sei die Wahrscheinlichkeit noch so gering und unglaublich, vielleicht würde sie wieder zurückkehren und mir noch Milliarden weiterer süßer Küsse schenken. Wir würden uns dann auch so richtig verstehen. Das hier waren nur die Anfangsschwierigkeiten, das hier würde in jeder großen Liebe vorkommen. Vielleicht würde sie mich heiraten (oder ich sie, ist ja auch egal). Vielleicht würde sie drei Kinder gebären. Zwei Mädchen und einen Jungen.

Vielleicht würden wir an Sonntagen mit den Kindern aufs Land fahren und lustige Familienpicknicks veranstalten. Vielleicht würde sie eines Tages tatsächlich alle meine Hemden bügeln, während ich zuschaute, wie mein Sohn und meine Töchter allmählich erwachsen wurden. Vielleicht würde das alles wirklich passieren. Doch vielleicht würde ich mich jetzt von ihr verabschieden und gleich hinterher auf eine Bananenschale treten, ausrutschen und tot umfallen. Wie gesagt, alles war möglich in dieser verrückten Welt. Wirklich alles?

Sie schenkte mir meinen wohlverdienten Kuß, der allerdings nicht so dramatisch schmeckte, wie ich es mir ausgemalt hatte und brauste mit ihrem roten R4 davon. Ich stand vor der Tür Wayerthal 40 und sah der lieben, süßen, schönen Christa und ihrer Gefährtin lange, lange nach. Ich sah mein Lebensglück entschwinden und stellte gleichzeitig fest, daß ich nicht imstande war, zu weinen. Das war sehr schade, denn ich hatte vorgehabt, aus dieser einzigartigen Abschiedsszene soviel Selbstmitleid wie nur möglich herauszuschinden. Also blickte ich ihr trocken nach, obwohl sie bereits um die Ecke abgebogen war, und kam mir dabei wie der letzte Mensch der Welt vor. (I am legend!)

Als ich mir absolut sicher war, daß das ersehnte Weinen ausbleiben würde, überlegte ich zuerst, bei wem ich mich jetzt aussprechen oder doch besser ausweinen konnte. Laszlo kam nicht in Frage. Er war selbst ein Todeskandidat. Wenn ich ihm jetzt das alles gebeichtet hätte, hätte er sich vermutlich am nächsten Tag aufgehängt. Ich konnte auch nicht zu Rolf, weil es langsam zu dämmern begann. Selbstverständlich waren da noch meine Eltern, aber wenn ich schon nur an die steife Versöhnungsrede meines Vaters dachte, kam mir das große Kotzen. Also blieb mir am Ende der gesamten

Grübelelei nur mein intimster Freund übrig: der Alkohol!

Bald befand ich mich auf der Zülpicher Straße und fahndete nach der richtigen Kneipe. Eigentlich sprudelte die Zülpicher vor Saufgelegenheiten, aber ich wollte einfach in keinen Laden rein, in dem ausschließlich verständnisvolle Mitmenschen rumsaßen, die sich meine vielen Sorgen anhörten, wenn ich besoffen war. Ich meine damit, wenn man sich einigermaßen einen hinter die Binde gegossen hat, spricht man plötzlich einen wildfremden Typ an, der auch nicht gerade nüchtern ist und erzählt ihm dann alles. So was kann ich nicht ausstehen, obwohl die Versuchung sehr groß ist. Natürlich brauchte ich an diesem Abend jemanden, der sich meine Scheißwehwehchen anhören sollte, aber ein wenig verstehen mußte er mich schon. Außerdem geben einem diese Kneipenhengste lauter gute Ratschläge, die sie selbst dringend nötig haben, und werden dann sauer, wenn man sie nicht akzeptiert. Auf alle Fälle wollte ich solchen sinnlosen Spielereien möglichst aus dem Weg gehen.

Zu dieser Zeit lag nahe der Bahnunterführung, also da, wo die Moselstraße und die Dasselstraße aufeinanderstoßen, ein winziges Türkenlokal. Es bemühte sich unentwegt, ein exotisches Flair auszustrahlen und kochte andauernd türkische Gerichte, die nicht einmal die Türken selbst fraßen. Im Grunde war es eine Saufhöhle wie jede andere auf der Zülpicher Straße, nur mit dem Unterschied, daß dort nur Türken sofften. Und als ich an dem Laden vorbeikam, fiel mir ein, daß ich ja ebenfalls ein gebürtiger Türke war. Ja, hier konnte ich meine Ruhe finden, obwohl Türken sehr gesellige Menschen sind. Hier würde ich auch niemals auf die schwachsinnige Idee kommen, jemanden anzusprechen, da dieses Milieu kein großes Interesse für kranke Liebesgeschichten aufbringt.

Entschlossen betrat ich die Kneipe und bewegte mich

schnurstracks auf die Theke zu. Leise bestellte ich ein Bierchen und begann allmählich, über Christa zu sinnieren. Meine Wahl war richtig gewesen, hier war ich gut aufgehoben, hier würde mir niemand helfen wollen, und von Glas zu Glas würde ich mit meinem Leid eins werden.

»Akif! Sohn!«

Ich dachte, mich tritt ein Gaul. Zunächst versuchte ich mir einzubilden, daß ich mich verhöhrt hatte. Doch noch einmal erschallte es durch den ganzen Laden:

»Sohn! Sohn! Akif! «

Als ich mich vorsichtig umdrehte, stand Hassan bereits neben mir und machte Anstalten, mich zu umarmen. Ich tat ihm den Gefallen.

»Wo bist du gewesen? Was ist aus dir geworden? Warum hast du dich nicht von uns verabschiedet, bevor du weggegangen bist?«

»Tut mir leid, Hassan, ich war in Eile. Später bin ich auch nicht mehr dazugekommen.«

Er war piekfein gekleidet und obendrein leider gut aufgelegt. Er bat mich, an einem Tisch Platz zu nehmen, den er reserviert hatte. Darauf war er besonders stolz, daß er es sich leisten konnte, einen Tisch zu reservieren. Er wiederholte es im Laufe des Abends genau sechsmal. Ihr dürft aber jetzt nicht denken, daß Hassan ein arschloch ist. Ich mochte ihn sehr, er war ein netter Kerl, und er war eigentlich in der Oper der einzige gewesen, der mir immer beistand, wenn ich Scherereien mit den Meistern hatte. Nur an diesem Abend kam er mir ein wenig ungelegen. Na ja, zumindest hatte ich mir das Geld für die große Sauferei gespart.

»Sohn, was machst du eigentlich jetzt?«

Man servierte uns sogleich eine Flasche Raki und zwei Gläser. Das Essen käme gleich, sagte der Ober und entfernte sich wieder.

»Was soll ich schon groß machen, Hassan? Ich mache einfach nichts.«

»Und wovon lebst du?«

»Auch von nichts.«

»Brauchst du Geld, Sohn ...?«

Er griff rasch in seine Jackeninnentasche.

»Nein, nein, Hassan, laß mal bleiben, ich habe vorläufig genügend Geld. Bald suche ich mir auch eine neue Stelle.«

Die ersten Gläser standen im Nu wieder leer auf dem Tisch. Raki schmeckt am Anfang grauenhaft, aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran.

»Sohn, wie geht es eigentlich Christa, deiner Freundin? Oder habt ihr schon geheiratet?«

»Nein, noch nicht. Sie muß noch kurz überlegen, ob sie mich liebt.«

»Was?«

»Das ist heute so üblich, Hassan. Ich meine, wenn man heiratet, da überlegt man sich immer vorher, ob man sich auch ein bißchen gerne hat.«

»Aber du hast mir doch erzählt, daß du es jeden Abend mit ihr treibst.«

»Die Zeiten sind vorbei. Wir haben Krach gehabt, sie hat mich verlassen und überlegt jetzt, ob sie mich noch liebt.«

»Warum habt ihr Krach gehabt, Sohn? Ihr seid doch noch so jung.«

»Weil ich es zu oft mit ihr getrieben habe und weil ich noch so jung bin und aus verschiedenen anderen Gründen.«

Eine original türkische Fleischspeise rollte an, die durch unterschiedliche kunterbunte Salate bereichert wurde. Da der alte Hassan im Gegensatz zu mir einiges von der türkischen Küche verstand, nörgelte er als erstes an dem Ober herum, weil ihm irgend etwas an der Farbe des im Grunde gut gelungenen Bratens mißfiel. Der arme Kerl entschuldigte sich mit der Begründung, daß in diesem Lokal auch deutsche Gäste verkehren würden und die Küche deshalb dem europäischen Geschmack ein wenig entgegenkommen müsse.

»Sieh dir das an, Sohn!« fluchte Hassan brüllend. »Alles ist Beschiß in diesem Land! Sogar die Landsmänner bescheißen dich! Soll das einen Braten darstellen?«

»Reg dich nicht sinnlos auf, Hassan, du kannst ja doch nichts ändern. Komm, laß uns das Ding runterwürgen.«

Wir begannen zu essen und schlürften dabei an unserem herrlichen Raki weiter. Hassan fraß wie ein Schwein. Ich hatte ihn vorher nie so genau beobachtet, aber mit der Zeit gefiel mir seine Eßtechnik. Er schlang das Zeug derart runter, als ob ihm die ganze Welt gehörte – genau wie Christa. Der Rakitrunk begann allmählich zu wirken und von Sekunde zu Sekunde wurde ich nachdenklicher, träger und trauriger.

Christa! – Wo war sie jetzt? Was war geschehen? Wieso? Wozu? Wofür? Ich legte die Gabel auf den Tisch und schüttete mir noch etwas ins Glas.

»Hast du keinen Hunger, Sohn? Ist irgendwas?«

»Nichts ist, Hassan, alles wie gewohnt: alles wieder Scheiße!«

»Ist es wegen Christa, deiner Freundin?«

»Ja, es ist wegen Christa. Sie will nicht mehr meine Freundin sein.«

»Vielleicht ist das arme Mädchen falsch gepolt, ich meine, andersherum, verstehst du?«

»Ach nee, die ist nicht falsch gepolt. Die kann mich nur nicht ausstehen, das ist es.«

Er legte seine Gabel auch auf den Tisch und machte eine feierliche Miene.

»Hör mal, Sohn, ich habe auch eine Tochter – in der Türkei. Die kann sogar lesen und schreiben. Die liest dir was vor, daß dir Hören und Sehen vergeht. Weißt du, die deutschen Frauen sind alle nichts. Die lieben so viele Männer und sind alle so falsch. Du wirst mir nicht glauben, Sohn, aber selbst meine fünfundfünfzigjährige Elfriede betrügt mich, wenn Fasching ist. Das Fremdgehen ist den deutschen Frauen angeboren. Meine Tochter dagegen lebt auf dem Land, in unserem Dorf. Sie ist fünfzehn! Ich mache dir einen guten Vorschlag: Du heiratest meine Tochter, kehrst also in die Türkei zurück, und ich vermache dir ein Drittel meines Besitzes. Mein einziger Sohn ist so doof im Kopf, dem kann man gar nichts vermachen – nicht einmal die drei Ziegen. Das Landleben wird dir gefallen – und meine Tochter erst! Wie gesagt, sie kann lesen und schreiben!«

»Ach, was soll ich denn auf dem Land, Hassan? Ich weiß ja nicht einmal wie 'ne Ziege aussieht. Glaub mir, ich würde mich dort nur langweilen und mich nach ein paar Wochen am nächsten Telegrafmast aufhängen. Außerdem hat deine Tochter nicht so einen Blödmann wie mich verdient. Ich habe nämlich die komische Angewohnheit, Frauen zu schlagen.«

»Das macht nichts«, bemerkte er.

»Ne, ne, Hassan, ich weiß ja, daß du es gut mit mir meinst. Aber ich würde dich und deinen Besitz nur ruinieren. Laß uns lieber weitersaufen.«

Wir sofften.

Die nächste Stunde verging mit blödsinnigem Geschwafel.

Hassan wollte mich unbedingt davon überzeugen, daß ich der wahre Schwiegersohn für ihn sei, und ließ sich sehr ausführlich über das Landleben aus. Mit der Zeit bekam ich seine drei Ziegen, die frische Luft, die man morgens einatmete, die Ziegenmilch, die mir seine unschuldige Tochter jeden Morgen servierte, und die schweinischen Spielchen mit seiner unschuldigen Tochter und die schweinischen Spielchen mit den drei Ziegen, die ich trieb, wenn seine unschuldige Tochter nicht anwesend war, so ziemlich satt.

Doch dann sprach er auch ein ernstes Wort mit mir:

»Aber Sohn, möchtest du denn nie mehr in deine Heimat zurückkehren? Willst du nicht deine Verwandten wiedersehen? Möchtest du nicht das Land sehen, wo du geboren bist?«

»Wo ist meine Heimat, Hassan? Da? Oder da? Nördlich oder südlich oder in der Mitte? Hassan, ich bin als kleiner Junge nach Deutschland gekommen, und mir war hier genauso kotzübel wie dort, wo ich hergekommen bin. Ich habe mich nirgends glücklich gefühlt, verstehst du? Überall hat's gestunken, und alle sind sie auf mir rumgetrampelt: meine Mutter, mein Vater, meine Freunde, die Mädchen, die Türken, die Deutschen, die Chinesen, die Roten, die Schwarzen ... Nirgends habe ich eine Chance gekriegt, mich wohl zu fühlen, an jedem Ort war ich einsam und habe mir andauernd einen runtergeholt, bis ich davon krank wurde. Und jeder hat dieselben Phrasen abgelassen, wenn er mich gesehen hat: Lerne einen Beruf! Benimm dich! Denk nicht so viel! Wichs nicht so viel! Sei nett zu den Menschen! Sauf dir keinen Rausch an! Bleib

sauber! Arbeite fleißig! Werd glücklich mit dem, was du hast! Aber ich kann nicht glücklich werden. Das klappt einfach nicht. Ich bin von einem anderen Stern. Dabei habe ich mich so bemüht, mich anzupassen. Doch es hat nie etwas genützt! Überall, wo ich hinkam, war ich das Monster. Verstehst du, Hassan, nirgends gab es ein Zuhause für mich. Weder in der Türkei noch in Deutschland, noch in Alaska, noch anderswo.«

Hassan war ein ziemlich einfacher Mann, doch in seinem von Arbeit und Leid gezeichneten Gesicht leuchtete so was Ähnliches wie Verständnis auf. Er hatte mindestens die Hälfte meines Gequatsches nicht begriffen, und dennoch wurde er still und begann zu überlegen. Es sah im Grunde etwas lächerlich aus, wenn Hassan überlegte, weil ihm das Denken (zu seinem Vorteil) schwerfiel. Trotzdem suchte er augenscheinlich nach der richtigen Lösung. Dann hatte er sie gefunden: »Und wie war's, Sohn, wenn du von neuem beginnst? Alles noch einmal, verstehst du? Sieh mal, du bist doch ein schlauer Kopf, nicht so einer wie ich.«

»Ach Scheiße, Hassan, was soll ich denn noch von vorne beginnen? Ich habe ja gar nicht erst angefangen. Schau, ich kann mich nicht ändern, und du kannst dich nicht ändern, glaub mir, kein Mensch kann sich ändern. Und ich habe auch keine große Lust, schon wieder den Affen zu markieren.«

Hassan blickte besorgt drein, und in seinen Zügen spiegelten sich Hoffnungslosigkeit und Anteilnahme. Das gefiel mir. Ich meine damit, daß er nicht gleich wie alle anderen den Klugscheißer spielte, der für jegliche Schwierigkeit eine Patentlösung parat hat.

Naja, wir becherten dann noch eine ganze Weile so weiter, schwätzten über dieses und jenes und sprachen uns gegenseitig etwas Mut zu. Hassan sagte noch:

»Alles geht so schnell vorüber, Sohn. Und man kann nichts halten. Keine Freude, keine Liebe, kein Glück.«

Eigenartig, genau das hatte ich einmal zu Christa gesagt.

Punkt vier Uhr befand ich mich endlich im Bett und versuchte einzuschlafen. Ich hatte mich so um drei von Hassan verabschiedet, nachdem er durch übermäßigen Alkoholkonsum vom Stuhl gekippt war. Zum Schluß hatte er nur noch Schweinereien gesagt, über die ich jedesmal lachen mußte. Mir war aber Gott weiß nicht nach Lachen zumute, darum ging ich einfach weg.

Unterwegs torkelte ich an der »Lupe« vorbei, dem Kino, in dem »Citizen Kane« lief, und betrachtete durch meine vollends glasigen Augen die Plakate und Fotos im Aushang. Dort hing ein Bild von diesem Charles Forster Kane, wie er sterbend im Bett liegt und mit der rechten Hand diese Glaskugel umklammert, in der sich eine kleine Holzhütte mitten in einer Schneelandschaft befindet. Da ich den Film zimal gesehen hatte, wußte ich, was danach passieren würde. Kane würde noch einmal die Glaskugel schütteln, der Schnee würde auflodern, auf das Haus niederschneien und Kane würde mühsam die Lippen bewegen, unter größten Anstrengungen das berühmte »Rosebud« ausstoßen und die Glaskugel aus der Hand fallenlassen. Die Glaskugel stürzt in Zeitlupe auf den Boden, zerbricht in tausend Scherben und Kane kratzt ab. Das ist der Anfang des Filmes. Und nun machen sich einige Reporter auf die Socken, um zu erfahren, was es eigentlich mit dem letzten Wort des Milliardärs auf sich hat. Warum sagte er »Rosebud«? Warum sagte er nicht »Die Welt ist tief« oder sonst so was? Wer oder was war »Rosebud«? Nun, jedenfalls kämmen diese eifrigen Reporter Kanes ganzes Leben durch. Alles wird recherchiert: seine Kindheit, sein Beruf, seine Marotten,

seine Träume, seine Frauen und Affären, kurzum »Bürger« Kane wird vor den Augen der Zuschauer in seine Bestandteile zerlegt. Dabei stellt sich heraus, daß dieser hyperreiche Mann genaugenommen so gut wie niemals glücklich gewesen war. Immer wieder fiel er auf die Schnauze; seine Kindheit war der absolute Horror; seine zahllosen Liebschaften verkümmerten zu steinernen Ritualen; seine Freunde verließen ihn, weil sie es mit ihm nicht aushielten; sein Traum, eine große und angesehene Zeitung aufzubauen, schlug kläglich fehl. Und obwohl Kane der reichste Mann der Welt blieb, starb er ureinsam, traurig, verbittert, hilflos und ohne jemals richtig erfahren zu haben, was Liebe ist.

Jedenfalls finden diese Reporter am Ende des Filmes immer noch nicht heraus, was »Rosebud« ist und geben's auf. Nur der Zuschauer kann in der SchlußEinstellung erkennen, um was es sich bei diesem Wort gehandelt hat. Aber wenn ihr jetzt glaubt, daß ich euch das Geheimnis preisgebe, so seid ihr ganz schön auf dem Holzweg. Geht gefälligst selbst in den Film hinein, dann erfahrt ihr auch im einzelnen, wer dieser armselige Typ namens Kane war.

Ich lag im Bett, dachte an Citizen Kane, dachte an Christa und dachte nebenbei auch an die harte Realität, nämlich, wie es nun mit mir weitergehen sollte. Da ging mir ein Licht auf! Urplötzlich sah ich die »Endlösung«: Also ich war ganz schön kaputt, hatte den tiefsten Punkt meines Lebens erreicht; schlimmer konnte es nur noch kommen, wenn ich auf einmal eine Schwangerschaftspsychose gekriegt hätte oder so. Christa hatte mich aufgegeben – fast aufgegeben! Ich war arbeitslos, wollte auch gar nicht arbeiten. Seit langem hatte ich nichts geschrieben, wollte auch gar nichts schreiben. Mein kleines Geldreservoir ging langsam zur Neige, und ich verspürte jeden Abend die immer größer

werdende Lust zu saufen. Kurzum, ich war sozusagen fast tot. Der einzige Mensch, der mich wieder zum Leben erwecken konnte, der mir neuen Lebensmut zu spenden vermochte, dieser Mensch war einzig und allein meine liebe, süße, schöne Christa.

Ich dachte also, wenn Christa wieder zurückkommt und sagt, daß sie sich für mich entschieden hat, dann werde ich – wie Hassan es vorgeschlagen hatte – einfach von vorn beginnen und mir ein neues Leben aufbauen. Falls sie jedoch wieder zurückkommt (und falls sie überhaupt jemals wieder zurückkommt) und mir behutsam beibringt, daß zwischen uns alles gelaufen ist, dann werde ich mich schlicht und einfach umbringen. Hier muß ich allerdings kurz anmerken, daß ich damals großes Vertrauen in die Man-legt-sich-einfach-hin-und-stirbt-Theorie hegte.

Ich sumnte ein paar Lieder vor mich hin (Spiel mir das Lied vom Tod), drehte mich danach auf die Seite, spielte »Akif als Toter« und schlief ein.

Wo sind all die Schulumädchen hin, die ich bis vor ihrer Haustür beschattet habe? Wo ist jetzt Marion? Jetzt, in diesem Augenblick. Was treibt nun Elfi? Was ist eigentlich aus Maria geworden? Besitzt Sabine einen anständigen Ehemann? Wo Petra? Wo Gabi? Wo die rehägige Lissy? ... Ach, es waren ja so viele!

Mächtig, übermächtig liegen die bundesdeutschen Schulen da. Manchmal sind sie von tiefem Schnee umhüllt. An schwülen Sommervormittagen scheint die gutmütige Sonne in ihre Klassenzimmer. Sie trotzen Regen und Wind, ihre Mauern erzählen bestsellerverdächtige Tragödien und Komödien. Sie haben enorm viel erlebt, diese kolossalen Alt- und Neubauten. Sie unterteilen sich in Volksschulen, Realschulen, Gymnasien und ähnliche Liebeskatastrophen.

Ein wenig aus der Schule plaudern: also von den Anfängen der furchtbar pickeligen Pubertät, von der Entdeckung des schrecklichen Gefühls und dessen verheerenden Folgen. Von dem unbeschreibbaren Moment der Glückseligkeit, als sie in diesem abbruchreifen Klassenzimmer sich vorsichtig umblickend sagte: »Vielleicht können wir uns morgen treffen – vielleicht!« Von der Eisdiele des Italieners »Gino« (dem Zentraltreff jener göttlichen Wesen) und den antiken, römischen Baulichkeiten, die in Überfülle an die Wände des Lokals gemalt waren. Und von dem jungfräulichen, eulenhaften, sonderbaren, altklugen, nervösen, unsicheren, schüchternen, schlauen, gesellschaftlich ungeschickten und frustrierten Jugendlichen namens Akif, der da einwanderte aus einem arschfremden Land, um den

abendländischen Mädchen beizubringen, was Liebe ist.

Oh, laßt mich erzählen! Von Trauer und Tod! Von Liebe und Leid! Vom Alleinsein, vom Kaputtsein, vom Monstersein, vom Niemandsein, vom Nichtssein, vom Sein und dem Nichts!

Was passierte in dieser Zeit? Was war in diesen Jahren bloß geschehen, daß ich meine unglückselige, einsame Jugend und meine kranken Liebeserfahrungen fortwährend mit diesem verhaßten Machwerk von Schule in Verbindung bringe? Es passierte vieles und gar nichts!

Vieles insofern, als ich mich stets in der Schule oder auf irgendeinem Grundstück der Schule oder in der Umgebung der Schule oder unterwegs zur Schule oder auf der Heimfahrt von der Schule oder in Gedanken an die Schule in ein unantastbares, zuckersüßes Wesen verknallte, auch wenn ich es mir manchmal nur einredete, und ausschließlich in Hoffnungen, Träumen und Selbstlügen schwelgte. Gar nichts insoweit, als sich zwischen mir und diesen auserkorenen Engeln tatsächlich nichts abspielte. Unaufhörlich versuchte ich, trotz des Kotzgefühls, das mich dabei überkam, meine zukünftigen Freundinnen anzusprechen, sie auf ein Eis oder sonstigen Scheißdreck, den sie gern fraßen, einzuladen, schlug ihnen vor, sie nach Hause zu begleiten, worüber sie am wenigsten erfreut waren, oder bat sie aus einem nichtigen Grund, bei mir selbst vorbeizuschauen. Es gab natürlich auch solche Liebeskandidatinnen, die unansprechbar waren. Derartige Traumexemplare schaute man sich zu meiner Zeit nur aus der Ferne an, denn der Gedanke, eines Tages mit ihnen zu gehen, war nicht nur absurd, sondern geradezu schizophren! Auf solche unnahbaren Halbgöttinnen, die in den Unterrichtspausen stets von einer Horde genauso gieriger, jedoch anmutiger Knaben umzingelt waren, hatte man schlicht und einfach nur zu

wachsen. Sonst nichts! Ja, wenn ich mir das alles so durch den Kopf gehen lasse, komme ich unweigerlich zu der Erkenntnis, daß ich meine ganze Jugend verwichst habe – für nichts und wieder nichts!

Doch zurück zu den Mädchen in, um und im Zusammenhang mit den Schulen. Einige unter ihnen waren wahrhaftig nett, gaben ein Küßchen, wenn es sein mußte, lächelten, wenn sie mich sahen, unterhielten sich ernsthaft mit mir. Aber es blieb bei der Nettigkeit, welche wohl auch ein bißchen von der Schulatmosphäre herrührte. Liebe war niemals drin, und schon gar nicht die körperliche. Ich dachte damals, diese Mädchen sind alle geisteskrank, sie verlieben sich in die hyperdoofsten Typen. Warum nicht auch mal in mich? Am beliebtesten waren selbstverständlich die Sportidioten. Die gingen weg wie warme Semmeln. Ihnen folgten die Superschönlinge der Schule. Doch leider standen sie immer unter den Klauen einer gleichrangig Schönen und waren deshalb fast das ganze Jahr über aus dem Gesellschaftsspiel der Liebe ausgeschlossen. Als letztes kamen die einigermaßen ansehbaren Intellektuellen und die nachgemachten Wilden. Der Rest war herkömmliches Material und mußte sich mit dem zufriedengeben, was übrig blieb. Was übrig blieb, waren zunächst einmal die häßlichen Mädchen, mit denen niemand etwas zu tun haben wollte und die mir so leid taten, weil sie so erschreckend häßlich aussahen, mit denen ich jedoch ansonsten auch nichts zu tun haben wollte. Zu dem Mädchenüberrest in den Schulen gehörten noch die abnormal Verklemmten, die bei mir andauernd ein Jammerschade-Gefühl hervorriefen, als ob gerade ich sie gekriegt hätte, wenn sie plötzlich frei geworden wären, und die Sorte der sogenannten schwierigen Mädchen, mit denen kein junger Mann auskam. Nicht einmal ich. Alles andere war besetzt, vergeben, verliebt, verlobt oder

wartete die Zeit ab, bis ihr Traumboy von seiner Freundin verlassen wurde.

Damals, zu jener Zeit, als ich widerwillig diese Schulen besuchen und Tag für Tag anschauen mußte, was mir so im Leben entging, war mein Horizont nicht sonderlich groß. Ich glaube auch, daß es mir wenig genützt hätte. Denn: Wer kennt nicht die lautseligen, farbigbeleuchteten Klassenfeten und Schulbälle, wo die knackigen Mädchen in seltsame, verführerische Parfümwolken gehüllt, ihre von Sekunde zu Sekunde voller werdenden Brüste zur Schau tragen und sich von der allerliebsten Seite zeigen? Wer kennt jene optischen Täuschungen nicht? Mit optischen Täuschungen meine ich, daß man dieses mit lauter jungen Knospen überfüllte Gesamtbild mit der Iris wahrnimmt und fälschlicherweise denkt, es müsse unter so vielen Herrlichkeiten auch eine Passende für einen selbst dabei sein. Welches kultivierte Lebewesen bekommt es nicht mit wehleidigen, sinnlosen Gefühlen zu tun, wenn es sich an jene Schulbusse und Schulzüge erinnert, gefüllt mit zerstörtem Morgenschlaf, folternden Gedanken an die bevorstehende Matheprüfung und letztlich mit diesen falschen Engeln, die sich mit ihren meist extrem häßlichen Freundinnen lebhaft über alle Jungen auf der Welt unterhielten, aber nur nicht über dich? Doch alle Schulbusse sind mit vier Gummireifen ausgestattet, die rollen und rollen, unentwegt rollen. Fahrzeuge sind gebaut, um zu fahren. Besonders Schulbusse sind niemals aufzuhalten. Sie müssen ihren Zeitplan strengstens einhalten, denn sie transportieren kleine, unwissende Menschen, die für das Leben lernen – lernen, daß das Leben nicht den physikalischen, biologischen, arithmetischen, soziologischen, überhaupt logischen Gesetzmäßigkeiten folgt, sondern allein den schmerzlichen, sinnlosen und tödlichen. Aber es gibt auch

Haltestellen, und manche steigen aus und kehren nie mehr in diesen breitbeglasten, nach frischem Mädchenschweiß duftenden Wagen zurück. Sie steigen aus und gehen zu Fuß ihren Weg. Einsam, im Kopf noch die Erinnerung, daß sie stets auf dem Hintersitz saß, in das dicke »English for you« blickte, daß sie sich mit ihren zarten Fingern einige Male in der Nase bohrte, daß sie verboten schön aussah und man selbst wissenschaftlich genau wußte, daß man allein mit ihr glücklich werden konnte.

Aber alle Schulbusse fuhren so schnell, so schnell an einem vorüber, nachdem man ausgestiegen war. Und zurück blieb in diesem giftigen Auspuffnebel neben der Haltestelle am Supermarkt nur einer, der aus diesen kranken Erinnerungen sein Leben lang nicht mehr herausfand, der diese für ihn derart komplizierte und ungerechte Welt niemals verstand. Zurück blieb Graf Dracula, der nicht sterben darf, weil das Blut jener Schönen ihn immer wieder zum Leben erweckt. Zurück blieb ein Ausgewachsener, der dennoch aus dem Kindesalter nicht herauswuchs, weil er unaufhörlich an seine kalte Vergangenheit denken mußte. Und zurück blieben irgendwelche Atomkombinationen, die man im Volksmunde als Tränen bezeichnet, die jedoch für nichts gut sind, nicht einmal für denjenigen, der sie fabriziert. Und zurück blieben vergilbte Spermaflecken auf dem schneeweißen Laken. Zurück blieben sorgfältig durchdachte Träume von der Zweisamkeit auf einer kleinen, abgelegenen Insel in der Karibik, auf der man sich nur von Fisch und Obst ernährt. Primitive, lächerliche Träume, ohne Hoffnung auf Erfüllung, Träume, die geträumt wurden, damit man nicht in einem wilden Anfall Selbstmord beging. Und zurück blieb eine seelenlose, schwierige Generation, meine von mir geliebte und gehaßte Generation, die ihren Weg ging wie jede andere

Generation – nur noch qualvoller, noch komplizierter, noch liebloser, noch verlorener. Zurück blieb an dieser verregneten Haltestelle ich allein. Ich, der anders sein wollte als die anderen, weil ihm alles nicht gefiel, und der doch wurde wie die anderen – nur viel schlimmer! Ich blieb zurück, von der Liebe, von der Schule, von den Freunden, vom Vater, von der Mutter, von der eigenen Entwicklung, von Visionen, von allen, von allem enttäuscht und gedemütigt. Ohne Hilfe, ohne Verstand, ohne Hoffnung und ohne Glauben an ein glückseliges Fortleben nach dem Tode. Zurück blieb ich, zurück bliebst du und alle anderen, die sich ernsthaft vorgenommen hatten, zu leben, wenn sie schon einmal geboren waren.

In jenen Tagen dachte ich tatsächlich unablässig an so was. Christa hatte sich seit zwölf Tagen nirgends blicken lassen, und deswegen war ich so ziemlich am Ende, ohne vorherzuahnen, was mich noch alles erwartete und was überhaupt ein richtiges Ende ist. Diese für mich an eine Ewigkeit grenzende Zeit verbrachte ich in meinem schäbigen Acht-Quadratmeter-Zimmer, ging nur mehr hinaus, um den Müll wegzuschaffen, weil ich den Gestank nicht ertrug, oder eine Ladung Pommes und Wein zu kaufen. Ich soff und rauchte wie ein Irrer, sah fern bis zum Testbild und schwelgte halt die meiste Zeit in diesen verdammten Erinnerungen. Diese traurigen Erinnerungen waren nicht die an Christa. Sie war sozusagen der Höhepunkt meiner glücklosen Entwicklung gewesen. Nein, die Erinnerungen an Christa waren auch zu frisch, noch unvergilbt und zum größten Teil sehr schön. Statt mit diesen nährte ich mein kolossales Selbstmitleid mit denen aus der Steinzeit, eben mit solchen aus der Schule und der Pubertät.

Ich zerbrach mir wirklich den ganzen Tag den Kopf darüber, was inzwischen aus diesen unnahbaren Mädchen, in die ich mich damals reihenweise verliebt hatte, geworden war. Viele hatte ich seit langem nicht gesehen, wußte nicht, was sie taten, mit welchem Knallkopf sie jetzt gingen, wie sie aussahen, wie es um sie stand, oder ob sie gar geheiratet hatten. Mit der Zeit begannen mich diese schwachsinnigen Gedanken richtig zu nerven. Ich wollte unbedingt all meine kleinen Geliebten wiedersehen. Ich wollte ihnen wieder ganz tief in die Augen blicken, wollte mich über sie lustig machen, wollte erfahren, was

alles passiert war, seitdem ich von ihnen abgelassen hatte. Hirnloserweise interessierte mich am meisten, ob sie nun, im Augenblick, glücklich waren. An diesem Gedanken hatte ich einen gewaltigen Narren gefressen. Ich wäre vor Neugierde beinahe gestorben. Andererseits dachte ich wieder, daß sie jetzt mit Sicherheit glücklich wären, denn allesamt sahen zum Notzüchten schön aus, und schöne Menschen sind ungefähr zu 99,9% ihres Lebens glücklich. Jedenfalls konnte ich die Geschichte drehen und wenden wie ich wollte, ich wußte nie mit absoluter Sicherheit, was aus ihnen geworden war.

Diese Phase des Wartens auf Fräulein Born brachte es auch mit sich, daß mir das bißchen Geld sehr leicht aus den Händen ging. Ich brauchte Ablenkung, Betäubung und Belustigung, damit ich Christas lustlosen Trennungskuß vergaß, der mich noch erwartete. Denn wenn ich auch nicht wußte, wie es nun meinen ehemaligen Angebeteten ging, so wußte ich doch genau, was ich von Christa zu erwarten hatte: den unmenschlichen Trennungskuß!

Das mit dem Geld ließ mich so ziemlich kalt, weil ich fest entschlossen war, mich nach diesem Kuß umzubringen. Natürlich hätte ich gleich Schluß machen können, aber sie hatte ja zu guter Letzt diesen Blödsinn mit dem »Besinnen« gebracht und mich in einer absolut hoffnungslosen Hoffnung zurückgelassen. Ich spielte den Optimisten – leider ungeheuer erbärmlich.

Da ich mich nur in diesem stickigen Loch aufhielt, änderte sich meine Gesichtsfarbe täglich. Erst wurde sie rot, dann gelb, dann grün, dann blau. Akif, das traurige Chamäleon von Köln. In der Nacht hatte ich immer wieder mit starken Hustenanfällen zu kämpfen, würgte nach Luft und spuckte fette Klumpen ekelhafter Rotze. Aber am schlimmsten nervten mich diese grauenhaften Kreislaufstörungen. Immer wenn ich etwas Hastiges

unternahm, zum Beispiel eine stinknormale Treppe hochsteigen, begann sich alles wie ein Karussell um mich zu drehen, und mir wurde schwarz vor den Augen. So was wie Kraft oder Ausdauer war mir mittlerweile gänzlich abhanden gekommen, und so beschloß ich irgendwann, nichts Eiliges mehr zu veranstalten, sondern mich nur noch wie ein invalider Greis im Zeitlupentempo zu bewegen. Eines Tages, es war der Dreizehnte, half schließlich gar nichts mehr. Ich zeigte auffällige Zerfallserscheinungen, mit anderen Worten, in einem meiner immer seltener werdenden nüchternen Augenblicke stellte ich fest, daß ich schwerkrank geworden war. Ich konnte es nur noch im Bett aushaken; wenn ich aufstand, mußte ich kotzen. Mein Körper schien die Kontrolle über sich selbst verloren zu haben und – das war ziemlich häßlich –, ich konnte mich langsam zu den anonymen Alkoholikern zählen. Dazu kam, daß ich an diesem Tag wirklich fürchtete, daß mir vor lauter Grübeleien der Schädel explodieren würde. Es war also soweit: Ich starb! Langsam, unmerklich, leise, bescheiden und ohne großes Aufsehen. Ich raffte mich vom Bett hoch und betrachtete das Zimmer. Es sah hier schlimmer aus als auf einer Müllhalde. Auf dem Boden befanden sich leere Weinflaschen, zerknüllte Freßverpackungen, allerlei Kleindreck und Staubansammlungen, welche mittlerweile durch die verschütteten Flüssigkeiten zu einem klebrigen Schmutzteppich verhärtet waren. Überall lagen schmutzige Kleidungsstücke zerstreut; verfaulte, stinkende Socken und Unterhosen pumpen giftige Gase in die Luft. Der kleine Schreibtisch und meine sorgfältig darauf aufgestapelten Kunstwerke waren übersät mit Zigarettentümmeln, der grauen Mondlandschaft übelriechender Asche und vielerlei Hausmist. Seit längerer Zeit hegte ich den Verdacht, daß meine Augen einer

komplizierten Trübung zum Opfer gefallen waren, weil das früher sehr klare Bild des Kofferfernsehers von Tag zu Tag dunkler und unschärfer wurde.

Als ich das Ding nun genauer untersuchte, stellte ich erschrocken fest, daß der Schirm einen Staubüberzug von mindestens zwei Zentimetern Dicke besaß. Das ganze Zimmer glich einem vertrockneten Meer von Kloake und Tod. Angesichts dieses Ekelgemäldes, das sich nicht einmal ein guter Enviroment-Künstler hätte einfallen lassen können, wurde mir auch gleich wieder schlagartig übel. Mit Müh und Not schaffte ich es bis zum Waschbecken, das im Grunde das abscheulichste Detail dieses ungewollten Kunstwerkes war, und kotzte voll drauf los. Doch mein Bauch schien sich nicht leeren zu wollen. Immer wieder schoß dieser kunterbunte Brei aus mir hervor und wurde zusätzlich von schmerzlichen Krämpfen begleitet. Ich konnte mir die morgige Schlagzeile schon vorstellen: »Junger Türke starb an Kotzanfall!«

Nach einer Weile begann mein Magen wieder Ruhe zu geben. Ich entfernte mich vorsichtig vom Waschbecken und riß das Fenster auf. Die hereinströmende frische Luft tat mir ein wenig gut und ich verzog mich auf das Bett.

Nein, so einen Abgang wollte ich nicht haben. Nicht so einen! Den Gefallen würde ich Christa nicht tun, daß ihr eines Tages zu Ohren kam, ich sei an einem Kreislaufkollaps oder am Onanieren zugrunde gegangen. Das war nicht das, was ich unter Tod verstand. Ich wollte einfach nicht an Alkohol oder an einer x-beliebigen faden Krankheit sterben. Niemals, niemals hatte ich mit dem Gedanken gespielt, mich mit einem Furz aus dem Leben zu verabschieden! Ich wollte sterben wie ein Sieger, mit literweise Blut, und nicht wie ein lausiger Penner, den Mund voll Kotze und fauler Zähne!

All das ging mir blitzartig durch den Kopf, und plötzlich fühlte ich mich wieder so einsam, so verlassen und so gedemütigt. Mein Körper krümmte sich zu einer Kugel, meine Arme umklammerten fest meine Beine, ich verwandelte mich in ein kleines, hilfloses Kind – und unweigerlich begann ich wieder zu weinen. Erst sehr still und gehemmt, mit Schamgefühlen, weil ich schon wieder weinte. Doch dann lauter, zügelloser, tiefer, freier, schließlich von ganzem Herzen, mit meinem gesamten Körper. Zwischendurch mußte ich unwillkürlich stocken, kriegte keine Luft, schrie auf und weinte mit allen Kräften aufs neue los. Großer Gott, warum heulte ich wie ein Bekloppter? Hatte ich denn nichts anderes zu tun, als dumm rum zu heulen? Oder war das der berüchtigte Weinkrampf? Jedenfalls mußte die ganze Angelegenheit, die bei mir allmählich chronische Züge annahm, irgendwie auf so was hinauslaufen, denn als normal konnte man ein derartiges Verhalten nicht mehr bezeichnen.

Etwas später legte sich das Weinen ein bißchen, hörte jedoch nicht auf. Wenigstens weinte ich jetzt wie ein normaler Mensch und zappelte nicht rum wie ein Hampelmann. Mein Körper war durch die Tränenüberschwemmung klitschnaß geworden, meine Knie, auf die ich die Lippen preßte, schmeckten salzig. Ich legte mich auf den Rücken und streckte sämtliche Glieder auseinander. Nun liefen mir die Tränen entlang der Schläfen in die Haare und sammelten sich in den Ohrmuscheln zu kleinen Wasserlachen.

Mit einem Mal verspürte ich den Drang, Christa anzuflehen. Ich wollte sie bitten, bei mir zu bleiben, obwohl sich außer mir an Lebewesen nur irgendwelche schädlichen Mikroben mit hochkomplizierten Namen in diesem Horrorraum befanden.

Weinend sprach ich zu meiner unsichtbaren Christa:

»O Christa, ich vermisse dich so sehr. Liebe, süße, schöne Christa! Mein Liebchen, mein Herz, mein Leben, mein alles ... Wo bist du, Christa? Du bist so weit weg von mir – so weit weg – so weit weg! (Große Heuleinlage) ... Komm zurück, liebe Christa, komm schnell zurück und hab mich lieb – hab mich lieb – hab mich lieb! (Allergrößte Heuleinlage) ... O Christa, Christine, ich werde dir nie wieder weh tun. Nie mehr, ich schwöre es! Komm aber schnell her und halte mich fest. (Königliche Heuleinlage, unterbrochen durch zwei Hustenattacken) ... Christa, mein Liebling, mein Schatz, laß mich hier nicht allein, bitte nicht allein lassen! Ich liebe dich! Ich liebe dich so sehr – so sehr – so sehr ...«

Naja, alles in allem hatte das große Flennen zirka eine halbe Stunde gedauert. Danach war ich wieder still, fühlte mich ruhiger, gedankenleerer und befreiter.

Ich blieb noch eine gute Weile so im Bett liegen, entspannte mich ordentlich und beschloß dann, mich doch nicht so überstürzt aufzugeben. Es war ja immer noch drin, daß Christa und ich wieder zusammenfanden. Herr im Himmel, wie konnte ich nur so dämlich und feige sein und mich dem Alkohol, all der Scheiße hier und tödlichen Depressionen ausliefern! In diesem Moment hätte ich mir vor Wut beinahe selbst in den Arsch gebissen.

Sogleich verfaßte ich in Gedanken einen strengen Arbeitsplan:

Schmutzige Wäsche und das nach Kacke und Lepra stinkende Bettzeug in die Wäscherei bringen und fünf Stunden später wieder abholen.

Diese Kanalisation en miniature, welche ich irr tümlicherweise tagelang als mein Zimmer betrachtet hatte, aufräumen, kehren, putzen, scheuern, desinfizieren und alle in diesem Ort befindlichen Läuse, Würmer,

Insekten und andere unschuldige Wesen kaltblütig totschiagen.

Nachdem die sauberen Klamotten aus der Wäscherei zurück sind, ins Bad steigen, ungefähr drei Stunden drinbleiben, danach das Wasser auswechseln, noch eine gute Stunde in der Wanne verbringen, sieben- bis achtmal Zähne putzen, rasieren, die zu nützlichen Gliedmaßen ausgewachsenen Nägel entfernen und zum Schluß die Haare frisieren, bis man in mir schemenhaft die Umrisse eines Menschen erkennt.

Sehr gesund essen gehen. 80 % Gemüse und Obst, der Rest gutes Fleisch + Verschiedenes. Kein Alkohol! Keine aufgedonnerten, fettigen Braten!

Und 5., der wichtigste Punkt im Plan: Versuchen, Christa telefonisch in Mönchengladbach zu erreichen.

Gegen fünf Uhr strahlte meine Bude wie die Studioküche aus der Reinigungsmittelreklame. Ich hätte mir nie im Leben vorstellen können, daß das Säubern von acht Quadratmetern genau sechs Stunden in Anspruch nehmen würde. Als Krönung meiner Hausfrauenleidenschaft ging ich nachträglich das gesamte Zimmer mit einem Raumspray durch – Dufttyp »Edeltanne« –, besorgte weggeschmissene Blumen aus dem Hof und stellte sie in eine kleine Vase. Beim Ajax, war das eine Pracht! Nun war ich ungeheuer stolz auf mich und klopfte mir zirka hundertmal selber auf die Schulter – und das nicht zu Unrecht. Denn ich hatte mit dem verfaulten Wrack von Organismus die Leistung gebracht, einen monströsen Hügel aus Scheiße und Pisse in das Elysium zu verwandeln. Es ist wirklich keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich nach dieser mühseligen Arbeit wie ein Schornsteinfeger aussah und wie ein Kanalarbeiter roch.

Nachdem die Sachen aus der Wäscherei abgeholt waren, lag ich um halb sechs endlich in der Badewanne und ließ mich vom heißen Wasser streicheln. Wasser – das unvergleichliche Element, aus dem alles Leben entstand. Auch ich. Auch Christa! Was für ein faszinierender Gedanke. Vor Millionen Jahren waren wir noch uninteressante Atome eines armen Einzellers. Und inzwischen, unendliche Zeitspannen nachdem dieser unbekannte Einzeller an irgendwas Beknacktem eingegangen war (womöglich an einer unglücklichen Liebe), hatte sich die Mutter Natur derart gut und vielschichtig entwickelt, daß Christa und ich uns gegenseitig die Köpfe blau hauten. Theoretisch waren wir also entfernte Verwandte.

Ich stieß einen unheimlichen Lacher aus. Danach freute ich mich darüber, daß ich wieder lachen konnte. Beinahe hatte ich es verlernt. Es stimmte, das Leben war ein Wunder!

Das Badewasser allerdings besaß, nachdem ich es für meine körperliche Reinigung mißbraucht hatte, fast keine Ähnlichkeit mehr mit jenem wundersamen Element. Ich unterzog mich noch einer gründlichen Spülung, trocknete mich ab, ging in das Zimmer zurück, das etwas zu stark nach diesen Edeltannen duftete, und stand dann schließlich vor dem kleinen Spiegel, um mich zu frisieren.

Tiefsinnig und sehr lange glotzte ich in den Spiegel. Diese dreizehn Tage der Folter und des Selbstmitleides hatten meine Physiognomie regelrecht entstellt. Meine Augen trugen große, braune Ränder, Anzeichen von Falten wurden sichtbar. Das Gesicht selbst war durch das emsige Weintrinken ballonhaft angeschwollen und sah überhaupt so ziemlich aus den Fugen geraten aus. Ich war eigentlich niemals der Überzeugung gewesen, daß ich von Gott oder von wem auch immer mit einer außerirdischen

Schönheit gesegnet worden wäre, aber dieses grauenhafte Spiegelbild erschreckte mich in diesem Moment beinahe zu Tode. Innerhalb von dreizehn Tagen war ich um Jahre gealtert, ohne wirklich alt zu sein. Als ich mir so mein ungewohntes Spiegelbild ansah, dachte ich noch: Scheiße, irgendwie wird man doch alt, egal wie, man altert. Unaufhaltsam, ohne großes Aufsehen und rasch. Ich dachte, ein Jahr später werde ich ein Jahr älter aussehen. Aber ich werde es nicht merken – niemand wird es merken! Und wenn etliche Jahre vergangen sind, bin ich ein sehr alter Mann. Dann werde ich erneut in den Spiegel schauen, wie jetzt, in diesem Augenblick, und werde erneut feststellen, daß ich schon wieder gealtert bin. Was würde ich da wohl denken? Woran würde ich mich da wohl am besten erinnern können? Welche unvergeßlichen Szenen würden mich da wohl zum Weinen bringen? Oder zum Lachen oder zum Glücklichsein oder zum Sterben? Das verstand man also unter dem berühmten Geheimnis des Lebens: alle paar Jahre in den Spiegel blicken, sich äußerlich verändert sehen und sich an etwas erinnern. Vielleicht an Liebe. Warum nicht an Liebe? Sich erinnern, daß das Ganze sich so oder so abgespielt hat, daß das Ganze sich anders abgespielt hätte, wenn alles anders gekommen wäre, traurig darüber sein, daß alles nicht anders gekommen ist, sondern so wie in der Erinnerung und weinen, unaufhörlich weinen. Deswegen weinen, weil man lauter schöne Sachen verpaßt hat, weinen auch deshalb, weil einem stets die Hände gebunden waren, weil man immer gezwungen war, all das Leben an sich vorbeigehen zu lassen. Oder vielleicht lachen? Zufrieden sein? Einsehen, daß das Ganze, so wie es war, unheimlich schön war und daß das Ganze genug war? Also doch lachen? Lachen? Ja? Lachen?

Aber ich wollte jetzt weder lachen noch weinen. Ich

wollte Christa anrufen!

Auf der Vondelstraße war nichts los und die Luft roch verdammt nach Tod. Der Chlodwigplatz lag nur einige hundert Meter entfernt, und dort kannte ich auch ein gutes Lokal, in dem ich meinen Bauch mit vitaminreichen Delikatessen vollschlagen konnte. Naja, ich bewegte mich also langsam dahin, aber an der Ecke zur Merovingerstraße prallte ich auf Laszlo. Als er mich sah, flippte er zuerst mal total aus.

»Wie siehst du denn aus!« stammelte er überrascht.

Mein Gott, wie lange war es eigentlich schon her, daß ich ihn nicht mehr gesehen hatte? Jedenfalls mußte das ziemlich lange hergewesen sein.

Jawohl, so ein großes Arschloch war ich! Da brauchte nur so ein Mädchen daherzukommen, und schon vergaß ich meine besten Freunde. Aber vermutlich geht das jedem so. Ich weiß nicht. Als ich mir Laszlo etwas genauer betrachtete, stellte ich fest, daß auch er nicht gerade eine wundersame Verjüngungskur durchgemacht hatte.

»Wie sehe ich aus?« sagte ich unschuldig.

»Weiß nicht. So krank irgendwie, so down.«

»Ach Scheiße, guck dich doch selber an.«

»Okay, lassen wir das. Also warum kommst du deinen alten Freund Laszlo nicht mehr besuchen? Bist du etwa in diese Hari-Krishna-Sekte eingetreten?«

»Und warum läßt du dich nicht mehr blicken?«

»Junge, was meinst du, wo ich gerade hin wollte? Außerdem habe ich gedacht, daß ich euch bestimmt stören würde, wenn ich wie früher alle paar Tage bei dir hereingeplatzt käme. Ich meine, das geht doch nicht. Du

und dein Glück, diese – wie hieß sie noch mal? Christa, nicht? Du hast doch mit der Alten immer was Besseres vorgehabt, als mit mir sinnlos rumzusaufen. Oder? Stimmt's nicht?«

»Laszlo, mir kommen gleich die Tränen.«

Mechanisch schlugen wir den Weg zum Chlodwigplatz ein. Zwei alte Kriegskameraden hatten sich wiedergefunden! Zwei ungesunde, leidenschaftliche Wichser! Einer einsamer, todschwangerer, ablenkungsbedürftiger als der andere. Einer ohne Kopf, einer ohne Beine. Bei einem war es Krebs, bei dem anderen die Pest. Tja, nun hatte ich meinen guten alten Laszlo wieder und damit auch die Vergangenheit. Das heißt, die Vergangenheit von vor Christa! Genaugenommen eine recht erträgliche Vergangenheit, weil ich damals noch keinen blassen Schimmer davon hatte, was es heißt, mit einem einfühlsamen Wesen ins Bett zu steigen, das man abgöttisch liebt. Zu dieser grauenhaften Zeit mit Laszlo hatte ich noch nicht gewußt, wie angenehm es einen treffen kann, wenn man morgens mit einem lachenden Gesicht neben sich aufwacht, das sogleich fragt: »Hast du Durst?«, statt mit einem zerfledderten Pornoheftchen unter dem Kissen, das nur schreit: »Nummer 79. Diesmal mit den wollüstigen Nonnen aus der Kapuzinergruft!«. Solange man nicht weiß, was Glück wirklich ist, hält man die Todesqualen aus. Man geht saufen, ärgert die Leute, pfeift hinter Mädchen her, man besucht auch mal den Puff, wenn es sein muß, man ist halt ein kleiner, dummer Wichser, eine Null und findet sich damit ab.

Die große Preisfrage hieß nun: Würden diese leblosen Zeiten wieder zurückkehren? Und die optimistische Antwort lautete selbstverständlich: *Nein!* Noch war der Kampf nicht entschieden. Noch war gar nichts

entschieden.

Wir hatten lange geschwiegen. Keiner von uns hatte Lust gehabt, dem anderen zu berichten, was alles passiert war, seitdem wir uns nicht mehr gesehen hatten. Ich am allerwenigsten. Es kam nicht einmal die Frage auf, wohin wir eigentlich marschierten. Dann überblickte Laszlo wohl die Lage.

»Was ist denn? Ist da was mit Christa? Seid ihr wieder auseinander oder so?«

Ich schaute nachdenklich auf den Boden. Mir war jetzt nicht danach, ihm diese ganze Tragödie runterzulassen. Er konnte sich ja aus meinem Anblick zusammenreimen, was zur Zeit lief. Denn ich sah wirklich nicht so aus, als bekäme ich jeden Abend ein Glas warme Milch und ein Gutenachtküßchen von Christa. Seine Frage war reine Routine.

»Gar nichts ist«, sagte ich lustlos, »was hast du alles getrieben? Erzähl mal.«

»Ach, das Übliche. Ich war wieder in Monte Carlo und habe Nastassja Kinski Nachhilfeunterricht in Roulett erteilt. Und dann habe ich noch die Rothschilds auf ihrem Landgut besucht. Sie haben mir ihre jüngste Tochter versprochen. Hinterher ...«

Es stehen zwei oder drei Telefonzellen auf dem Chlodwigplatz, und zwar dort, wo dieser Taxiparkplatz liegt. Ich kann mich jetzt an die Anzahl nicht mehr erinnern. Jedenfalls wollte ich Christa aus einer dieser Zellen anrufen. Laszlo bat ich, solange im Lokal auf mich zu warten.

Mit zitternden Händen schloß ich die Glastür hinter mir zu und fing an, das Kleingeld zu sortieren. Zunächst mußte die Auskunft angerufen werden, da ich die Telefonnummer von Christas Eltern in Gladbach nicht

kannte. Ich wußte nicht einmal, wie die Adresse lautete. Ich kannte lediglich diesen Nachnamen »Born« und hatte in irgendeinem Gespräch mitgekriegt, daß ihr Vater eine kleine Heizungsfirma besaß. Naja, irgendwas mit Wärme mußte der gute Mann ja zu tun haben bei so einer Tochter.

Ich rief also die Auskunft an. Doch die verdammte Ziege, die an der Strippe hing, machte zuerst Schwierigkeiten und meinte, in Mönchengladbach gäbe es ungefähr eine Billion Borns mit Telefon. Nach stundenlangem Tauziehen war sie schließlich trotzdem bereit, mir eine echte Heizkörper-Born-Nummer in den Hörer zu kreischen. Nun konnte ich sie also endlich sprechen. Aber es kam, was kommen mußte: Was sollte ich eigentlich mit Christa sprechen? Würde sie nicht sauer darüber sein, daß ich sie jetzt anrief, daß ich sie stets belästigte, wohin sie auch vor mir flüchtete? Sie hatte ausdrücklich vermerkt, daß sie erst dann Kontakt mit mir aufnehmen wollte, wenn sie sich so richtig besonnen hatte. Offensichtlich stand die Entscheidung noch nicht fest, sonst hätte sie mich ja längst aufgesucht. Vielleicht würde sie gerade deswegen mit mir Schluß machen, weil ich sie nie und nirgends mit sich selbst in Ruhe ließ, weil ich ein hinterhältiger Spion war. Vielleicht würde sie auch gar nicht erst ans Telefon kommen. Vielleicht ja, vielleicht nein. Vielleicht ging morgen die Welt unter und alles war umsonst.

Zu guter Letzt beschloß ich, sie zwar anzurufen, aber auf gar keinen Fall von dieser verflixten Entscheidung zu reden, sondern lediglich von dem Wetter in Köln oder von dem Wetter in Mönchengladbach oder von dem Wetter im Kongo. Dies war zwar einer der raffiniertesten Tricks, den ich schon bei zahllosen Mädchen erfolgreich angewandt hatte, ob ich ihn jedoch diesmal auch bei meiner superschlauen Christa gebrauchen konnte, ob ich es

überhaupt fertigbringen würde, mit ihr nur dummes Zeug zu labern, das bezweifelte ich sehr. Dennoch hatte all das logische Denken und Planen wenig Sinn, und ehe ich mich versah, hing mein Zeigefinger bereits an der Wählscheibe des Telefons.

Es meldete sich jemand! Eine grauenhafte Stimmbruchstimme. Zum Glück war es nur der Bruder, denn ich hätte mit Sicherheit wieder aufgelegt, wenn sie gleich am Anfang ihr süßes »Hallo« in die Muschel geflüstert hätte. Der lebenswürdige Bruder wußte nicht, ob sie zu Hause war, deshalb schrie er mit seiner ohrenschädigenden Stimme ungefähr zweitausendmal ihren Namen. Ich begann wie ein Idiot zu schwitzen, meine rechte Hand umklammerte den Hörer so fest, als sei er an der miserablen Lage schuld. Was war los mit mir? Hatte ich Angst? War ich nervös? Überkam mich endlich der Wahnsinn? Ich glaube, in diesem Augenblick war von allem etwas dabei. Insgeheim wünschte ich fast, daß sie nicht zu Hause wäre. Doch dann hörte ich ein leichtes Gepolter, das mir den allerletzten Nerv raubte.

»Sie kommt!« sagte der Bruder und ließ den Hörer auf irgend etwas herunterknallen.

Was sollte ich ihr bloß erzählen, verdammt! Das mit dem Wetter kaufte sie mir doch niemals ab. Sollte ich ihr sagen, daß es mir schlecht ging und daß ich sie deshalb dringend brauchte? Nein, ausgeschlossen! Das war eine Erpressung der billigsten Sorte – auch wenn die Geschichte stimmte. Oder sollte ich ihr aufgeregt berichten, daß ich in ihrer Wohnung etwas Wichtiges liegenlassen hatte? Ha-ha-ha, sehr witzig! Womöglich leere Bierflaschen, auf denen noch Pfand drauf war. Oder sollte ich lieber ... Ehrlich, das Telefon ist eine der inhumansten Erfindungen des Kapitalismus!

»Hallo?« hörte ich plötzlich ihre Stimme fragen.

»Hallo, Christa, ich bin's, Akif!« sagte ich mit gespielter Leichtigkeit.

»Ja?«

»Ja ... Ehm – ja – ich bin's ... Wie geht's dir?«

Akif, du armer, untalentierter Clown!

»Ach, es geht. Ich langweile mich nur ein bißchen. Und wie geht's dir?«

»Mir geht's schlecht. Aber sag mal, warum kommst du nicht hierher, wenn du dich so langweilst? Wir wollten doch sowieso zusammen Karneval feiern. Du weißt doch, Köln und Karneval ...«

»Das geht nicht. Ich kann noch nicht zu dir kommen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich das nicht kann, eben deshalb!«

Lieber Himmel, das war sehr knapp. Ab nun unterläßt du jede kleine Andeutung! Doch es nützte alles nichts, sämtliche guten Vorsätze wanderten in den Eimer, als ich ihre heilige Stimme hörte. Die quälende Neugier trieb mich zu neuen Missetaten, Mein Leben stand auf dem Spiel. Ich wollte es wissen, verfluchte Scheiße! War ich im Himmel oder schmorte ich bereits in der Hölle? Ich legte mir eine andere Stimme zu – die wirkliche, die verwundete, die lautlose ...

»Christa.«

»Ja?«

Christa sagte nicht »Ja, Schatz«, sondern brachte wieder wie so oft in letzter Zeit dieses ekelhafte, eiskalte, gelangweilte »Ja« über die Lippen. In diesem Augenblick hätte ich alles drum gegeben, wenn sie nur ein einziges Mal »Ja, Schatz« gesagt hätte. Mein Gott, ich hätte auf dieser Welt wirklich alles erlitten, wenn sie nur diese zwei Worte ausgesprochen hätte. Von mir aus hätte ich danach

impotent oder sonstwas werden können, mir wäre dann alles, alles egal gewesen. Aber Christa tat das nicht und ließ mit ihrer eigenen Version schon im voraus das Ende des Liedes anklingen.

»Christa, du bist schon so lange weg, ich vermissе dich so sehr. (Christa unterbrach mich auch nicht mit einem ›Ich dich auch‹). Weißt du, das Warten auf dich, hier, in dieser gottverdammten Stadt, das ist nicht schön, es ist eine Qual. Ich habe so was noch nie durchgemacht, ich werde richtig krank davon. Komm doch zurück, Christa. Bitte, bitte, komm zurück, so schnell du kannst, ja?«

»Das alles ändert nichts, Akif.«

OGottoGottoGott!

»Was? Was meinst du damit, Christa?«

»Ich meine damit, daß ich mich hierhin verzogen habe, weil ich über uns beide nachdenken möchte. Akif, du weißt doch selbst, daß es in letzter Zeit mit uns gar nicht mehr geklappt hat.«

»Aber das ist doch kein Grund ...«

»Natürlich ist das kein Grund, um auseinanderzugehen. Deshalb bin ich ja auch hier. Um eine Lösung zu finden, die uns beiden nicht weh tut.«

»Was kann das wohl für eine wundersame Lösung sein, Christa? Die einzige Möglichkeit, mir nicht weh zu tun ist, daß du wieder bei mir bist, daß wir wieder lieb zueinander sind. Christa, ich weiß, in letzter Zeit habe ich sehr viel Mist gebaut. Ich war nicht zärtlich zu dir, ich habe dich beleidigt, ich habe mir keine Mühe gegeben, dich zu verstehen. Ich war dumm und bin nicht dahintergestiegen, daß du auch deine eigenen Vorstellungen von Liebe und Leben hast. Ich wollte aus dir etwas machen, was du nicht bist. Reiner Egoismus, reiner Schwachsinn! Ich bin das größte Arschloch der Welt, das weiß ich doch alles. Und

alles tut mir so leid, Christa, auch wenn diese Entschuldigung keinem von uns nützt. Doch ich will mich jetzt ändern, bessern, weißt du. Ich möchte dich verstehen lernen, weil ich dich unendlich lieb habe, Christa.«

Lange Zeit passierte nichts. Ich fürchtete, daß sie aus der Leitung verschwunden war.

»Christa!«

»Ja?«

»Bist du noch da?«

»Ja, ich bin noch hier.«

»Christa, wie war's, wenn du hierhin kommst und wir uns gründlich aussprechen? Na, was hältst du davon?«

»Jetzt nicht. Ich kann noch nicht zurückkommen.«

»Aber warum denn nicht, zum Teufel?«

»Akif, das hat doch keinen Sinn! Damit muß ich erst mal selber fertig werden.«

»Also du sprichst wie ein Rätselbuch, Christa. Womit, womit mußt du erst fertig werden?«

»Ach Akif, dränge mich doch nicht so. Das kann ich nicht ausstehen! Ich muß mit allem fertig werden. Mit mir selbst, mit dir, mit unserer Beziehung. Glaub mir, so eine feste Freundschaft ist auch für mich etwas total Neues. Ich habe dir erzählt, daß ich genauso wie du ziemlich allein war, bevor ich dich getroffen habe. Das alles mit dir und mit mir und was inzwischen daraus geworden ist, verwirrt mich so. Ich bin selbst ein Egoist und kann mich nicht an alles anpassen, wie du dir das so einfach vorstellst.«

»Das brauchst du auch gar nicht, Liebling. Hör mal, Christa, so etwas kann man schlecht durchs Telefon erklären. Setz dich in dein Auto und komm schnell hierher. Es muß ja nicht gleich jetzt sein. Morgen oder übermorgen. Aber bitte komm.«

»Nein!«

Ich gab es auf. Ich hatte keine Lust mehr, die Verhandlung fortzusetzen. Wenn ich eine Stunde an der Strippe gehangen hätte, hätte ich sie vielleicht zu guter Letzt doch noch überredet. Aber was hätte das noch für einen Sinn gehabt? Nein, allmählich begann ich einzusehen. Ohne Liebe lief gar nichts! Sie liebte mich einfach nicht mehr und erfand deshalb nun logische Gesetzmäßigkeiten, die ihr scheinheilige Gründe lieferten, für oder gegen unsere Beziehung zu sprechen. Beziehung! Ja, das war auch so etwas Ekelhaftes. Von einer Beziehung spricht man höchstens in diesen schlechtgemachten Eheproblem-Filmen. Dagegen sah ich meine Beziehung zu Christa nicht als eine Beziehung, sondern als eine Liebe. Meine Liebe, aber nicht mehr ihre.

»Na gut, Schatz, bleib da, laß dir noch einmal alles in Ruhe durch den Kopf gehen. Aber beeil dich bitte mit dem Zurückkommen, sonst werde ich noch wahnsinnig oder schwul. Wirst du dich beeilen?«

»Ja.«

»Okay. Hör zu, ich lege jetzt auf, aber ich bin sehr traurig. Ich bin so sehr traurig, Christa. Diese Traurigkeit ist trauriger als der Tod. Und der Tod ist ganz schön traurig. Doch bevor ich auflege, möchte ich dir noch etwas sagen, was du vielleicht schon vergessen hast oder an das du nicht mehr glaubst. Aber es ist wahr. Christa, ich liebe dich! Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der dich wirklich liebt. Ich übertreffe da sogar deine Eltern und andere Leute, die behaupten, sie hätten dich am meisten lieb. Ich liebe alles von dir, alles, sogar deine Ausscheidungen. Verstehst du? Ich liebe dich! Liebst du mich auch?«

Eine große Pause setzte ein. Ich hätte meine verdammte

Seele an den Teufel verkauft, wenn mir jetzt nur eine Sekunde lang vergönnt gewesen wäre, den Ausdruck in ihrem Gesicht zu betrachten. War sie total ergriffen? Merkte sie nun endlich die Aufrichtigkeit und den Ernst meiner Worte? Oder verzog sie, wie all ihre zahlreichen Vorgängerinnen vor Ekel und Peinlichkeit eine abscheuliche Fratze?

»Was soll denn das, Akif?« vernahm ich durch den Hörer.

»Was das soll, Christa? Seit wann sagst du: ›Was soll denn das, Akif?‹, wenn ich dich frage, ob du mich liebst? Seit wann?«

»Ach, hör auf! Werd bloß nicht wieder dramatisch, ja?«

»Okay, Christa, ich lege ja schon auf- obwohl du mir immer noch eine Antwort schuldig bist.«

»Hör mal, Akif, tue mir bitte einen Gefallen und rufe mich hier nicht mehr an. Wenn meine Eltern das alles spitzkriegen, denken sie wieder, es ist eine große Katastrophe und mischen sich auch in die Angelegenheit ein. Das möchte ich nicht.«

»*Es ist* eine Katastrophe, Christa. Aber ich tue dir den Gefallen und werde dich nicht mehr anrufen. Tschüß!«

»Tschüß, Akif! Gedulde dich noch ein wenig, ja?«

Das Letztere betonte sie ungefähr so, als ob ich auf den Weihnachtsmann warten sollte.

Ich verließ die Kabine und bewegte mich langsam auf das Restaurant zu, in dem Laszlo wartete. Der vormittägliche Optimismus war nun schlagartig verfliegen. Statt dessen erfüllten mich erneut die Einsamkeit, die Verlassenheit und dieser unerträgliche Schmerz. Ich hatte jedoch nicht mehr vor, diesen hartnäckigen Schmerz wie in den vergangenen Tagen mit allen erdenklichen Mitteln

zu unterdrücken, zu bekämpfen oder zu verleugnen. Ich mußte mich nun damit abfinden, mit ihm leben. Das heißt nur ganz kurz – bis mir Christa den ersehnten Abschiedskuß verabreichte. Danach, danach würde ich aus dieser Welt abtreten und keine Schmerzen würden mich dann mehr plagen.

Abgesehen von all dieser innerlichen Christa-Scheiße verbrachte ich an diesem Tag noch einen recht amüsanten Abend. Ich bekam eine vitaminreiche Kost, blieb meinen guten Vorsätzen treu und trank keinen Alkohol (denn ich wollte ja nun einmal trocken sterben), erzählte Laszlo letztlich doch einiges über Christa und fühlte mich im Grunde sehr happy, weil ich mich ohne sinnloses Wehren mit meinem Schicksal abgefunden hatte.

In der folgenden Nacht wurde ich von einem miesen Alptraum heimgesucht: Anfangs vernahm ich leise eine Art Gesang eines imaginären Männerchors, welcher ständig diesen einen Satz wiederholte: »Graut Liebchen auch? Graut Liebchen auch? Graut Liebchen auch? ...«

Christa trug einen kurzen, weißen, seidenen Tanzrock, der mit Millionen von winzigen, dreieckigen Spiegelblättchen verziert war. Sie stand in einem grellen Lichtkreis, inmitten einer rosaroten Landschaft und blickte traurig nieder. Ich kann diese verrückte Gegend schlecht beschreiben, da ich alles so ziemlich verschwommen und unscharf sah. Jedenfalls war alles außer ihr in rosa Farbe eingetaucht und von allerorts stieg auch ein rosa Nebel empor. Jetzt, da ich es schreibe, versuche ich mich wirklich ganz genau an das Bild zu erinnern, doch alles, was mir wieder einfällt, ist dieses rosafarbene Nichts.

Ich schritt langsam auf sie zu, obwohl ich mir darüber im klaren war, daß sich unter meinen Füßen nur reine Luft befand. Meine Schritte hallten unendlich fort, denn jedes kleine Geräusch verwandelte sich hier in ein ewiges Hallchaos.

Schließlich machte ich vor Christa halt, die ihr puppenhaft geschminktes Gesicht herunterhängen ließ. Ich faßte sie unterm Kinn und hob ihren Kopf zu mir hoch. In ihren Augen und auf den Wangen standen einige Tränen – aber keine herkömmlichen Tränen. Sie bestanden nicht aus Wasser; sie waren gläsern, fest, außergewöhnlich dick und schossen schillernde Lichtfunken umher. Ja, diese stilisierten Tränen klebten an ihrem Gesicht.

Sie blickte mich lange Zeit geknickt an und sagte

danach:

»Alles geht so schnell vorüber, Akif. Und man kann nichts halten. Keine Freude, keine Liebe, kein Glück.«

Warum sagte sie das? Warum wiederholte sie meine eigenen Worte?

Ich wollte aus ihrem Mund nicht solche Sachen hören. Sie machten mich traurig und tot. Im selben Moment dachte ich, solche Weisheiten spricht Christa niemals aus, das ist eine andere, eine Fremde. Und trotzdem war ich gleichzeitig vom Glück ergriffen, sie wieder bei mir zu haben.

Ich griff ihr unter den Arm.

»Ich freue mich so sehr, daß du wieder zurückgekommen bist, Christa. Komm, Liebling, laß uns zu dir nach Hause gehen.« Christa stieß meine Hand sanft zurück, wandte mir den Rücken zu und schritt langsam davon. Im Gehen sagte sie noch: »Das ist unmöglich, Akif, wir können nicht mehr zu mir. Sie haben unsere Straße kaputt gemacht. Sie haben ganz Wayerthal aufgerissen. Alles ist jetzt aufgerissen ... aufgerissen ... aufgerissen ... aufgerissen ...«

Plötzlich verwandelte sich die gesamte Szene. Christa löste sich in Luft auf, das rosa Niemandsland verschwand.

Nun befand ich mich irgendwo im Wayerthal. Tiefe Finsternis lag über diesem veränderten Ort. Dennoch konnte ich alles sehr genau erkennen. Die lange Straße war tatsächlich aufgerissen, wie Christa gesagt hatte. Die Fassaden der Häuser waren nun auf einmal grau, verwahrlost, schmutzig, teilweise sogar zerbombt. Eine unbeschreiblich düstere und leblose Atmosphäre beherrschte die Szenerie.

Außer diesen zahlreichen Straßenarbeitern, die unsinnigerweise selbst in der Nacht mit ihren monströsen

Preßlufthämmern in diesem sumpftartigen Erdloch herumstocherten, sah man keine andere Menschenseele. Die Straßenarbeiter trugen allesamt kohlschwarze Uniformen und erzeugten mit ihren Preßlufthämmern ein ohrenzerreißendes Geknatter. Mein Gott, was war mit dieser Straße plötzlich passiert! Wo stand überhaupt Christas Haus? Gab es dieses Haus noch? Angsterfüllt begann ich suchend umherzuirren. Die Nummer 40 lag von der Zülpicher aus gesehen gleich am Anfang, jeder Idiot konnte sie finden! Das Getöse der Preßlufthämmer steigerte sich, meine Ohren begannen nun zu schmerzen. Immer wieder stolperte ich, blieb in verborgenen Schlammlöchern stecken und flog auf die Schnauze. Doch wo war Nummer 40? Ich hetzte, sah mir sämtliche Hausnummern an, fiel nochmals und nochmals in den Matsch und wurde vor Angst, Kälte und Ohrenschmerzen bald wahnsinnig.

Plötzlich, fast wie erleuchtet, wußte ich über einige Dinge Bescheid: Es gab im Wayerthal keine Nummer 40, sie hatte nie existiert! Christa lebte nicht hier, hatte nie hier gelebt! Ich konnte mir zwar nicht erklären, wie ich jetzt darauf kam, aber auf einmal war das eine unerschütterliche Tatsache. Schlagartig wurde mir auch bewußt, daß das anhaltende dröhnende Geräusch auf keinen Fall von diesen gewaltigen Preßlufthämmern herrühren konnte. Nein, Preßlufthämmer klangen nicht so. Meine Ohren analysierten das Geräusch rasch und kamen zu dem Ergebnis, daß es von dem anfänglichen Chor stammen mußte. Die Stimmen der Mädchen wurden nur bis zum Wahnsinn verstärkt und befanden sich in einem unkontrollierten Hallabyrinth. Deshalb waren sie zu einem anhaltenden Ton verschmolzen.

Doch diese Erkenntnisse brachten mir keinerlei Erleichterung. Im Gegenteil, der Schrecken steigerte sich

ins Unermeßliche; Schweißausbrüche tauchten meinen Körper in stinkende Nässe; in jedem Glied fühlte ich nun die Einsamkeit. Würde ich aus dieser lauten Hölle je herausfinden? Würde mich diese grauenhafte Welt jemals wieder freilassen? Fragen hatten keinen Zweck. Meine Kräfte waren erschöpft, ich mochte nicht mehr denken. Verzweifelt und müde schmiß ich mich auf die Erde. Wie ich da so auf dem Rücken lag, sah ich noch, daß all die Häuser im Wayerthal immer höher und mächtiger wurden. Mit der Zeit glichen sie Riesen. Oder die Straße, auf der ich lag, sank langsam nieder. Jedenfalls klang der ganze Traum, oder was es auch immer war, mit den vier bekannten Sätzen wieder ab: »Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell! Hurra! Die Toten reiten schnell! Graut Liebchen auch vor Toten? ... auch vor Toten? ... auch vor Toten? ... auch vor Toten? ...«

»Unglücklich ist derjenige, dem die Erinnerung seiner Kindheit nur Angst und Traurigkeit bringen. Elend ist derjenige, der nur auf einsame Stunden in weiten, trostlosen Gemächern mit braunen Wandbehängen und düsteren Reihen uralter Bücher zurückschauen kann, oder auf beklommene Blicke in zwielichtige Haine grotesker, gigantischer, weinbewachsener Bäume, die hoch oben lautlos ihre verschlungenen Zweige wehen lassen. Solches Los haben mir die Götter beschieden – mir, dem Verwirrten, dem Enttäuschten; dem Unfruchtbaren, dem Gebrochenen ...«

Tja, an diesen grausigen »Lovecraft«-Klagen hatte ich mittlerweile einen gewaltigen Narren gefressen. Manchmal jedoch reichte selbst solch eine schwerverdauliche Kost nicht mehr aus, und ich steigerte die Dosis an Horror: Der Untergang des Hauses Usher, Grube und Pendel, Frankenstein, Der Beichtstuhl der schwarzen Büssermönche, Dracula, Melmoth der Wanderer, Das Grauen von Dunwich ... Ja, das war noch echte Literatur! In diesen morbiden Schreckenswelten wurden ausnahmslos Grundwahrheiten ausgesprochen; in jenen mit Spinnweben durchwachsenen, staubigen, faulig riechenden Gemächern spielten sich fortlaufend Dinge ab, die in enger Beziehung zu meinem Dasein standen; diese unansehnlichen, entstellten, furchteinflößenden Spottgeburten hatten gelegentlich Sprüche drauf, die mich widerwillig dazu zwangen, mich mit ihnen zu identifizieren. Dieses Frankenstein-Monster sagte zum Beispiel einmal voll Schwermut und Haß: »... ich dachte ja daran, daß ich auf immerdar der Lustempfindung

beraubt bleiben sollte, welche derlei schöne Geschöpfe zu spenden vermögen, und daß diese da, deren Konterfei ich so sinnend betrachtete, beim Anblick meiner Person sogleich jenen Ausdruck himmlischer Güte vertauscht hätte gegen denjenigen des Abscheus und des Entsetzens!«

Schluß mit den naiven Lügenmärchen! Schluß mit den verantwortungslosen Phantasieprodukten, die unehrliche Behauptungen über Liebe, Glück und ausgefülltes Leben verbreiteten!

Aus dem Leben eines Taugenichts? Zu guter Letzt heiratet er doch tatsächlich seine angebetete Herzensdame, jene anmutige Pförtnerstochter. Absoluter Schwachsinn! Betrug!

Robinson Crusoe? Der Typ verschmolz geradezu mit seiner Scheißinsel und seiner Scheißnatur und fand im Laufe der Jahre sein rustikales, bescheidenes Leben, das er in dieser paradiesischen Einöde führte, zum Bersten toll! Listenreicher Defoe, wie hast du gelogen! Du verdarbst sämtliche einsamen, neurotischen Kinder – ausgerechnet mit deinem Traum von der totalen Einsamkeit!

Oder Tom Sawyer und Huckleberry Finn? Die würfelzuckersüße Becky und der kostbare Schatz? Die Doppelzüngigkeit dieses Buches, das verheerende Folgen in einem hinterlassen kann, und zwar, daß man Irrsinnigerweise glaubt, zumindest in der Kindheit sei unsereins glücklich gewesen, dieser feindurchdachte Schwindel entlarvt sich ja schon dadurch, daß der gute alte Huck ständig dumm aus der Wäsche guckt.

O Scheiße, die gesamte positive Weltliteratur, die man sich in der Not zwangsweise reinwürgte, war ein einziger Beschiß! Doch nun war ich auf der richtigen Fährte; mein intellektueller Horizont hatte sich bereits immens

erweitert. Jetzt endlich wußte ich, was lesenswert, was überhaupt unverfälschte Schreibkunst war. Zum Beispiel H. P. Lovecraft. Der arme, ewigkranke H. P., er konnte ja so gut und so exakt diese »Cthulhu-Monster« beschreiben – weil er selbst ein Monster war! Das Allerbeste, was er je schrieb, bleibt für mich der eine Satz, der die Kurzgeschichte »Der Außenseiter« abschließt: »Denn obwohl Nepenthes mich besänftigt hat, weiß ich, daß ich immer ein Außenseiter sein werde; ein Fremder in diesem Jahrhundert und unter jenen, die noch Menschen sind.«

Ich war total in »Berge des Wahnsinns« (H. P.) vertieft, als ich von draußen, aus dem Korridor, die Schelle vernahm. Geschwind rappelte ich mich vom Bett hoch, stürzte zum Spiegel und versuchte eiligst wenigstens meine Haare etwas zurecht zubürsten. Mir war bewußt, daß Christa vor der Tür stand. Ich erkannte sie bereits an dem extrem kurzen, fast lautlosen Klingeln. Denn Christa war so eine! Einmal klingeln genügt. Nur kein Aufsehen, keine Aufdringlichkeit, keine pompöse Ankündigung durch stundenlanges, nervtötendes Gebimmel.

Der gute alte Lovecraft, den ich seit Wochen von morgens bis in die tiefe Nacht nur so verschlang, hatte meiner Physiognomie ziemlich geschadet. Ich glich inzwischen selbst einem seiner Cthulhu-Monster. Er besaß nun eine weitere Grauensfigur in seiner Mythologie.

Besessen von der Vorstellung, absolut cool zu bleiben, lustwandelte ich gemächlich zum Korridor hinaus, bekam jedoch auf der Hälfte der Strecke einen heftigen Sehnsuchtsanfall und flog förmlich zur Türklinke.

Meine Liebe, meine Süße, meine Schöne stand mit einem verlegenen Lächeln im Treppenhaus und versteckte das linke Bein hinter dem rechten. (Positiv? Negativ? Positiv? Negativ? Positiv? ...)

Seltsam, sie hatte sich kein bißchen verändert. Äußerlich, meine ich! Ihre Mandelaugen trugen denselben lustigen Glanz wie ehemals. Ihre langen, schwarzen, seidenen Haare hingen ihr immer noch verspielt und kitschverdächtig bis zum Arsch. Ihre zarte Molligkeit, die an bestimmten unaussprechbar süßen Körperstellen besonders hervorstach, hatte an Reiz nichts eingebüßt, sondern eher noch dazugewonnen. Überhaupt, Christa war nach wie vor die alte Zuckerwatte von damals. Ja, *damals!* Ich wußte zwar nicht, wie lange sie fort gewesen war, aber da mir diese genaugenommen kurze Zeit wie Jahrtausende vorkam, stieg in mir dieses melancholische Damals-Gefühl auf. Sie war von damals. Und ich? An mir waren traurige Jahre vorübergegangen. Doch lange Jahre der Entbehrung und der Einsamkeit hatten mich gelehrt, zuzugreifen, wenn sich weibliches Fleisch freiwillig an meine Pforten drängte.

Und ich griff zu! Blitzschnell schnappte ich mir ihre kleinen Hände und drückte sie, so fest es ging, an meine Wangen. Dies führte dazu, daß Christas verlegenes Lächeln in ein überraschtes umschlug, welches ihr viel besser zu Gesicht stand als das bisherige. Daraus folgte ich nun, daß zwischen uns wieder alles geritzt sei und streckte ihr meinen Kopf entgegen, um ihr einen innigen Kuß zu verabreichen. Doch ich hatte mit meiner Folgerung offenbar total danebengehauen!

Christa knickte den Hals rasch zur Seite; ich verfehlte die signalroten Lippen gänzlich, kriegte auf diese unvorhergesehene Reaktion hin einen Peinlichkeitsschock fürs Leben und dachte gleichzeitig daran, daß es mit dem Teufel zugehen mußte, wenn an dieser seltsamen Reaktion nicht etwas faul wäre. Nach all diesen Turnübungen blickte sie mich mißmutig an und tat den klassischen Ausspruch: »Komm ...«

Wie »Komm ...«? Ich war doch hier. Ach so, sie meinte:
»Komm, laß das bleiben!«, sie hatte den Satz bloß nicht zu Ende gesprochen. So war das also.

Ich ließ ihre Hände los und schaute ihr voll Entsetzen ins Gesicht. Sie blickte mich auch mit einem außerirdischen Entsetzen an. Kurzum, wir schauten uns zunächst mal total entsetzt an. Danach:

»Was hat das zu bedeuten, Christa?«

»Laß uns einmal in dein Zimmer gehen.«

»Nein, verdammt! Wenn du hierhergekommen bist, um mir nur das eine zu sagen, dann kannst du das auch vor der Tür tun!«

»Eigentlich müßte ich auf der Stelle kehrtmachen, du Arschloch! Aber das tue ich nicht! Weil ich nämlich kein Arschloch bin!«

»Aha, du willst mir das Ganze langsam beibringen! Nur nicht weh tun, was!«

»Akif, entweder wir gehen jetzt in dein Zimmer rein oder ich wende zum ersten Mal in meinem Leben Jiu-jitsu an! Endlich bekomme ich eine Gelegenheit dazu!«

Ihre Argumente klangen im wahrsten Sinne des Wortes außergewöhnlich schlagkräftig. Da ich ein besonders toleranter Mensch bin, ließ ich mich auf der Stelle von ihr überzeugen, und wir marschierten im Gleichschritt in mein schalldichtes Loch.

»Verweile doch, du bist so schön!«

»Was?«

»Faust I.«

»Angeber!«

»Keine Sorge, ich hab's nicht gelesen. Ich kenne nur diesen Satz.«

»Du meinst: ›Ewig lockt das Weib?‹«

»Das ist aus Faust II.«

»Blödmann!«

»Darf ich dich küssen, Christa?«

»Nein.«

»Bitte.«

»Nein.«

»Nur einmal.«

»Nein.«

»Ach, das ist ja nicht dein Ernst.«

»Doch.«

»Nein.«

»Doch.«

»Paß auf, ich komme jetzt zu dir und werde dich küssen.«

»Nein.«

»Doch.«

»Nein.«

»Bin schon unterwegs!«

Sie saß auf dem unordentlichen, schmutzigen Bett, wie sie es immer zu tun pflegte. Vorsichtig, lautlos schlich ich zu ihr und setzte mich mit einem schwachsinnigen Lächeln neben sie hin. Unsere Blicke kreuzten sich. Die Welt ging unter. (»Doch im Kosmos ist Balsam ...«H. P.) Der lustige Glanz in ihren Augen bröckelte allmählich ab, und statt dessen leuchtete darin die matte Spiegelung der deutschen Wehrmachtspanzer 1942 vor Stalingrad. Jene vergessenen Panzer schossen wieder. Und alle trafen sie mich!

Ich legte einen Arm um ihre Schulter, und als das gut ging, legte ich den anderen auch dazu. Eine Weile schaute sie mich tiefsinnig an, danach wandte sie ihren süßen Kopf in Richtung kleine Leselampe, zu der einzigen Lichtquelle im Raum. (»Ich weiß, daß es für mich kein Licht gibt, außer dem des Mondes über dem Felsengrab von Neb ...« H. P.)

Es tat mir unheimlich weh, daß sie stets wegblickte, wenn ich sie ansah. Früher hatte sie das nie getan. Nie! Ich faßte sie am Kinn und drehte das kostbare Gemälde zu mir zurück. Eine sinnlose Anstrengung. Da weiß ein kluges Mädchen sich zu helfen. Es beugt sein Haupt nieder und starrt lustlos auf den Boden. Das tat auch Christa. Abermals faßte ich sie am Kinn, richtete es auf bis zu meiner Augenhöhe. Nun flüchtete sie mit den Augen, ließ sie rastlos in der Gegend umherschweifen.

»Schau mich an, Christa.«

Sie tat es. Zu solchen milden Gaben fühlte sie sich stets verpflichtet. Ich meine, sie wollte ja ums Verrecken nicht ihre Mitmenschen verletzen. Und wenn jemand wehleidig sagte, daß er von ihr angeschaut werden wollte, dann tat sie ihm den Gefallen. Sie war eine Mutter. Der weibliche Jesus Christus.

»Hast du dich endlich entschlossen, Schatz?«

Sie schwieg. Es ist sehr schwierig, jemandem nach einer lebensentscheidenden Frage wortlos in die Augen zu starren. Doch Christa brachte es fertig. Sie schon.

»Was ist? Trennst du dich nun von mir oder bleiben wir zusammen? Ja? Ja? So sag doch was, Mensch!«

»Was soll ich sagen?«

»Du meinst, in welcher behutsamen Form sollst du es sagen. Und zwar, daß du mich nicht mehr liebst, daß der Film zwischen uns längst gerissen ist. Stimmt's?«

Sie biß sich in die Lippen und blickte dann wieder hinunter. Der Fall war klar. Man nannte so etwas »Schluß machen«. Warum fragte ich Hornochse denn auch so doof! Als ob ich es nicht längst gewußt hätte, nicht nur geahnt, gewußt hätte. Aha, ich wollte es unbedingt aus ihrem Mund hören. Ich wollte sie sagen hören: »Es hat keinen Sinn, Akif, ich lieb' dich nicht mehr!« Dieser klassische Ausspruch tat nämlich meinem Selbstmitleid außergewöhnlich gut. Ich hätte dann stolz sein können, daß ich endlich in Lovecrafts Monsterreich aufgenommen war. Doch Christa ließ es einfach nicht zu, daß ich mich wie ein Liebesklassiker fühlte. Sie beneidete mich um meine Rolle und gab mir nicht das Stichwort.

»Sag doch einfach, daß du mich nicht mehr liebst, Christa. Dann ist alles geritzt. Ich will das jetzt hören. Los sag's!«

»Werd nicht wieder dramatisch, Akif.«

»Was soll andauernd dieses ›Werd nicht wieder dramatisch, Akif‹! Es kotzt mich langsam an, Christa! Sag doch endlich, daß du nicht mehr bei mir bleiben willst. Ich stech' dir schon kein Auge aus, nur keine Sorge. Stimmt das, was ich eben gefragt habe? Ja? Ist es so?«

Sie kannte noch einen gemeineren Trick: Schweigend nickte sie mit dem Kopf.

Aus! Ende! End! Fin! Finito! Son! Akif und Christa: Zwei aufgeweckte junge Leute, die sich im Jahre 1978 begegneten, ineinander verliebten, gemeinsam eine glückliche Zeit (?) verbrachten und im Jahre 1979 wieder auseinandergingen. Liebe und Sex waren für sie die selbstverständlichsten Dinge der Welt. Das kam daher, weil sie schon im Biologieunterricht die Genitalien des anderen Geschlechts erforscht hatten. Aber auch daher, weil das Lebensgefühl in diesem Jahrzehnt so duftete war. Veraltete Moral- oder Zwangsvorstellungen von der Liebe besaßen sie nicht. Diese waren für sie bereits von der vorherigen Generation und insbesondere von den unbarmherzigen Statistiken des Kinsey-Reports beseitigt worden. Dementsprechend trieben sie es auch. Überall! Auf dem Teppich, auf der Wiese, im Supermarkt, auf der Müllhalde, einfach überall! Doch eines Tages hatten sie keinen Bock mehr. Nicht etwa, weil sie sich plötzlich nicht mehr mochten, nein, kein Streit, keine Tränen, gar nichts, 1979, wir sind alle so cool, Baby! Sie hatten sich ausgekostet, das war alles. Lebewohl Christa! Lebewohl Akif! Es war eine schöne Zeit mit dir, irgendwann denke ich wieder an dich. Wo ist das nächste Loch? Wo ist der nächste Schwanz? Kurz, der »Beziehung« ein Ende gesetzt. Eine Mütze voll Schlaf und morgen gehe ich wieder auf die Jagd. Schubiduba-Schubiduba ... Von wegen!

Die Zeit zum Weinen ist gekommen, Freunde. Tränen müssen fließen, aber auch viel Blut. Ich besitze ein umfangreiches Lexikon über Literatur, Film und Musik. Es trägt den Titel »Das Unterhaltungslexikon«. Ein ausgedehntes Kapitel ist dem Buch- und Filmgenre »Horror« oder »Gruselspiel« gewidmet. Ich lese- oder

erlebe? »Die Grenze zwischen dem Horror und dem ›Phantastischen‹ ist bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Doch ihren eigentlichen Ursprung besitzt die klassische Gruselliteratur in der frühen Romantik. Natürlich spielen hier auch religiöse und kultische Schriften eine bedeutende Rolle (Der Hexenhammer) ...« Es gab da jene Schriftsteller, die sich »die Schwarzen Romantiker« nannten. Ich rechne mich zu den Schwarzen Romantikern und fahnde unter der Sparte »Horrorsymbolik« nach dem Buchstaben B. B wie Blut! Zahllose Seiten werden aufgeschlagen – und da steht's: *Blut*. Ich wußte es doch! »Blut: Die tiefenpsychologische Deutung erkennt Blut als ein Ursymbol für das Leben. ›Jemandem Leben einflößen‹. Unschwer ist dieser Wortgebrauch im Zusammenhang mit Blut zu bringen, denn ... ; Die Regelblutung der Frau wurde im Bauernvolk seit jeher als ein gravierendes Sinnbild für ... ; Die taufeähnliche Namensgebung bei den australischen Stammesvölkern wird mit Tierblut vollzogen. Das Ritual, welches in der Regel bis zu drei Tagen dauern kann, beginnt damit, daß das Neugeborene ... ; Der phantastische Graf Dracula des englischen Schriftstellers Bram Stocker benötigt, um überleben zu können, täglich eine Unmenge an frischem, warmem ... ; So erscheint uns auch das im Dritten Reich aufgekommene Hetzlied ›Blut muß fließen, knüppeldick!‹ in einem völlig anderen Licht, wenn wir uns Alfred Adlers ...«

Die Zeit zum Weinen ist gekommen, Freunde. Tränen müssen fließen, aber auch viel Blut. Sie, meine liebe, süße, schöne Christa ließ mich mit ihrem leichten Kopfnicken und ihrem eindringlichen Schweigen vollends ausbluten. Knüppeldick! Das Zimmer blieb zwar sauber und nirgends konnte man den roten Saft sehen. Doch wer kennt nicht die wesentlich gefährlicheren Verblutungen, die im Innern

ausbrechen? Wer hat nie jenen unerträglichen Schmerz genau in der Mitte des Herzens empfunden, den eine weibliche Dummdum-Ladung verursacht? Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, das eine qualvolle Verblutung vortäuscht. Alles Leben stirbt dann, irgend etwas saugt den Körper aus, man wird von Sekunde zu Sekunde blasser, die klare Sicht schwindet, es ist an der Zeit, sich damit abzufinden, daß man von nun an im Reiche der Toten weilen wird.

»Das ist nicht wahr, Christa.«

»Doch, es ist wahr.«

»Nein!«

Sie gab nun auf, mir unnötig zu widersprechen. Sie sah keinen Sinn mehr darin. Sie hatte recht.

»Hör zu, Schatz, ich werde jetzt versuchen, diese häßliche Misere zu analysieren. Schau, der ganze überflüssige Krach zwischen uns kommt daher, weil wir beide Neurotiker sind.«

»Wie bitte?«

Sie schaute mich an, als hätte ich mich soeben in ein Nashorn verwandelt.

»Ja, wirklich. Glaub mir, ich habe eine Unmenge Bücher darüber gelesen. Über Psychologie und so. Und in einem dieser Bücher habe ich dann die absolute Wahrheit gefunden.«

»In dem da?«

Sie richtete den Zeigefinger auf den armen, unschuldigen Lovecraft.

»Nein, nicht ›Berge des Wahnsinns!‹ Ich kann mich an den Titel dieses Buches nicht mehr erinnern, an den Namen des Autors auch nicht. Ist ja auch egal, wer's geschrieben hat. Jedenfalls stand da am Anfang lauter so

ein Zeug drin, das ich nicht verstanden habe. Tiefenpsychologische Begriffe und massenhaft Fremdwörter. Ich dachte natürlich im ersten Moment, daß der Typ einer von diesen kopflastigen Affen ist, die glauben, sie hätten den Stein der Weisen gefressen. Doch mit der Zeit habe ich gemerkt, daß er ganz und gar nicht auf den Kopf gefallen war.«

»Und wie beriet dich dein Psychoanalytiker?«

»Das weiß ich nicht mehr so recht, Christa. Ich habe die Hälfte ja gar nicht kapiert. Und das, was ich kapiert habe, habe ich schon wieder vergessen.«

»Tja, so was ist natürlich dumm. Dann kannst du ja gar nicht mehr wissen, was drinstand.«

»Doch, so in etwa schon. Also der gute Mann bringt anfangs lauter so große Klopse über die Geburt und so. Er ist der Überzeugung, wir, das heißt die jetzigen Neurotiker, hätten alle eine beschissene Geburt hinter uns. Deshalb würden wir uns ständig nach dem warmen, dunklen Mutterleib zurücksehnen, der ein Urzustand des Glücks darstelle, in dem alle Bedürfnisse sofort gestillt werden. Er läßt sich dann lang und breit über dieses Geborgenheitsgefühl aus und meint, der Bauch der Mutter sei im Grunde das verlorengegangene Paradies, in den sich die gesamte Menschheit zurücksehnt.«

»Meine Geburt war stinknormal. Ich habe es mir erzählen lassen. Außerdem möchte ich gar nicht wieder rein.«

»Ich ja auch nicht, Christa. Der Doktor meinte das alles auch ganz anders. Ich bin einfach zu doof, um das wiederzugeben, was er eigentlich richtig meinte. Jedenfalls war es sehr einleuchtend, was er meinte.«

»Und was meinte er wirklich?«

»Naja, daß wir alle neurotisch sind.«

»Alle?«

»Nein, nicht alle. Fast alle.«

»Ich auch?«

»Bestimmt.«

»Aber wenn du das Buch gar nicht erst verstanden hast, Akif, wie kannst du dann so genau wissen, daß ich neurotisch bin?«

»Das ist doch klar. So eine zwanghafte Liebe und so ein abrupter, brutaler Abgang kann nur uns Neurotikern passieren.«

»Ha-ha-ha! Sonst geht's dir aber gut!«

»Es ist die Wahrheit, Christa. Nach den Worten meines Therapeuten müssen unsere ›frühkindlichen Erfahrungen‹ ziemlich enttäuschend gewesen sein. Das unverständene Baby, das heißt du oder ich, muß damals einsam in seiner Wiege gelegen und sich dabei gedacht haben: So 'ne Scheiße! Und dieses Irrenhaus soll das vielgerühmte Leben sein! Ich liege hier wie der letzte Mensch, und kein Schwein kümmert sich um mich. Mit dem Rest der Welt steht es auch nicht anders. Überall, wo man hinkommt, findet man nichts weiter als Kälte, Finsternis, Schmerz, Einsamkeit, Haue und Scheißdreck.«

»Das denkt ein kleines Baby?«

»Ja, so ähnlich denkt es. Jedenfalls, wenn es soweit ist, denkt es sich lauter solche Sachen. Oder fühlt es. Also zum guten Schluß sagt sich das Baby: Niemand hat mich wirklich lieb, und ich werde immer allein bleiben. Deshalb stecke ich auf und werde neurotisch.«

»So einfach ist das?«

»Ja, so einfach ist das.«

»Was mich eigentlich persönlich so brennend interessieren würde, ist, was dieses Schweregeburts- und

Säuglingsmärchen, das hinten und vorne nicht stimmt, mit uns zu tun hat?«

»Ach so, das ist mir ganz entgangen. Mein Therapeut fährt hier fort und spricht: Da wir alle eine neurotische Ecke weghaben, vermögen wir das Glück nur in der Liebe wiederzuerkennen. Wir würden der Liebe ständig egoistische Glücksträume andichten und aus unseren Partnern unentwegt etwas zu machen versuchen, was sie nicht sind, um dadurch für uns selbst mehr Glück herauszuschinden. Ich glaube, auf diese Weise funktionierte die ganze Theorie.«

»Und was unternimmt man dagegen, lieber Akif?«

Die tiefe Schwermut, die in der Hitze des Gespräches für eine kurze Weile entschwunden war, ergriff mich von neuem. Glaubte ich eigentlich selber an den Bockmist, den ich da allwissend losgelassen hatte? Für was sollte dieses dämliche, intellektuelle und obendrein widersprüchliche Geschwafel über unsere gottverdammten frühkindlichen Erfahrungen gut sein? Für was? Etwa dafür, daß Christa die absolute Einsicht überkam und sie sich zu guter Letzt breitschlagen ließ, bei mir zu bleiben?

Einfach lächerlich! Als ob man Menschen überzeugen kann! Und überhaupt, von was wollte ich sie denn auch überzeugen? Davon, daß sie mich im Grunde ihres Herzens doch liebte? Schwachsinn! Nein, die Liebe funktionierte nicht nach der Logik irgendwelcher ausgetüftelten Argumente. Die Liebe, die wahre Liebe war einfach da. Und wenn sie nicht da war, waren auch alle Anstrengungen in dieser Richtung für die Katz.

Eine gute Weile hatte ich geschwiegen, und hierbei war mir ihre letzte Frage total entfallen.

»Was hast du gefragt, Christa?«

»Ich meinte, was muß man dagegen tun, gegen die

Neurose und so?«

Die Schwermut schlug nun allmählich in Angst um, und der gigantische Schmerz in meinem Innern begann sich merklich aufzublähen.

»Ach Christa, was fragst du mich? Ich bin der Letzte, der weiß, was man dagegen tun kann. Vergiß den ganzen Blödsinn, den ich aus Verzweiflung und Angst verzapft habe. In Wahrheit bin ich doch so dumm wie nur was. Ich weiß gar nichts, Christa, gar nichts! Ich weiß nur, daß ich dich mit oder ohne deine gottverdammte Neurose gleich stark liebe.«

Sie überspielte mein berechtigtes Selbstmitleid mit einem listigen Lächeln. Sie wollte jetzt nicht solche Sachen hören – jetzt nicht mehr!

»Und dein Therapeut?« witzelte sie.

»Der hat auch keine Ahnung.«

»Aber wenn er ein Buch über Neurosen schreibt, muß er doch auch eine Methode empfehlen, mit der man sie heilen kann.«

»Tut er aber nicht. Das ist ein ganz dämlicher Therapeut. Außerdem ist er schwul!«

Sie ließ zum ersten Mal seit langem wieder ihr eigentümliches Christalachen in ihrem Gesicht erscheinen und stützte sich dabei mit den Händen auf meine Schenkel. Dieses beinahe vergessene und verschüttete Bild brachte mich nun auch zum Lachen. Endlich lachten wir uns wieder an.

»Mit welcher unheilbaren Neurose mußt du dich ständig rumplagen, Akif?« sagte sie, ohne ihr einzigartiges, schallendes Gelächter zu unterbrechen.

»Ich bin der meistgesuchte Pyromane Deutschlands, und du bist ein unverbesserlicher Psychopath!«

Unser gemeinsames Lachen wurde jetzt lauter, schriller, zügelloser, steigerte sich ins Unendliche. Mein Gott, ich liebte sie so sehr. Schon allein deswegen, weil sie zumindest auf diesem Kontinent der einzige Mensch war, der mich zum sorglosen Lachen bringen konnte. Ich lachte, wenn sie lachte; ich weinte, wenn sie weinte; ich starb, wenn sie ging. Ich konnte sie unter keinen Umständen entbehren. Sie war das Lebenselixier, sie war Erde, Wind und Feuer, sie war Licht und Finsternis, sie war das kosmische Glück, sie war Gott! Der einzige Gott, an den ich je geglaubt habe.

Doch das Lachen verstummte, die Gesichter erstarrten, Schuldgefühle zogen auf, weil man in einer unpassenden Situation gelacht hatte, alles Leben erlosch, und zurück blieb eine häßliche, vermoderte Friedhofsstille.

Alle diese gruseligen Anzeichen deuteten auf den gruseligen Abschied hin. Der Abschied! Was für ein stolzes Wort für so eine gruselige Sache. Der Abschied! Die intensivste Form der Begegnung (- sagt Rilke). Der Abschied! »Liebe heißt, nicht um Verzeihung bitten zu müssen.« Verzeih mir my Love, unsere Story ist zu unnekrophil, um verfilmt zu werden. Der Abschied! Abscheiden, Abgeschieden, Abschießen, Abscheulich. (Ach, meine Christa, ich kann nur noch mit Worten spielen.) Der Abschied! *Der Abschied? Nein, kein Abschied! Tod, Teufel, Höllenqual, aber nur kein Abschied!*

Mit einem langen Dolch in der Brust fiel ich ihr blutverschmiert in die Arme.

»Wir haben die Zeit nicht ausgenützt, Christa, wir haben diese gottverdammte Zeit nicht ausgenützt!«

Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und begann sanft meine Haare zu streicheln. Sollte, konnte, wollte, mußte,

durfte ich jetzt endlich weinen? Ich meine, irgendwie gehörte das dazu. Tradition verpflichtet eben. Millionen und Abermillionen von Liebenden gingen irgendwann aus irgendwelchen dramaturgischen Regeln auseinander, fest entschlossen, künftig in der Einsiedelei zu leben, und alle vergossen beim Abschied eimerweise Tränen. Doch ausgerechnet ich, das personifizierte Sinnbild allen Leidens, ich, die lebendiggewordene Kunstfigur sämtlicher Kitschromane, ja gerade ich arme Sau war nicht in der Lage, zu weinen. An Lust fehlte es mir nicht, nur an Kraft. Ich war des Weinens müde.

»Doch, Akif, natürlich haben wir die Zeit ausgenützt. Denk doch nur an all die schönen Sachen, die wir gemeinsam erlebt haben. Erinnerst du dich noch an die Schneeballschlacht vor der Haustür vor eineinhalb Monaten? Wie wir uns gegenseitig eingeseift haben und später wie richtige Schneemänner aussahen?«

Die Gute, sie wollte mich vor dem Tod retten und merkte dabei gar nicht, daß derartige Erinnerungen und noch dazu aus ihrem Mund wie Napalmbomben in mir einschlugen. Christa, mein liebevoller Bombenteppich!

»Nee, an Schneebälle kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber ich entsinne mich noch genau daran, wie wir zum ersten Mal miteinander gebumst haben.«

»Du Schwein!«

»Ja, ich armes Schwein, Christa. Wir werden nie wieder miteinander bumsen, nicht wahr? So ist es doch? Dabei habe ich dich doch so gerne gebumst, Christa.«

Nicht einen Augenblick lang unterbrach sie das zärtliche Streicheln. Sie war halt ein wandelndes Wunder. (Ach!)

»Weißt du, ich wollte dir etwas nie zugeben, weil ich mich davor echt schämte, aber da jetzt alles so ziemlich egal ist, kann ich's dir ja sagen: Christa, ich war immer ein

erbärmlicher Feigling, weißt du. Diese Anfallsweise aufkommende Sicherheit, diese großspurigen Dichterworte, diese nachgemachte Aggression, dieses unentwegte Geniespielen, weil ich doch schreibe und so, das alles bin ich nicht. In Wirklichkeit bin ich nichts weiter als ein kleiner, stinkender Hundedreck, der vor allem im Leben Angst hat. Mein größtes Gebrechen ist, daß ich keinerlei Schmerz ertragen kann. Weder körperlichen noch seelischen. Ich bin eben kein richtiger Mann. Ich glaube, ich werde auch niemals einer sein. Aber bei dir, Christa, als wir uns jede Nacht geliebt haben, als ich immer in dich eingedrungen bin und du hast mich so fest umklammert mit deinen süßen Händen, da hatte ich immer das Gefühl, daß ich eine Spur besser wäre als der Hundedreck von früher. Und dieses seltsame Gefühl in mir ist von Tag zu Tag intensiver geworden. Je mehr ich dich geliebt habe, um so schneller bin ich zu einem Mann aufgewachsen. Je mehr du dich gefreut hast, nur weil ich einfach da war, egal wie ich mich fühlte, um so stärker wurde mein Selbstbewußtsein. Manchmal war es so, daß ich allen Schmerz dieser Erde hätte auf mich nehmen können. Im Ernst. Denn ich spürte ja keinen Schmerz, wenn du bei mir warst. Ich weiß nicht, wie ich dir das alles erklären soll, Christa. Du denkst jetzt bestimmt, ich sei ein mieser Primitivling, der sich wie Casanova und Don Juan gleichzeitig vorkam, nur weil er es jede Nacht mit einer schönen Frau trieb. Du denkst, es war der verkappte Neandertaler in mir, der sich nach einem Fick Gott weiß wie fühlt. Aber so war es nicht, Christa, so ist es nie gewesen. Es war alles anders neben dir, alles so anders.«

Sie hob mein Gesicht zu sich hoch und blickte mich mit einem Mitleid in den Augen an, das nicht einmal alle Tierschutzvereinsmitglieder der Welt gemeinsam zustande gebracht hätten.

»Das denke ich nicht, Akif«, sagte sie fast flüsternd.

»Meinst du etwa, *ich* springe vor Freude an die Decke, weil wir jetzt auseinandergehen? Glaubst du wirklich, ich mag dich nicht? Ja? Glaubst du das?«

»Hör auf, ich heule gleich.«

»Du mußt mir glauben, Akif, ich habe genau dasselbe empfunden wie du. Auch ich war sehr glücklich, wenn du da warst. Wenn wir miteinander geschlafen haben, wenn du mich geliebt hast, wenn du mir täglich zehnmal gesagt hast, daß du mich liebst und liebst und liebst. Auch ich habe mich verwandelt. Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr wie die stinknormale Jurastudentin Christa Born, die nur einen ansehnlichen Bekanntenkreis von etablierten, selbstzufriedenen, jungen Leuten vorzuweisen hat. Du warst anders ...«

»Hör auf, Christa, hör bitte auf damit.«

»Laß dir doch erzählen, Mensch! Weißt du, Akif, du standst plötzlich da, in dieser lauten Discothek. Mein Gott, du bist wie ein Blitz eingeschlagen (jungfräuliches Lächeln) und hast mir die Ohren mit irgendwelchen Filmen, Büchern und Liedern vollgeplärrt. Das fand ich so komisch – und mochte dich mit einem Mal ... Und dann die Szene im »Santa Marlena«, als du mich abrupt gefragt hast, ob ich nicht deine Freundin sein möchte und so. Du meine Güte, war das vielleicht ein Hammer! Einerseits hat mich dein rasantes Tempo ganz schön verunsichert, und andererseits wollte ich auch mit dir zusammen sein. Alles andere war reine weibliche Zurückhaltung. Ich habe dich bewundert, Akif. Deine Art und wie du warst ... Es war halt alles wie ein schöner Traum, Akif, ein schöner, verrückter Traum.«

»Aber warum ...«

»Ich weiß nicht, warum! Das mußt du mir bitte glauben.

Irgend etwas ist dann schiefgelaufen. Plötzlich war es kein schöner Traum mehr, sondern nur noch Lüge. Vielleicht kommt das daher, weil ich keine feste Bindung eingehen möchte, weil ich frei und ungebunden sein will. Vielleicht auch daher, weil ich nicht imstande bin, dich zu verstehen. Du bist zu eigenwillig für mich. Aber ich könnte jetzt tausend solcher Erklärungen vorbringen und keine davon würde wirklich den Nagel auf den Kopf treffen. Akif, ich weiß beim besten Willen nicht, warum es so sein muß. Doch es ist so. Und es ist für dich und für mich viel besser so, als wenn wir uns ständig etwas vorschwindeln würden. Findest du nicht auch?»

»Und du liebst mich wirklich nicht mehr, Christa?«

Sie schwieg eine kleine Weile, ließ jedoch ihre Augen weiterhin auf meinen. Danach sprach sie das Schreckliche aus:

»Nein. Nicht mehr.«

»Du hast mich aber geliebt? Ich meine, damals, als wir noch glücklich waren.«

»Ja. Ich habe dich sehr geliebt, Akif. So sehr – sehr – sehr geliebt ...«

Nun war sie es doch, in deren Augen dicke Tränenperlen standen. Doch auf eine seltsame Weise glichen sie nicht meiner herkömmlichen, billigen Massenware, die ich in letzter Zeit ungewöhnlich rasch losgeworden war. Ihre Tränen waren wesentlich größer, strahlender, edler und an Aufrichtigkeit überlegener. Die kleinen durchtränkten Augen hielten die schwere Wasserbelastung nicht lange aus, die dicken Tränen unterwarfen sich dem Gesetz der Schwerkraft, glitten leise entlang der Nasen-Furchen zu ihren Wangen, überfluteten sanft die helle Haut und setzten langsam ihren Weg nach unten fort.

Ich lag total verdutzt zwischen ihren Beinen, sah, wie sie

weinte, sah, wie sie wegen *mir*, einem Nichts weinte, verstand einfach nicht, wie man so verschwenderisch sein konnte, für mich, ja, allein für mich sinnlos Tränen zu vergießen, ich sah mir dieses tiefende Gesicht an – und mußte plötzlich an diesen einen Satz von Allen Ginsberg denken: Tränen sind immer das Ende.

Jetzt schoß auch mir ein gewaltiger Wasserfall aus den Augen. Mein Gott, so schnell war ich noch nie drauf. Komisch, dabei hatte ich reichlich Übung mit Weinen. Ich war ein professioneller Heuler und konnte normalerweise meine Tränendrüsenfunktionen beliebig steuern, abschwächen oder sie einfach unterdrücken.

Mit einem lauten Aufschrei sprang ich hoch, umarmte fest ihren bebenden Körper, grub mein nasses, salziges Gesicht in ihr nasses, salziges Gesicht.

»Nicht weinen, liebe Christa!« schrie ich fortwährend wie wildgeworden, »bitte nicht mehr weinen, mein Liebling!«

Sie umarmte mich nun ebenfalls. Ich hatte noch nie einen so lastenden Druck auf meinem Rücken gespürt. Ihr Gesicht ähnelte jetzt einem hilflosen Etwas, das von ganzem Herzen heulte, aber nur nicht Christa Born. Und unentwegt durchdrang ein krampfhaftes Zittern ihren gesamten Leib.

Ich versuchte sie zu beruhigen, indem ich anfang, ihr feines Seidenhaar zu streicheln. Doch ich war ein absolut ungeeigneter Beistand für sie, da ich selber wie ein Idiot flennte.

»Hör doch auf zu weinen, Liebes ... Christa, hörst du, nicht mehr weinen jetzt ... Was soll denn das! Weint wie ein kleines Kind ...«

Die letzte Tröstung, die ich ungeheuer väterlich ausgesprochen hatte, schlug wie ein Bumerang zurück und

brachte mir selbst einen Weinkrampf erster Klasse ein. Aber dennoch bemüht, wenn schon nicht sie, so doch zumindest mich selber im Zaum zu halten, sabbelte ich meinen besänftigenden Text unbeirrt weiter.

»Christa, es reicht jetzt wirklich ... Krieg' gleich die Nachbarn auf den Hals. Ehrlich ... Ach, Christa, warum weinst du denn, mein Schatz? Etwa wegen mir? Das lohnt sich doch gar nicht ...«

Das schien sie wohl erst recht getroffen zu haben. Mit unentschlüsselbaren, gurrenden Lauten begann sie nun ihr kleines Köpfchen auf meine Brust zu schlagen und dabei heftig zu gestikulieren. Ich begriff gar nichts mehr.

»Was ist denn jetzt wieder passiert?« weinte ich ihr undeutlich ins Ohr.

In ihren Augen sah ich den kläglichen Anlauf zu einer Antwort aufleuchten, doch sie war nun unfähig, verständliche Worte herauszubringen. Um den offenbar sehr starken Schock, den ich in ihr verursacht hatte, ein wenig zu lindern, versuchte ich sie zu küssen. Nachdem sie mir anfangs etwas Widerstand leistete, da sie wohl gar nicht so recht mitkriegte, was ich eigentlich mit ihr vorhatte, gab sie schließlich nach und ließ ihre salzige, schaumweiche, heißglühende, zitternde Zunge in meinen Mund hineinfahren. Wie besessen saugte ich mich an ihr fest, bearbeitete sie mit den Lippen, lutschte stürmisch daran und schluckte gelegentlich ihre Tränen runter, die immer wieder in meinen Mund hineinglitten. Ehe wir uns versahen, lagen wir bereits in meinem Sperrmüllbett und rangen zärtlich miteinander. Ich fühlte mich genau wie ein Testäffchen, an dessen Lustzentren im Hirn wahnsinnige Wissenschaftler winzige Elektroden angeschlossen hatten und nun unablässig Strom durchließen, um sie zu reizen.

Doch plötzlich, völlig unvorbereitet und unbegründet,

kam mir ein widerwärtiger Gedanke in den Sinn. Und zwar die häßliche Ahnung, daß man trotz all der Wonne, die man nur ganz kurz empfindet, ein leiser Furz in einem Orkan ist, daß sie gleich aufstehen und weggehen wird, daß man niemals wieder so ein Gefühl spüren wird, daß man ewig nackt und einsam auf dem Nordpol herumirren wird, daß am Nordpol sogar die Sonne kalt ist, daß man lautlos erfrieren wird im toten Schnee, ohne einen Sinn, ohne Liebe, ohne Christa, ohne Mutter und ohne einen Gott.

Prompt bekam ich auch meinen ersehnten Bauchkrampf. Na also! Alle meine Sorgen verdichteten sich schlagartig in meiner Gefühlszentrale, im Bauch, und verhärteten dort zu einem schweren Kloß aus unerträglichen Schmerzen. Ich hatte geahnt, daß jetzt so etwas eintreffen würde, denn es war zuviel des Guten gewesen. Zum Glück war ich auf solche Scherze vorbereitet und wußte mir gleich zu helfen. Christa durfte nichts erfahren, das war Ehrensache. Obwohl ich beinahe erstickte und mein Bauch vor Höllenqualen explodierte, ließ ich mir nichts anmerken, sondern schenkte ihr abschließend noch einige zärtliche Küsse und entfernte mich rasch mit der Entschuldigung, daß ich auf einmal dringend das WC aufsuchen müsse.

Im Klo würgte ich mir richtig einen ab. Ich wollte kacken, aber es ging nicht. Mein ganzer Körper zitterte wie die Zunge einer Klapperschlange; Schweißausbrüche und Schwindelanfälle stellten sich ein, verschwanden wieder, kehrten zurück und gaben mir den Rest.

Doch genaugenommen war das alles gar nicht so schlimm. Denn wenn ich da an meine Rekordleistungen dachte, die ich vollbracht hatte, als ich sehnsüchtig auf sie wartete, erschien mir hier das nur als eine lahme Ente.

Christa war wieder trocken. Sie hatte die wertvolle, silberne Nässe aus dem Gesicht entfernt, ihr zerrauttes

Haar in Ordnung gebracht, frische Schminke aufgetragen und schaute mich nun durch glasige Augen verlegen an.

»Wie siehst du denn aus!« sagte sie.

»Wie denn?« fragte ich erschreckt.

»Du bist ganz blaß im Gesicht. Ist im Klo was passiert?«

»Nein, nichts ist passiert. Das kommt vom Heulen. Du siehst ja auch nicht besser aus.«

»Meinst du?«

»Schön bist du natürlich wie eh und je ... Sag mal, Christa, ist es dir jetzt peinlich, daß du eben geweint hast?«

Sie überlegte eine Weile und schaute dabei doch etwas beschämt um sich. Spontaneität war nie ihre große Stärke.

»Nein, ich schäme mich nicht deswegen. Irgendwie hat mir das auch ganz gut getan. Außerdem muß man ab und zu weinen, sonst kriegt man zu früh Tränensäcke unter den Augen.«

»Ach Gottchen, dann werde ich ja mit Achtzig immer noch so wunderschön aussehen wie heute!«

»Ich werde jetzt gehen, Akif.«

Das könnte dir so passen! Das Schlimmste an Frauen ist, daß sie, wenn sie Lebewohl sagen, einfach keine Rücksicht auf das Selbstmitleid des anderen nehmen. Sie tun so, als ob das die alltäglichste Sache der Welt wäre. Dabei muß der Abschied gefeiert werden, wie kein anderes Fest.

»Nein, meine Liebe, du gehst noch nicht!«

»Warum nicht?«

»Weil wir jetzt zum allerletzten Mal gemeinsam Pizza essen gehen werden.«

»Ich habe aber keinen Hunger.«

»Dann schaust du zu, wie ich esse!«

»Mensch, Akif, warum machst du uns das beiden so schwer? Es ist doch viel leichter für dich, wenn ich jetzt durch diese Tür da hinausmarschiere, und du vergißt mich einfach.«

»Dich vergessen, Christa? Christa Born, das Mädchen aus Köln vergessen? Dich? Mein Gott, ich könnte vielleicht meinen Namen vergessen. Oder ich könnte vergessen, daß ich ein Mensch bin, daß ich zwei Augen und zwei Ohren habe, daß ich überhaupt noch am Leben bin - aber dich? Weißt du ...«

»Komm, Akif, laß uns lieber Pizza essen gehen.«

Naja, in der Pizzeria am Chlodwigplatz brachte ich nicht gerade das große Trauerspiel mit zusätzlicher Heuleinlage, das ich mir im Zimmer sorgfältig ausgedacht und auf dem schweigsamen Spaziergang dorthin nochmals überarbeitet hatte. Alles, was ich ihr sagen konnte, bestand ausschließlich aus dieser bescheuerten Entschuldigung: »Tut mir leid, Christa, aber es muß so sein. Wenn ein Mann und eine Frau voneinander Abschied nehmen, müssen sie noch ein letztes Mal gemeinsam essen gehen. Das ist alte Tradition.«

Sie lächelte mir versöhnlich zu und gab sich alle Mühe, das zu verstehen, was ich selber nicht verstand.

Zwei kleine Kleinigkeiten waren es auch, die mich total aus dem Konzept brachten, die einfach nicht zuließen, ihr meine Kollektion an melancholischen, tiefsinnigen, tristen Sprüchen und Kalenderweisheiten zu rezitieren (von denen sie selbstverständlich auf keinen Fall die eigentlichen Urheber kennen durfte). Erstens, Christa hatte wirklich keinen Hunger, ließ sich auch keinen einreden und saß stumm an einem Glas Limo rum. Herr im Himmel, Limo ist so ein undramatisches Getränk! Wie soll man da tragische Sätze aufsagen! Immer wenn ich dieses Scheißglas mit der pißgelben Flüssigkeit drin vor mir sah, verging mir die Lust am »Werther«-spielen. Ich verlangte ja nicht, daß sie gleich Whisky trank- Kaffee hätte genügt! Und zweitens: Nach alter Pizzeriasitte quoll aus den Lautsprechern des Lokals unaufhörlich dieser italienische Singsang hervor. (Adriano Celantano hielt immer noch das Rennen.) Obendrein hatten wir gerade eine der fröhlichsten Schlagerphasen erwischt, die einem

im Zusammenhang mit der zum Bersten südlichen Dekoration »Familienurlaub an der Riviera« vortäuschte. So ein Mist! Dieser Kapitalismus macht auch alle ehrlichen Gefühle kaputt! Da war natürlich wieder Feierabend mit der wehleidigen Liebesphilosophie.

Zu guter Letzt ließ ich meine *Pizza*, halbangefressen liegen, verzichtete auch auf den Rest des Lambruscos und ging mit Christa aus dem Laden wieder genauso deprimiert hinaus, wie ich reingekommen war. Keinem von uns beiden war es wohler oder schlechter ums Herz, und keiner hatte auch den eigentlichen Sinn dieses Abschiedsessens so recht begriffen.

»Darf ich dir einen Brief schreiben, Christa?«

Es war inzwischen neun Uhr geworden. Ein starker Regen fiel auf die finstere Vondelstraße, und die Luft roch wieder verdammt nach Tod. Obwohl sie ihren Wagen genau vor meiner Haustür geparkt hatte, bat sie mich nicht hinein. Wahrscheinlich befürchtete sie, daß ich dann nicht mehr aussteigen oder gleich im Wagen Selbstmord begehen würde.

Vielleicht hatte sie recht. Statt dessen standen wir im Regen und wurden heute zum zweiten Mal naß. Ich hielt ihre kleinen Hände fest.

»Warum?«

»Warum nicht? Ich meine, laß mich dir doch einfach einen Brief schreiben.«

»Was möchtest du mir schreiben, Akif? Du kannst es auch jetzt sagen.«

»Ich weiß nicht, was ich dir schreiben will. Wirklich nicht. Irgendwas. Woher soll ich das jetzt wissen?«

»Akif, es ist aus!«

»Ich weiß, daß es aus ist, Christa. Sehe ich aus als wüßt' ich das nicht?«

»Was willst du mir schreiben?«

Dann platzte mir doch der Kragen.

»Hör mir gut zu, Christa. Du und ich sind jetzt in sehr schlechter Verfassung. Wir können die Dinge nicht so klar unterscheiden. Vielleicht machen wir jetzt etwas kaputt, das erst am Entstehen ist. Vielleicht ist doch nicht alles aus zwischen uns. Ich hab's heute wieder gemerkt.

Wirklich. Laß uns einige Zeit voneinander Abstand nehmen ...«

Wovon redete ich Idiot eigentlich! Das würde ja heißen, daß für mich der ganze alte Käse wieder von vorne begann!

»... Laß uns eine Weile, einen Monat vielleicht, so tun, als hätten wir wirklich Schluß gemacht. Nicht mehr daran denken, weißt du. Und dann, wenn sich die Lage wieder etwas beruhigt hat, wenn wir wieder einigermaßen normal sind ...«

»Nein, nein, nein! Akif, kapiert's doch endlich: Es ist aus! Ein für allemal! Glaub mir, ich bin normal, ich war noch nie so normal gewesen wie jetzt, hier. Und mein normaler Verstand sagt mir, daß jedes weitere Zusammensein mit dir ein großer Schwindel wäre. Mein Gott, Akif, verstehe doch, ich kann nicht mit einem Mann schlafen, den ich nicht liebe. (Booommmm!) Das wäre dir doch auch unangenehm. Erinnere dich daran, wie du mich immer gefragt hast, ob ich dich liebe, bevor du mit mir geschlafen hast. Du warst so rücksichtsvoll. Damals war ja auch alles okay. Aber heute, heute ist halt alles anders geworden. (Booommmm!) Du mußt dich einfach damit abfinden. Dir bleibt keine andere Wahl, als dich damit abzufinden. (Hast du eine Ahnung, liebe Christa.) Nach einem Monat wird sich an meinem Entschluß nichts geändert haben. Auch nicht in zwei Monaten, nicht in zwei Jahren.« Booommmmm!

»Aber Christa, du kannst doch nicht einfach so weggehen. Was soll ich denn machen ohne dich?«

»Das, was du vor mir auch getan hast.«

Ich betrachtete ihre süßen Hände sehr genau, weil ich ahnte, daß ich sie zum letzten Mal sah.

»Was habe ich vor dir getan, Christa?«

Sie blickte mich verwundert an.

»Ich weiß nicht. Einfach gelebt, denk' ich.«

»Ganz recht, *einfach gelebt*. Aber das war kein Leben, Christa. Das war, das war irgendwas. Ich weiß nicht, was es war. Jedenfalls war es nichts. Erst mit dir, bei dir habe ich erfahren, was Leben wirklich heißt. Und ohne dich wird es wieder wie früher sein, es wird irgendwas sein. Sonst nichts.«

»Akif, möchtest du unbedingt, daß ich dich hasse? Willst du, daß wir mit einem Krach auseinandergehen?«

»Ich streite mich doch gar nicht mit dir.«

»Na gut. Dann hör mir zu: Schau, Akif, Liebe, und zwar die Liebe, wie du sie immer beschrieben hast, kann man nicht erzwingen oder mit solchen raffinierten Zeitrechnungen hintergehen. Du weißt das. Du bist doch der Letzte, der Kompromisse macht. Oder? Okay, wir werden uns jetzt einen Kuß geben, und jeder wird dann seinen eigenen Weg gehen. Es war wunderschön mit dir, Akif. Wirklich wunderschön. Laß uns auch diese Zeit als etwas Wunderschönes in der Erinnerung behalten. Ja? Tust du mir den Gefallen? ... Glaub mir, so wie es ist, ist es gut. (Die alte Kamelle von Buddha!) Wir können ja weiterhin Freunde bleiben. Wir müssen nicht so tun, als ob es uns niemals gegeben hätte. Du kannst mich jederzeit besuchen kommen. Aber nicht jetzt. Später. Viel, viel später. Komm als guter Freund zu mir, wenn alles vorüber ist, wenn du die Geschichte überwunden hast. Ja?«

»Ach Christa, was soll denn diese gute-Kumpel-Tour! Ich habe dir doch tausendmal gesagt, daß ich kein Kumpel eines Mädchens sein möchte. Und schon gar nicht deiner. Kannst du dir etwa vorstellen, wie ich bei dir meine Tasse Tee trinke, und wir diskutieren gerade über ›Jugendkriminalität in der BRD‹?«

»Nein, das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

Sie konnte sich einen spontanen Lacher nicht verkneifen.

»Siehst du. Ich kann es mir nämlich auch nicht vorstellen. Deshalb werden wir uns niemals wieder sehen, wenn du jetzt fortfährst. Verstehst du, nie mehr!«

»Hoffentlich!« dachte sie wahrscheinlich, als ich dieses sogenannte Schlußwort unserer »Beziehung« sprach. Nun konnten nur noch die üblichen Floskeln und Beteuerungen wie »Es war nett mit dir« folgen, die sie eigentlich auch bereits vorweggenommen hatte. Anschließend der klassische Abschiedskuß, danach war sie ein freies Mädchen und konnte mit ihrem roten R4 davon dampfen.

Doch sie verpaßte mir keinen Abschiedskuß und dampfte auch nicht davon. Im Gegenteil, sie blieb hartnäckig vor mir stehen, flüchtete mit ihren unvergleichlichen Mandelaugen verlegen vor meinen bohrenden Blicken und ließ sich von dem böartigen Regen gänzlich durchweichen.

Das ging fünf Minuten so weiter, bis ich schließlich selbst die Geduld verlor.

»Christa, ich hab' jetzt kapiert, daß mit uns beiden nichts mehr läuft. Ehrlich. Ich werde dir weder einen Brief schreiben noch dich anderswie belästigen. Du kannst nun fahren, wenn du willst.«

»Das kann ich eben nicht.«

»Wieso nicht? Wolltest du noch ein Foto von mir? Tut mir schrecklich leid, aber ich habe mir nie eins machen lassen, weil ich an diesen Voodoo-Zauber glaube.«

»Hör auf mit dem Quatsch. Akif, ich mache mir Sorgen um dich.«

»Was?«

»Ja.«

»Christalein, das brauchst du gar nicht. Was meinst du, wie froh ich bin, daß ich dich endlich vom Hals habe. Das ist wie eine ersehnte Scheidung für mich. Ich laß' jetzt die Sau raus, weißt du.«

»Bleib bitte mal ernst, ja. Du hast immer gesagt, daß du dir etwas antun wirst, wenn ich dich verlasse. Das hast du doch damals immer gesagt, stimmt's?«

»Damals liebte ich dich auch noch. Ha-ha-ha.«

»Also, wenn du dir etwas antust, dann – dann – dann bist du für mich gestorben. (Tja) Versprich mir, daß solche Sachen nicht in Frage kommen.«

»Versprochen.«

Seltsam, in all den Tagen, in denen wir zusammen waren, hatte ich niemals eine Gelegenheit erhalten, ihr ein Versprechen zu machen, obwohl das ein Wunschtraum von mir gewesen war. Und nun, da sie mich geradezu dazu zwang, mußte ich unweigerlich lügen.

»Schau, so eine egoistische Ziege wie ich ist es nicht wert, daß man ihretwegen einen Selbstmord oder so was riskiert. Also schön, du liebst mich wahnsinnig, das habe ich begriffen. Aber du wirst diese Zeit der Trennung überwinden, du wirst dich damit allmählich abfinden, einfach weitermachen und bestimmt noch viele andere Mädchen kennenlernen ...«

»Ich hab' schon eins im Auge.«

»Wirklich! Wen denn?«

»Inge!«

»Akif, laß den Unsinn! Bitte. Weißt du, wenn es soweit ist, dann wirst du mich mit vollkommen anderen Augen betrachten. Du wirst dann all meine Fehler und Fehlerchen erkennen, die dir jetzt nicht auffallen. Du wirst später über

diese Zeit nur noch lachen ...«

»Ja, ich werde darüber nur noch lachen.«

»... Du wirst mich dann vielleicht sogar hassen ... «

»Ja, ich werde dich dann vielleicht sogar hassen.«

»Du wirst dir sagen: ›Wie konnte ich nur so blöd sein und wegen so einer Kuh Liebeskummer haben‹ ...«

»Ja, ich werde mir sagen: ›Wie konnte ich nur so blöd sein und wegen so einer Kuh Liebeskummer haben‹.«

»... Du wirst – Sag mal, was flüsterst du dauernd in deinen Bart hinein?«

»Nichts. Mach weiter.«

»Naja, jedenfalls lohnt es sich nicht, wegen so einem Knick im Herzen Mist zu bauen. Nicht für diesen kleinen Zwischenfall, nicht für mich, verstehst du? Lebe einfach weiter, Akif.«

»Leben, Christa? Aber wie geht das, leben?«

Meine Frage kriegte sie nicht mit, da sie plötzlich einen nervösen Blick auf ihre Armbanduhr geworfen hatte. Danach schenkte sie mir zum allerletzten Mal eines ihrer süßesten Lächeln und umklammerte außergewöhnlich fest meine beiden Hände.

»Tut mir leid, ich muß jetzt Inge vom Yogaunterricht abholen. Versprich' mir noch einmal, daß du keine Dummheiten machen wirst, wenn ich fort bin.«

»Geht in Ordnung.«

»Akif, es gibt noch so viele liebe Mädchen auf der Welt.«

»So viele gibt es gar nicht, Christa.«

Sie umschlang mich mit ihrer ganzen Güte und drückte ihre warmen Lippen auf meine warmen Lippen. Das war also der berühmt-berüchtigte Abschiedskuß! Ich hatte auf

diesen besonderen Kuß sehnsüchtig gewartet, damit ich alle Qualen so schnell wie möglich hinter mich bringen konnte, und weil ich auch vorgehabt hatte, in diesem einzigartigen Augenblick unsere gesamte lächerliche Romanze im Zeitraffertempo an mir vorbeiziehen zu lassen. Doch alles, was mir jetzt durch den Kopf ging, war, daß mich meine liebe, süße, schöne Christa küßte und daß sie mich zum letzten Mal küßte und daß ich im Leben zum letzten Mal von Christa geküßt wurde und daß ich im Leben zum letzten Mal Christa küßte, während sie noch tausend andere küssen würde und noch tausend andere sie küssen würden. Ich glaube, ich brauche wohl nicht näher zu erläutern, wie ich mich bei diesem Abschiedskuß fühlte. Beschissen.

Und auch zum letzten Mal stieg sie vor meinen Augen in – den roten R4 ein, umfaßte das schwarze Lenkrad, steckte den silberfarbenen Zündschlüssel in den Zünder, warf den Motor an und blickte mit gespielter Trauer in mein bereits sterbendes Gesicht.

»Vielleicht solltest du mir trotzdem einen Brief schreiben. Ich meine, wenn du Lust hast, kannst du das gern tun. Kriegst auch eine Antwort. Ehrlich ... Also dann ...«

Irgendwie fühlte ich mich jetzt verpflichtet, etwas zu sagen. Irgendwas. Egal was. Nur nicht »Lebewohl« oder so einen Scheiß.

»Ich liebe dich, Christa.«

»Ich weiß, daß du mich liebst und bin deshalb so traurig.«

»Warum bist du traurig, wenn du weißt, daß ich dich liebe?«

»Tschüß Akif!«

Sie gab Vollgas und das Auto sprang mit einem Ruck

nach vorn, raste schlingernd auf der verregneten Straße davon. Ich schaute dem immer kleiner werdenden Wagen durch völlig tränenleere Augen sehr lange nach. Plötzlich überkam es mich – ich begann wie ein Wahnsinniger zu schreien:

»Ich liebe dich, Christa! Christa! Christa! Christa! Ich liebe dich! Ich weiß, daß mich niemand liebt! Aber ich liebe! Ich liebe! Ich liebe dich! Komm zurück, Christa! Komm zurück! Hier ist einer, der dich liebt! Komm zurück, Christa! Komm zurück zu mir! ...«

Nachdem Christa ihrer Wege gegangen war und ich meiner (und zwar immer die Wege zu den Kölner Kneipen), waren wieder zwei Wochen meines armseligen Lebens verloren, und mein Magen begann mir allmählich großen Kummer zu bereiten. Da hatte ich's wieder! Nicht einmal Alkohol wurde mir vergönnt! Man wollte mich einfach sterben sehen, das war klar wie Kloßbrühe! Deshalb machte ich mir gar nicht erst die Mühe guter Vorsätze, etwa auf das Saufen zu verzichten.

Eines schönen Tages war der Zeitpunkt gekommen: Ich beschloß, Selbstmord zu begehen. Doch zunächst mußte ich Christa einen hübschen Brief schreiben, in dem nur mehr das stehen sollte, was sie bereits wußte. Dieser im Grunde absolut sinnlose Brief diente dazu, mich nachträglich noch einmal zu vergewissern, daß mein Sterben tatsächlich einen triftigen Grund besaß. Denn Christa würde daraufhin auch mir einen sinnlosen Brief senden, dessen Inhalt mich abermals auf das unwiderrufliche »Aus!« aufmerksam machen würde. Aber man wußte ja nie! So unwahrscheinlich es auch war, konnte es doch noch möglich sein, daß Christa sich auf diese Botschaft hin für mich entschied, aber ich mich leider schon damit beschäftigte, die Radieschen von unten zu betrachten. Allerdings hätte man mich mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auch jederzeit zum Bundespräsidenten wählen können. Trotzdem dachte ich: Was soll's, das ist die allerletzte Überprüfung, und was kannst du außer ein paar Tagen Verzögerung schon groß dabei verlieren. Also setzte ich mich hin und schrieb ihr einen Brief:

Liebe Christa!

Ich bin mir völlig im klaren darüber, daß du diesen Brief widerwillig geöffnet hast und ihn jetzt auch sehr widerwillig liest, weil du mich und die ganze mißliche Geschichte möglichst schnell vergessen willst. Ich weiß das und hätte dir auch überhaupt nicht geschrieben, wenn du es mir neulich nicht erlaubt hättest. Keine Sorge, es wird ohnehin der letzte Brief sein.

Nun ja, zwei ganze Wochen habe ich bereits überstanden, ohne dich zu sehen, ohne deinen Körper zu berühren, ohne dich zu lieben. In diesen zwei grauenhaften Wochen hat sich enorm viel zugetragen. Zum Beispiel war ich noch nie in derart kurzer Zeit so oft im Kino. Seltsamerweise kamen auch lauter gute Filme mit meinen Lieblingsdarstellern: Alec Guinness (Last Hollyday), Richard Burton (Der Spion, der aus der Kälte kam), Rod Steiger (Der Sergeant), Max von Sydow (Der Exorzist I), Orson Welles (diesmal ausnahmsweise in »Othello«) und Marlon Brando (Der letzte Tango in Paris). Wahrscheinlich fragst du dich, weshalb ich mich für diese uralten Knacker begeistere. Bestimmt nicht deswegen, weil sie in allen diesen Filmen am Ende abkratzen. Nein, bestimmt nicht deshalb. Was mich im Grunde wirklich vom Sperrsitz haut, sind ihre toten Gesichter. Diese Gesichter, welche zu keiner Gefühlsoffenbarung imstande sind, jedoch einen unerträglichen Schmerz in sich verbergen. Hast du schon mal Burton lachen sehen? Es sieht einfach lächerlich aus. Oder wie Guinness eine Frau küßt? So eine Kälte herrscht nicht einmal am Nordpol. Oder wenn Brando anfängt, anderen sein Herz auszuschütten? Fast immer endet es mit dem Tod. Oder gar, daß Welles nur eine Viertelstunde des Films glücklich ist? Wenn ja, dann war es ein schlechter Film. Alle diese

Mumien können einfach keine richtigen Gefühle mehr zeigen. Nicht mehr. Irgend etwas in ihrem Leben hat ihre Gesichter entstellt, eine verheerende Katastrophe hat alles Blut aus ihrem Leib auslaufen lassen, ein böser Fluch hat sie in empfindungslose Steine verwandelt, die nur in einem kurzen Augenblick, und zwar in dem Übergang vom Leben zum Tod, wirklich etwas fühlen können.

Ich weiß, Christa, du wirst jetzt sagen, das alles ist Kintopp, diese Schauspieler bekamen deshalb diese Rollen, weil sie halt interessante Charaktergesichter haben und ausgezeichnet spielen können. Du wirst sagen, du deutest irgendein Leid in ihre Gesichter hinein (weil du selbst am Leiden bist), während sie in Beverly Hills in Saus und Braus leben. Ich kenne deine Argumente, Christa. Doch wie diese Schauspieler leben, was sie tun, wie sie in Wirklichkeit sind, warum sie schauspielern, daß das überhaupt ein Film ist, was ich da auf der Leinwand sehe, das alles ist mir so gleichgültig, Christa. Ich bewundere ja nur ihre Gesichter. Sonst nichts. Ich bewundere sie, und je mehr ich sie bewundere, um so mehr kriege ich es mit der Angst zu tun. Angst deshalb, weil ich ahne, daß ich eines Tages genauso aussehen werde wie diese toten Gesichter, daß mir das Lachen vollends vergehen wird und daß der große Schmerz in mir alle meine Gefühle zerstören wird. Ich habe schreckliche Angst, Christa. Und ich habe es so satt, immer in Angst zu leben. Jeden Tag etwas Neues, das einem weh tut; jede Stunde ein härterer Schlag in die Visage; jede Minute eine andere Erinnerung an dich, die mich zum Weinen bringt und jede Sekunde eine kleine Veränderung in meinem Gesicht.

Langweilen dich diese Zeilen? Verzeih mir, ich habe kaum etwas anderes zu berichten – schon gar nichts Lustiges. Oder warte mal, vielleicht doch: Du kennst doch

den Laszlo? Also der kommt mich manchmal besuchen, eigentlich fast regelmäßig, seitdem du weg bist. Und nachdem er mich erst einmal gründlich verarscht hat, legt er auch gleich los: Andauernd faselt er mir den Kopf voll, daß ich dich vergessen soll, daß du ein dummes Weibsstück bist wie jedes andere und daß ich mir von wegen Liebe und so nur etwas vormache. Der gute alte Laszlo, er ist ein so überragender Trostspender. Ehrlich, manchmal bringt er mich dazu, daß ich ihm alles abkaufe, was er da von sich gibt. Ich bin dann wie verwandelt, nehme mir große Dinge vor, ja, ich vergesse dich sogar. Wenn Laszlo saubere Arbeit geleistet hat, schöpfe ich immer Hoffnung auf einen neuen Anfang und will mich bessern.

Doch später, wenn Laszlo aus der Tür ist, wenn ich wieder diese Stoffpuppe auf dem Nachtschränkchen sehe, die du mir zu Weihnachten geschenkt hast und die genauso aussieht wie du, dann wird jeder Anfang sinnlos für mich.

Dann sehe ich dich wieder vor mir, süße Christa, splitternackt, eng umschlungen von meinem Körper. Dann höre ich wieder deine heilige Stimme, die auf meine Frage nach deinem Namen mit »Christa! Und du?« antwortet. Dann kehrst du zurück, schöne Christa, mit deiner außerirdischen Liebe und Haut. Ja, der Geruch, dein Geruch, Christa, dein Geruch kehrt dann auch wieder zurück und bringt mich zum Weinen, läßt mich aufgeben.

Okay, ich mach's jetzt kurz. Christa, erfülle mir bitte nur noch einen Wunsch. Ich bitte dich so sehr darum. Komm noch einmal zu mir zurück und laß uns gemeinsam diese furchtbare Gefühlskatastrophe analysieren. Ich meine, so geheimnisvoll kann doch der Grund dafür, daß du mich nicht mehr liebst, nicht sein. Es muß doch eine Ursache für das alles geben, verstehst du? Laß uns die Sache

bereden, laß uns das Problem einfach aus der Welt schaffen.

Ich muß jetzt Schluß machen, weil ich mich kotzübel fühle. Ich bin nämlich schon wieder krank geworden (Grippe). Kann aber leider nicht zum Arzt, weil ich 1. keinen Krankenschein hier habe und 2., weil ich nicht mehr die Kraft aufbringe, bis zum Arzt zu marschieren, geschweige denn bis zu der Krankenkasse am Neumarkt, um mir diesen dämlichen Schein zu holen. Scheißegal! Ich komme schon irgendwie auf die Beine, mach dir deshalb bloß keine Sorgen. Laszlo ist eine hervorragende Krankenschwester. Bringt lauter Milch und Honig und so, aber nur keine Medizin.

Liebe, süße, schöne Christa, wirst du mir diesen letzten Wunsch noch erfüllen? Ja? Bitte, bitte, bitte, Christa! Glaub mir, ich werde mich von Grund auf ändern, ich werde ein total neuer Mensch sein, wenn wir wieder gemeinsam von vorne beginnen. Dafür aber brauche ich dich! Ich brauche dich so sehr, Christa ...

Dein dich ewig liebender Akif

Zwei Tage später bekam ich die Antwort auf meinen Brief:

Hallo Akif!

Ich habe heute morgen deinen Brief erhalten. Es tut mir sehr leid für dich, daß du dich in so einer miesen Verfassung befindest. Ich kann deine Gefühle und deinen Zustand sehr gut nachempfinden, glaube mir das. Das ändert jedoch nichts an meiner Entscheidung, daß ich unsere Beziehung nicht länger aufrecht erhalten möchte. Das ist bestimmt nicht in deiner Person begründet, ich will auch zu keinem anderen Jungen eine Beziehung haben. Es

ist eine allgemeine Entscheidung. Daß du die Schuld bei dir suchst, ist Unsinn. Selbst wenn du dich 1000 mal ändern würdest, würde ich mich nicht anders entscheiden. Außerdem sollst du so bleiben, wie du bist. Die Ursache für das alles liegt in meiner Person. Ich möchte halt allein sein. Ich möchte keine festere Beziehung, weder zu einem Jungen noch zu einer Freundin. Vielleicht bin ich zu unreif dafür, vielleicht aber bin ich auch zu egoistisch. Von daher hat es auch keinen Sinn, es noch einmal versuchen zu wollen. Akif, bitte versteh mich doch! Ich möchte einfach allein sein, frei und ungebunden. Laß uns doch die Zeit als schöne Erinnerung behalten. Man kann so etwas nicht wiederholen. Und erst recht kann man so etwas nicht erzwingen, und das weißt du selber ganz genau.

Ich verstehe, daß die Phase, die du jetzt durchmachst, für dich sehr schwer ist, aber wenn du wirklich so besessen bist von deiner Arbeit, deinem Schreiben, so versuche doch einmal zu schreiben. Du wirst dadurch bestimmt vieles leichter überwinden können. Glaub mir, du bist nicht der einzige, der so eine Enttäuschung erlebt. Es gibt sehr viele Menschen, denen es genauso geht. Du bist jedoch nicht gewohnt, Enttäuschungen einzustecken, und daher trifft es dich doppelt so hart. Doch ich weiß, daß du das durchstehen wirst, Akif. Ich wünsche dir gute Besserung und

Kopf hoch! Christa

Na und? Ich hatte ja ohnehin keine unbegründeten Hoffnungen in diesen absurden Briefverkehr investiert. Als ich meinen eigenen Brief geschrieben hatte, hatte ich nur zu gut gewußt, wie ihre Antwort lauten würde. Das sinnlose Ritual war »Hausaufgaben für den Tod«. Weiter nichts.

Konnte es jetzt losgehen?

Nein, noch nicht!

Ich schrieb noch einen Brief. An Rolf, meinen Freund in Andernach. Ich weiß nicht, Laszlo konnte eigentlich ziemlich professionell Balsam auf die Wunde träufeln, aber Rolf besaß so eine besondere Art, einem das Leben schmackhaft zu machen, obwohl er selbst nicht daran glaubte. Wirklich, er war imstande, einem aus dem ganzen Mischmasch, den er sich in all den Jahren zusammengelesen hatte, derart was vom Pferd zu erzählen, daß man sich sogar in einem Atomkrieg wohlgefühlt hätte. Im übrigen konnte ich nicht mehr das Geld für einen Psychiater aufbringen. Deshalb sollte Rolf kommen und mich reparieren.

Lieber Freund!

Nun ist es endlich soweit: Ich sterbe! Mir fehlt aber jetzt einfach die Lust und die Kraft, dir lang und breit zu erklären, warum und weshalb die Welt bald einen der bedeutendsten Künstler unseres Jahrhunderts verlieren wird. Es wird dir ausreichen, zu wissen, daß meine liebe Christa mich verlassen hat und mein derzeitiges Befinden deshalb ungefähr einem doppelten Heroinentzug gleicht. Du weißt, wie ich sie liebte und immer noch liebe, und du weißt auch, daß mir feigem Hund das Ertragen von Schmerzen nicht besonders liegt. Ich habe auch niemals euren komischen Jesus verstanden, mit all seinem Leid, das er auf sich nahm – und dabei war die ganze Show nicht einmal für eine Frau.

Jedenfalls bin ich ganz schön am Arsch und brauche Hilfe, um aus diesem tödlichen Sumpf der Einsamkeit wieder herauszukommen. Ich muß mich unbedingt mit dir aussprechen, muß dir mein Leiden beschreiben, muß mich

endlich auskotzen und muß dringend einige wahre Worte aus dem Mund eines weisen Mannes hören, damit wieder alles wie früher wird (?), Laszlo hilft mir, wo er kann, aber so wie er in den letzten Tagen aussieht, muß ich mich wohl bald selbst nach einem schwarzen Anzug umschauen.

Rolf, es droht ein Unglück! Komm so schnell du kannst nach Köln, ich habe dich noch nie so sehr gebraucht wie jetzt. Es ist mein voller Ernst! Ich verlasse mich auf dich

...

Dein unheilbarer Patient Akif

Nach zwei Tagen erhielt ich eine Postkarte von Rolf:

Sorry Akif!

Ich habe mich gleich in den Wagen gesetzt, doch die Autobahn war total verschneit. Bin nach 10 km steckengeblieben, tja, nix zu machen. Komme aber alsbald. Schreibe mir wann und wo.

Ich kenne es selbst, wenn unsereins gieriges Arschloch sein kleines Wonneparadies weggeholt kriegt. Hattest du danach auch so ekelhafte Alpträume? Naja, mach keinen Scheiß! Alles künstlerisch verarbeiten! Du weißt ja, Gefühlstraumata sind die Quellen der Kunst. Tue jetzt bloß nicht so, als ob das »die große Liebe« gewesen wäre. Sie war nur die erste Schöne, die es mit dir getrieben hat. Basta! Mach's wie ich: Fick dich selbst!

Rolf

Drei Tage, nachdem ich Rolfs Postkarte erhalten hatte, konnte ich schließlich dieses abscheuliche Lebensgefühl, welches alles, was ich dachte und unternahm, in einen mächtigen Schmerz verwandelte, nicht mehr ertragen und beschloß, endgültig Selbstmord zu begehen. Aber der Versuch, die letzte große Sache meines Lebens möglichst schmerzlos hinter mich zu bringen, schlug leider fehl. Das bescheuerte Arschloch von Knacki fragte mich doch allen Ernstes, weshalb ich ausgerechnet bei ihm nach einer Waffe suche und erkundigte sich hinterher noch unverschämterweise, was ich mit dem Ding bloß anstellen wolle. Ich sagte ihm, es sei an der Zeit, wieder auf die Jagd zu gehen, worauf dieser Holzkopf vorschlug, falls ich mich noch einen Monat gedulde, könne er mir ein echtes Jagdgewehr mit Zielfernrohr, Ziegenledertasche und sonstigem Zubehör besorgen.

Daraufhin lief ich zu demselben Apotheker, bei dem ich damals die Packung Kondome gekauft hatte, und beschaffte mir zwei Döschen »Novo Dolestan«. Aber auch er machte mir anfangs einige Schwierigkeiten, beharrte darauf zu erfahren, wozu ich die Pillen brauche, fragte mich über meine Eltern und alles mögliche aus, hielt eine halbstündige Vorlesung über Gesundheitsschädigung durch Psychopharmazeutika und rückte zu guter Letzt mit seinen wahren Gedanken heraus, indem er plötzlich ganz unbegründet anfang, über die Herrlichkeiten des Lebens zu philosophieren. Nichtsdestotrotz konnte ich ihn mit der gutdurchdachten, vorgeplanten Lüge beruhigen, daß ich vor zwei Monaten einen schweren Motorradunfall erlitten hätte und seit diesem Schock vor lauter Grübeln sehr

schwer einschlafen könne. Das haute zum Glück hin!

Zu Hause angekommen, besoff ich mich zunächst einmal bis in die tiefe Nacht mit dem billigen Whisky, den ich bereits vor einer Woche speziell für diesen Zweck aus einem Sonderangebot herausgefischt hatte. Aber nicht aus Angst, weil es jetzt soweit war. Ich verspürte keine Spur von Angst. Vor so was fürchte ich mich nie. Zwar bin ich der größte Feigling der Weltgeschichte, doch vor so Sachen, die man über sich ergehen lassen muß, damit man endlich seine Ruhe kriegt, schrecke ich eigentlich nie zurück. Ich betäubte mich nur deswegen, weil ich im Verlauf der gesamten Aktion keine Schmerzen erleiden wollte. Sonst nichts.

Mit Hilfe des Alkohols vergingen die Stunden ungeheuer rasch. Und von Stunde zu Stunde tat ich mir mehr leid. Ich dachte wieder an all das, was ich mit Christa erlebt hatte. Aber auch an die Zeiten davor, an meine Kindheit und an die sogenannte Jugend.

Kurzum, ich ließ mein bisheriges Leben zum letzten Mal in der Erinnerung auftauchen und durchlebte all das im Zeitraffertempo noch einmal. Allerdings bereitete mir die Erinnerung an mein kurzes Leben keine große Freude, weil es darin nur wenig zu lachen gegeben hatte. Nüchtern betrachtet, hatte ich es ausschließlich mit Träumen verbracht. Unentwegt hatte ich von einem zärtlichen, einfühlsamen Mädchen geträumt, das mich liebte, so wie ich war (vor allem so, wie ich aussah!). Geträumt auch von einem warmen Körper und von täglich acht bis zehn Stunden gestreichelt werden. Entweder von einer wichtigen Expedition in die Antarktis oder von einem Einsiedlerdasein auf einer noch unentdeckten, karibischen Insel geträumt. Vom großen Erfolg und anderen lächerlichen Dingen geträumt. Von anständigen Menschen geträumt, die sich darüber freuten, daß ich geboren war

und bei denen man nicht für jeden Scheiß zu lügen brauchte. Von der Begegnung mit einem UFO, der Zugehörigkeit zu irgendeinem Stamm der Apachen, der Aufnahme in den magischen Zirkel und überhaupt vom Ende der Einsamkeit geträumt. Nur von einem einzigen Kuß oder wenigstens von einem einzigen lieben Wort aus dem süßen Mund der vierzehnjährigen Sabine geträumt. Letztlich vom Glück geträumt, vom Leben geträumt.

Aber ich hatte immer nur geträumt! Nur geträumt! Nur geträumt! Mir fehlte sowohl die Lust als auch die Kraft zum Weiterträumen. Ich wollte nicht mehr träumen, und ich stellte auch mit einem Mal fest, daß mich das Zurückschauen auf all das Erlebte gewaltig ankotzte. Mein Leben war nun mal nichts Großartiges, an das man gerne zurückdachte. Es war nicht einmal besonders traurig oder gar tragisch, so daß man über seine schweren Schicksalsschläge Tränen vergießen konnte. Es war ein absolut leeres Leben, in dem ausschließlich geträumt und gehofft worden war. Und es war ein dummes und sinnloses Leben, weil es darin keinerlei Entwicklung, geschweige denn eine Veränderung gegeben hatte. Gewiß, diese unerfüllten Träume, Wünsche, Hoffnungen, Bedürfnisse, diese abnorme Einsamkeit, die mich wie eine Käseglocke umgab, all das Leere, Dumme und Sinnlose, mit dem ich achtzehn Menschenjahre vergeudet hatte, all das war sehr traurig, doch es war nicht so traurig, daß es einen Roman- oder Filmstoff hergegeben hätte. Ich meine damit, ich stand mit meinem traurigen Leben nicht als Einzelfall da, denn es existierten noch Millionen und Abermillionen von meiner Sorte.

Ich beschloß, noch über zwei Dinge nachzudenken, bevor ich abkratzte. Erstens, wie es wohl auf meinem stattlichen Begräbnis ausschauen würde und welche großen Persönlichkeiten aus meinem Leben sich die Ehre

geben würden, dabei zu sein. Aber als sich das realistische Bild meiner armen, gebrochenen Mutter in die nekrophile Vision einschob, verging mir selbst daran die Lust. Zweitens beschäftigte mich die Frage, ob es eine Wiedergeburt gab und wenn es sie gab, als was für ein Mensch ich dann wieder zur Welt käme. Mit der Zeit jedoch wurde auch das ziemlich langweilig, weil man sich stets einbildet, daß man im nächsten Leben sein Comeback als jemand ganz Besonderes feiern darf und nie in Betracht zieht, daß man genausogut als stinknormales Nichts zurückbefördert werden kann.

Schließlich waren alle Gedanken ausgedacht, und ich zerrührte in einem Glas die weißen Pillen mit etwas Leitungswasser zu einem dünnen Joghurt. Nachträglich fand ich es doch richtig, daß ich der Nachwelt, nicht einmal Christa, keinen Abschiedsbrief geschrieben hatte, prostete mir selbst zu (»Auf die Liebe, das einzige, wofür es sich wirklich lohnt zu leben, und auf Orson Welles!«) und kippte den ekelhaften Brei in einem Zug runter. Danach legte ich mich mit ausgestreckten Gliedern auf das Bett nieder und begann abzuwarten.

Unversehens kam mir eine Szene in den Sinn. Und zwar die Szene in dem Film »Die Faust im Nacken«, wo Marion Brando sich an seinen Bruder wendet, der ihn den Gangstern ausliefern will und sich beklagt, daß er sich nie um ihn gekümmert hat, daß er ihm nie eine Chance gab, als Boxer groß herauszukommen und daß er durch seine Schuld eine Null geblieben ist. »Du hättest dich um mich kümmern sollen, Charley!« schreit Brando da. Ich weiß nicht, irgendwie ging mir dieser Satz an die Nieren, obwohl Brandos und meine Welt total verschieden waren und ich keinen verantwortungslosen Bruder besaß, der an diesem tödlichen Mißgeschick hätte schuldig sein können. Aber wie ich so dalag auf dem Bett, schien nur das ein

triftiger Grund zu sein.

»Ihr hättet euch um mich kümmern sollen«, sagte ich leise vor mich hin, »ihr hättet euch um mich kümmern sollen ...«

Nach einer guten Weile dieses monotonen Geflüsters, das am Ende zu einem einzigen Gesabbel ausartete, brach ich in einen gewaltigen Weinkrampf aus. Das erste Anzeichen des Jenseits.

Was tat ich hirnerkranktes Arschloch eigentlich da?

Ich starb!

Ich wollte leben!

An die schmerzlichen Begebenheiten nach dieser überraschenden Einsicht kann ich mich nur sehr dunkel erinnern. Es ist wie verflüxt, das alles kommt mir nun wie ein uralter Film vor, den ich vor Jahren einmal gesehen habe.

Wie gesagt, aus mysteriösen Gründen verspürte ich plötzlich den Drang zu leben in mir und hatte jegliche Lust am Sterben verloren. Doch schizophrenerweise klopfte ich Amateurselbstmörder nicht gleich an der Nebentür bei Knacki oder bei irgendeinem anderen, um Hilfe zu holen, sondern wollte allen Ernstes bis zum Chlodwigplatz latschen und dort aus einer Telefonzelle das in der Nähe liegende Augustinerkrankenhaus anrufen. Da Laszlo dort einmal als Pförtner gearbeitet hatte und ich ihn unzählige Male angerufen hatte, kannte ich die Nummer auswendig. Unterwegs machte ich auch keine Sau auf meine beschissene Lage aufmerksam, weil ich einfach zu sehr mit mir selbst und mit meinem bißchen Leben beschäftigt war.

Das Anfangsgefühl, das außergewöhnlich rasch in mir aufstieg, war genaugenommen gar nicht mal so übel. Obwohl ich noch nie etwas mit Trips und derlei Zeug zu tun gehabt habe, kann ich mir sehr gut vorstellen, daß mein damaliges »Körperfeeling« haargenau jenen Rauschzuständen glich. Vielleicht mehr als das. Dieses übertriebene Glücksdelirium war tausendmal stärker, intensiver und gefährlicher, als all die Ekstasen meines Lebens zusammen. Jede kleinste und wichtigste Bewegung meines Körpers versetzte mich derart in Begeisterung, daß ich vor lauter Glückseligkeit hätte laut jaulen können.

Alles, was ich in diesen Augenblicken tat, was ich dachte, was mich umgab, was ich spürte, artete, von Sekunde zu Sekunde durchdringender werdend, in eine nie empfundene Freude aus. Ich war mit meinem Denken, mit meinem Körper und schließlich mit allem, mit allem einverstanden und schwebte nun in einem warmen Kosmos.

Die absurde Idee, um jeden Preis mein Leben zu retten und dieses Glücksgefühl innerhalb der nächsten 80 Jahre etwas dosierter zu empfinden, hätte ich ja beinahe wieder über Bord geschmissen und wäre in irgendeiner Straßenecke sitzengeblieben – hätte sich nicht plötzlich dieser grauenhafte Schmerz eingestellt.

Mittlerweile war ich bis zur Mitte der Merowingerstraße gelangt, und der Schmerz traf mich wie ein gewaltiger Beilstoß zwischen die Rippen. Genauer gesagt traf er mich in den Bauch und stieg von dort aus blitzartig in sämtliche Adern und Glieder. Alsbald setzte zusätzlich ein starker Schüttel Effekt ein. Jetzt bebte und zitterte mein ganzer Körper, verkrampfte sich ununterbrochen, drohte vor Erstarrung auseinanderzureißen und kündigte langsam aber sicher meinen Beinen den Feierabend an.

Auf der Straße tobte so was Ähnliches wie ein Schneesturm. Das gesamte Bild glich sehr der Verfilmung von »Ein Tag im Leben des Ivan Denissowitsch« oder den Sturm totalen von »Dr. Schiwago«. Ich spürte, wie ich immer schneller müde wurde und bekam es mit der berühmt-berüchtigten Todesangst zu tun. Auf der Straße ließ sich niemand blicken. Und falls jemand vorbeigekommen wäre, hätte er bestimmt gedacht, ich sei ein normaler Besoffener wie jeder andere. Ich war außerstande, verständliche Worte von mir zu geben, alles, was ich herausbrachte, war ein verworrenes Gestammel. Genau das taten Besoffene!

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, ob ich Gott um Hilfe anflehen sollte. Aber abgesehen davon, daß mir kein einziges Gebet einfiel, fragte ich mich auch sogleich ernsthaft, warum Gott ausgerechnet einem Arschloch wie mir helfen sollte. Also schlug ich mir diesen Gottesblödsinn wieder aus dem Kopf, der nebenbei auch nur einen Energieverlust bedeutet hätte, und schleppte mich unter größten Anstrengungen bis zum Chlodwigplatz.

Aus der Ferne erblickte ich nun diese drei Telefonzellen. Würde ich es schaffen, die Straße zu überqueren und aus einer der Kabinen das Krankenhaus anzurufen? Ich glaube, kein Mensch kann sich vorstellen, wie müde ich in diesem Augenblick war und auch keiner kann sich vorstellen, welcher großen Kraftanstrengung es bedurfte, wach zu bleiben. Obendrein quälten mich diese verdammten Wehen, die sich jetzt in jeder kleinsten Zelle meines Körpers ausgebreitet hatten. Das Happyfeeling von vorhin hatte sich gänzlich in einen unerträglichen Schmerzzustand verwandelt.

Warum ich unter allen Umständen noch am Leben bleiben wollte, war inzwischen unwichtig und uninteressant geworden. Ehrlich gesagt, ich stellte mir die Frage erst gar nicht. Ich wußte nur, daß ich leben wollte, daß ich weiterleben mußte.

Mit einem heftigen Ruck warf ich mich auf die Straße und brachte einige Wagen dazu, kreischend zu bremsen. Das heißt, ich sah nur verschwommen, daß diese Autos mit einem Affentempo auf mich zurasten; daß sie ein paar Zentimeter vor meinen Füßen stoppten, nahm ich gar nicht mehr wahr.

Aber da ich mich nun auf der gegenüberliegenden Seite befand, mußten sie ja wohl irgendwann angehalten haben.

Nach einer kleinen Verschnaufpause schwankte ich schleppend auf eine der Telefonzellen zu, riß die Tür auf, ging hinein und schnappte mir den Hörer. Verdammte Scheiße! Bei dem ganzen Heckmeck war mir etwas sehr Wichtiges, ja Lebenswichtiges entfallen! Besaß ich überhaupt das Kleingeld, um den Münzfernsprecher zu bedienen? Ich griff in die Hosentasche und kramte verzweifelt darin herum.

Und siehe da! Entweder war es genau das, was man einen Zufall nennt oder Gott existierte wirklich. Also was soll ich sagen, liebe Freunde, in meiner hinteren Hosentasche befanden sich tatsächlich genau zwei Zehnpfennigstücke. Ich dankte (kann mich allerdings nicht mehr so recht entsinnen, bei wem ich mich bedankte), schmiß die Münzen in den Apparat und wählte die Nummer.

»Augustinerkrankenhaus. Guten Abend.«

Es war der Pförtner.

»Hören Sie, ich sterbe ...«

»Soll das ein Witz sein?«

»Nee, ist kein Witz. Ich sterbe wirklich.«

»Warum denn?«

»Was?«

»Na, warum sterben Sie? Was ist passiert?«

»Hab' Pillen geschluckt. Ich sterbe gerade. Helfen Sie mir ...«

»Ich glaube Ihnen kein Wort!«

»Jetzt hören Sie gut zu! Ich bin am Chlodwigplatz. Bei diesen drei Telefonzellen, okay? Schicken Sie bitte schnell einen Krankenwagen her! Sehr schnell, verstehen Sie?«

»Das ist ein Witz, stimmt's? Wie heißen Sie überhaupt? ...«

Schließlich kippte ich doch aus den Latschen und schlug mit einem dumpfen Geräusch im Schnee auf.

Reglos auf dem Rücken liegend sah ich noch diese Millionen Schneeflocken auf mich niederprasseln. Das Bild erinnerte mich an »Citizen Kane«, genauer gesagt an seine berühmte Glaskugel, in der sich auch eine Schneelandschaft befand. Wenn man die Kugel bewegte und schüttelte, loderten all diese weißen Flocken wild auf und schneiten langsam wieder nieder. Aber mir war jetzt nicht danach, ein »Rosebud« auszusprechen. Statt dessen verstärkte sich in mir die bereits vorhandene Angst vor dem Tod um das Tausendfache. Hatte der Pförtnertyp mich überhaupt ernst genommen? Würde er wirklich einen Krankenwagen alarmieren und hierher schicken? Und falls der Krankenwagen wirklich käme, würde er auch früh genug ankommen?

Scheißspiel, dachte ich, es ist nicht fair! Es ist einfach ungerecht! Ich habe es Gott weiß nicht verdient, in der vollen Blüte meines einzigen Lebens irgendwo in einer Scheißstadt, irgendwo auf einer Scheißstraße, irgendwo neben einer Scheißtelefonzelle, irgendwann an einem Scheißabend, umlagert von diesem schuckrigen Scheißschnee, vor mich hin zu krepieren, ohne jemals erfahren zu haben, was Glück heißt!

Oder doch?

Daraufhin huschte mir blitzartig die eigentliche Ursache meines unehrenhaften Selbstmordes durch den Kopf: Christa Born, Wayerthal 40, 5000 Köln! Meine liebe, süße, schöne Christa ...

In diesem Augenblick habe ich mir so sehr gewünscht, daß Christa bei mir wäre. Wie habe ich danach gehungert, daß sie meine Wangen nur noch ein letztes Mal mit ihren kleinen, weichen Händen gestreichelt hätte. Wie stark

habe ich mich in diesem Moment nach einem einzigen Kuß von ihr gesehnt und wie sehr hätte sie mir allein durch ein verspieltes Lächeln in ihrer Eigenart helfen können ...

Doch meine liebe, süße, schöne Christa war in diesem Augenblick nicht bei mir, streichelte nicht meine Wangen, gab mir keinen einzigen Kuß und schenkte mir auch nicht ihr Lächeln.

Sie war anderswo.

Weit weg von mir.

Udenkbar weit weg von mir!

Dieser Satz von Allen Ginsberg: Tränen sind immer das Ende ...

Der Spruch klang außergewöhnlich kitschig und theatralisch aber auf irgendeine Weise traf er den Nagel auf den Kopf.

Tränen schließen stets ein Kapitel Freude, ein Kapitel Liebe, ein Kapitel Glück ab. Durch Tränen verliert man immer ein Stückchen Paradies, kommt dem Tod immer ein Stückchen näher.

Aus der Ferne hörte ich die Sirene jaulen und schloß nun beruhigt die Augen. Doch bevor ich mich gänzlich dem Schlaf übergab, flüsterte ich noch einige Worte vor mich hin. Ich kann mich nur sehr schwer an das erinnern, was ich abschließend noch sabbelte, aber ich glaube, es war so was Ähnliches wie: »Es ist alles Sonnenschein. Hallo! Hallo! Hallo!«

Eine Woche lang lag ich im Augustinerkrankenhaus, und diese verdammten Ärzte, Laszlo, Rolf und nicht zuletzt irgend so ein Armleuchter von der katholischen Kirche nervten mich mit ihren dämlichen Liebeserklärungen an das Leben tagtäglich ununterbrochen. Später gesellte sich noch so ein Psychopath von der Landesnervenklinik dazu und verherrlichte mir die Vorzüge des Irrenhauses, damit ich ihn dorthin begleite. Ich mußte allen tausendmal versichern, so etwas nie und nimmermehr zu tun, und als das auch nicht ausreichte, spielte ich ihnen von Tag zu Tag ein übertrieben lebensbejahendes Befinden vor. Obendrein hatte Rolf meine Eltern von dem Vorfall verständigt, und die wollten mich selbstverständlich auch besuchen und ihren eigenen Senf dazu geben. Daraufhin drohte ich, mich diesmal tatsächlich umzubringen, wenn die auch noch kämen.

Irgendwann habe ich den ganzen Zirkus nicht mehr ertragen und bin aus dem Krankenhaus getürmt. Als ich dann später in meiner Kammer lag und mich von den ärgerlichen Folgen meines gescheiterten Selbstmordes erholte und mir die gesamte Christahistorie nochmals durch den Kopf gehen ließ, kam mir die Idee, das Ganze einfach niederzuschreiben.

Gedacht, getan.

Jetzt, drei Wochen nach dieser Idee, da ich die letzten Zeilen zu Papier bringe, zweifle ich ein wenig an dem Zweck dieses Unternehmens. Ich kann wirklich nicht beantworten, warum ich genau 21 Tage auf dieser Schreibmaschine rumgehämmert habe. Ich meine, ich hätte ja auch einfach in die nächstbeste Kneipe reingehen

und den ganzen Quatsch dem nächstbesten Penner erzählen können, wenn in mir etwas nach Aussprache drängte. Rolf und Laszlo und viele andere Leute hätten mir mit Sicherheit stundenlang zugehört. Aber womöglich betrachtete ich meine kleine, lächerliche Liebesgeschichte als etwas Besseres als all die anderen Millionen kleinen, lächerlichen Liebesgeschichten. Vermutlich schämte ich mich auch, das Ganze einem lebendigen Menschen wiederzugeben und schlug deshalb alles auf weiße Blätter. Ich konnte meine erlebte Lust und mein Leiden nur einem »Imaginären Zeugen« anvertrauen, wie Rolf das immer so gescheit auszudrücken pflegt.

Vielleicht ist es so, aber vielleicht auch nicht. Ich kenne den Sinn dieser Arbeit wirklich nicht und will ihn auch nicht näher ergründen. Ich weiß nur, daß ich auf einmal einen starken Wunsch in mir spürte, zu schreiben und daß mir das Schreiben großen Spaß gemacht hat. Hierbei habe ich mich sehr selten an die goldenen Regeln der Literaten gehalten und Sachen getan, die man nicht tun darf, wenn man ein gutes Buch schreiben will. Aber ehrlich gesagt, war mir das alles so ziemlich scheißegal, denn ich wollte ja *meine* Geschichte schreiben und nicht so einen erfundenen Käse.

Ich glaube, man erwartet jetzt von mir einige abschließende Sätze, die auf »Und die Moral von der Geschicht« hinauslaufen sollen. Doch mir fehlt sowohl die Lust als auch das Talent, genau zu beschreiben und zu analysieren, was ich für lebenswichtige Erfahrungen aus dieser Sache gewonnen habe. Ja, ich glaube sogar, daß ich überhaupt keine großen Erfahrungen daraus gewonnen habe. Ich würde mich jederzeit wieder und wieder verlieben!

Wenn die Definition stimmt, daß ein Neurotiker ein Mensch ist, der nie in der Gegenwart lebt, sondern sich

nur immer in die Zukunft oder in die Vergangenheit zurückziehen muß, so war ich mein Leben lang ein Neurotiker. Ich will nicht einmal über das Leben schreiben, sondern es wirklich mit Händen und Füßen ausleben. Das ist alles.

Christa steht jetzt auf dem gegenüberliegenden Ufer und lächelt mich wieder in ihrer Eigenart an. Sie ist so wunderwunderschön wie eh und je. Ihre langen, seidenen Haare wehen im Wind und die untergehende Sonne umreißt die Silhouette ihres Körpers. Ich lächle ihr ebenfalls entgegen, doch ich habe keine Tränen in den Augen, weil ich nicht mehr in der Lage bin, zu weinen. Mir fehlt auch die Kraft, zu ihr hinüber zu schwimmen. Und weil ich keine Kraft mehr besitze, habe ich auch nicht die geringste Lust, zu schwimmen. Ich glaube, ich kann auch gar nicht schwimmen. Und ich glaube, ich werde mein Leben lang nicht mehr schwimmen können.

Sie streckt nun ihre Hände empor und winkt mir lachend zu, danach wendet sie mir den Rücken zu und schreitet langsam davon. Ich blicke ihr nach. Ich blicke ihr sehr lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen ist. Dann wird es dunkel in der Welt, und auch ich drehe mich zurück und gehe meinen eigenen Weg. Besser gesagt, ich werde es versuchen.

Alles geht vorüber. Und man kann nichts halten. Keine Freude, keine Liebe, kein Glück.

Ich habe mich mit meinen Eltern brieflich ausgesöhnt und werde in einer Stunde vom Kölner Hauptbahnhof nach Hause fahren. Doch ich werde nicht sehr lange bei ihnen bleiben, da ich mir vorgenommen habe, selbst etwas auf die Beine zu stellen. Ich weiß nicht, was ich nach dieser Zeit anstellen werde und was mich in der Zukunft noch alles erwartet, aber ich bin sehr zuversichtlich.

Wie auch immer, der Zug wartet nicht lange, und ich muß vorher noch meinen Kofferfernseher zum Pfandhaus bringen. Schätze, ich werde 150 Mark für das gute Ding bekommen. Nun ist es also an der Zeit, mich vom Stuhl zu erheben und durch diese Tür da in mein neues und hoffentlich glückliches Leben hineinzumarschieren. Allerdings muß ich mich diesmal selbst fragen, was ich damals im Regen Christa gefragt habe: Wie geht das, Leben?